<36612567690010

<36612567690010

Bayer. Staatsbibliothek

Kol. Lit. Erwd. Vit. m

Körte

Biog. 458.

Johann Wilhelm Ludewig Gleims

Leben.

REGIA
BIBLIOTHECA

Aus seinen Briefen und Schriften

von

Wilhelm Körte.

Halberstadt,

im Büreau für Literatur und Kunst.

1811.

Bayerische
Staats-Bibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede und Zueignung.

„Forma mentis aeterna, quam tenere et exprimere, non per alienam materiam et artem, sed tuis ipse moribus possis.“

Tacitus.

Das Leben Johann Wilhelm Ludewig Gleims hat der Verfasser im Geiste dieses Lebens selbst zu schreiben gewünscht: einfach, heiter und unbefangen, im Angesicht der anspruchlosesten Poesie und der liebenswürdigsten Tugenden der Freundschaft und Vaterlandsliebe.

Das Leben jedes trefflichen Menschen hat seine Eigenthümlichkeit, welche ein eigenes entsprechendes Colorit fordert. Das rechte Colorit suchte der

Verfasser immer in den eigenen Worten Gleims und der Freunde, und dies sieht er als das einige Verdienst seiner Arbeit an, errungen durch das strengste Bemühn, den Reichthum der vorhandenen Materialien gewissenhaft zu benutzen. — Den Verfasser selbst wird man nur selten in seiner Arbeit finden, und etwa nur da, wo äußere Beleuchtung zweckmäßig und nothwendig schien, oder wo die innigste Verehrung und Liebe ihm die Feder reichlicher anfüllte.

Der Eindruck, welchen diese Biographie nach ihrer Beendigung auf den Verfasser selbst machte, war dasselbe lebhafte Gefühl, welches ihm sonst immer im Herzen aufging, wenn er seines Groß-Oheims sich hoch erfreute, als eines im hohen Grade liebenswerthen, herrlichen Mannes, voll der edelsten Güte und Liebe, der unbeflecktesten Redlichkeit und Treue, voll Enthusiasmus für alles Gute und Große, im liberalsten Genuß der liebsten Musen, der vortrefflichsten Freunde und der glücklichsten

äußeren Verhältnisse. — Dieses Gefühl aus seiner Biographie gab dem Verfasser allein Muth und Willigkeit, dieselbe öffentlich herauszugeben, wozu er sonst sich nicht würde entschlossen haben, da ihm eine größere Idee von der historischen Kunst der Biographie vorschwebt, und er größere Forderungen daran macht, als er selbst zu leisten vermocht hat, weil dazu größere Gaben gehören, als ihm zu Gebot stehn.

Indessen tröstet er sich mit Gleims Gesinnung: daß die Liebe überall das Liebste und Beste ist, hat und giebt; und der innigsten Liebe zu Gleim war der Verfasser bei seiner Arbeit überall innig sich bewusst.

So nun giebt der Verfasser dies Leben den geneigten Lesern, so nun mögen sie es annehmen und des Bildes eines edlen, wahrhaft-guten, theuern Mannes sich erfreuen.

Dem väterlichen Freunde, Johann von Müller, sollte diese Biographie gewidmet wer-

den, weil Er, voll unendlicher Güte und Nachsicht gegen jüngere Freunde, so große Freude bezeugt hatte an Einzelnem, was ihm zufällig mitgetheilt worden war. —

Auch Er, der Herrliche, ist nun heimgegangen zu den Seinigen, den Alten und Freunden, und wandelt mit Gleim in der Seligen Unsterblichkeit. Aber Ihm weihe ich dennoch dies Buch, Ihm: seines Herzens und Geistes ewiger Verehrung.

Halberstadt, am 25. September 1810.

Wilhelm Körte.

Johann Wilhelm Ludewig Gleims

Leben.

Erster Abschnitt.

Von Gleim's Geburt bis zum Anfange des siebenjährigen Krieges. *)

Von 1719 bis 1756.

„Johann Wilhelm Ludwig Gleim ist geboren am Sonntage Palmarum, den zweiten April, des Jahrs 1719, (Morgens gegen 4 Uhr, im Zeichen der Jungfrauen) zu Ermsleben, einer im Fürstenthum Halberstadt in einer schönen Gegend am Selkabach belegenen kleinen Landstadt.“

*) Der größte Theil dieses ersten Abschnitts, und so weit er mit „ bezeichnet, ist von Gleim selbst. Es haben sich zwei Fragmente einer Selbstbiographie von ihm gefunden, das eine eigenhändig, aus den Jahren 1780, und ein anderes, in die Feder dictirtes, vom Jahr 1802. Beide Fragmente habe ich wörtlich mit einander vereint, sie durch einander vervollständigend. Alles, aus Briefen und andern Documenten, diesem Aufsatze von mir Eingeschaltete, ist durch Einklammerung ( ) angezeigt.

„Beide seine Eltern, Vater und Mutter, waren allgeliebte rechtschaffene Menschen, starben aber zu früh. Von ihren zwölf Kindern, neun Söhnen und dreien Töchtern, war der jüngste Sohn sechs Jahre nur alt“. *)

„Wilhelm war des Vaters und der Mutter Liebling, weil er der ernsthafteste war; sein Bruder Lorenz war seiner Geschwister Liebling, denn er hatte schönes blondes Haar, welches die Schwestern an Sonn- und Festtagen in Locken zu legen pflegten.“

„Wilhelm hatte der Vater schon im dritten Jahre dem Rector Schumann zu Ermsleben zum Schulunterricht übergeben; im achten und neunten Jahre musste der Knabe dem Vater schon Schreiberdienste leisten, besonders auf Reisen in die zu seinen zwei Kreiseinnahmen gehörigen Dorfschaften. Auf diesen Reisen sah der Knabe die schönsten Berggegenden und hörte das Gemurmel unzähliger Bergbäche. Dieses Sehen und Hören hatte ohne Zweifel beträchtlichen Einfluß auf die noch junge Einbildungskraft.“

„Unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm des Ersten waren alle Söhne geborne Soldaten; alle bekamen sogenannte Soldatenpässe schon in der Wiege. Die Stadt Ermsleben gehörte

---

*) Siehe die erste Beilage: „Gleims Eltern, Geschwister und Vorfahren.“

zu dem Militaircanton des zu Aschersleben in Garnison liegenden Königl. Preuß. Cürassierregiments. Ein Rittmeister desselben, Namens von Natzmer, brachte dem Vater für seine sechs Söhne die gewöhnlichen Pässe. Der Vater weigerte sich, sie anzunehmen. Der Rittmeister legte sie auf den Tisch und ging davon. Bei der Begleitung bis an die Thür sagte der Vater zum Rittmeister: „Sie sollen sie schon wieder abholen," und augenblicklich schrieb der Vater an den König: er habe sechs Söhne, die wolle er, der Vater, zu guten Bürgern des Vaterlandes erziehen; bekämen sie zu früh den Soldaten in den Kopf, so lernten sie nichts. Daher bäte er, dem Rittmeister von Natzmer zur Zurücknehmung der gebrachten sechs Pässe allergnädigsten königlichen Befehl zu ertheilen. Dieser Befehl erfolgte sogleich, und der Rittmeister nahm die Pässe zurück. Die Folge war, daß von den sechs Söhnen in den Soldatenstand keiner gerieth. Das dem Könige gegebene Wort erfüllte der Vater aufs genaueste." *)

„Im zehnten Jahre brachte der Vater seinen Wilhelm in die Lehranstalt des vormaligen Schulmanns und damaligen Predigers, Herrn Magisters

---

*) Dem Leser wird erinnerlich seyn, wie auch Klopstocks Vater wider jenen Soldatenunfug sich anstemmen musste. Siehe „Klopstock. Er und über ihn. Herausgegeben von C. F. Cramer," 1. Theil, Seite 17.

Zabel.*) zu Oberbörnecke, einem Dorfe des Fürstenthums Halberstadt. Die Lehranstalt war klein. Sie bestand aus dem Knaben Wilhelm, seinem Mitschüler Overkampf und zweien Töchtern des Lehrers. Der Lehrer war ein wahrer Wakefield und ein vortrefflicher Schulmann. Die Töchter so gut als die Knaben, mussten Hebräisch, Griechisch und Lateinisch lernen. Alle vier konnten die fünf Bücher Moses auswendig. Sie wetteiferten mit einander. Im Jahre 1730 wurde das Jubiläum der Uebergabe der augsburgischen Confession gefeiert. Knaben und Töchter feierten dasselbe in der Kirche mit Reden und Unterredungen. Bald nachher trug sich's zu, daß der Mitschüler auf einer Glitscherbahn den Kopf einschlug." —

„So vortrefflich der Unterricht in dieser Anstalt war, so fand doch der Vater für rathsam, seinen Sohn in eine öffentliche Schule zu bringen, und

---

*) Gleim erwähnt seiner im zweiten Theile der scherzhaften Lieder, als eines sehr geliebten Freundes seines Vaters. Nachdem er den Hofmaler Pesne gebeten hat, ihm alle seine Freunde zu malen, setzt er hinzu:

„Und dann male meinen Vater
An der Seite seines Zabels,
An der Hand des besten Priesters,
Daß er meine Freunde siehet!
Wenn du meinen Vater malest,
Musst du mit beseelten Zügen
Seine Redlichkeit bezeichnen!"

brachte ihn in die Stadtschule *) zu Wernigerode. Zwei Lehrer in derselben, der Rector Eusthatius Friedericus Schütze und sein Bruder, der Conrector Henricus Carolus Schütze, damals berühmte Schulmänner, waren seine Lehrer.**) Wilhelm wohnte beim Rector im Hause."

„In den Osterferien ließ der Vater ihn nach Hause kommen. Einer der Brüder des Vaters, ein Apotheker aus Werben, befand sich im väterlichen Hause zum Besuche. Beiseyns desselben fragte der Vater seine Söhne, Wilhelm und Lorenz, was sie werden wollten? — „Ein Apotheker!" sagte Lorenz. Wilhelm: „ich will studieren!" Die Schwestern wollten, Lorenz sollte studieren und Wilhelm ein Apotheker werden. Darüber entstand Streit.

---

*) Die Oberpfarrschule.

**) Ersterer ward im Jahre 1738 als Director nach Altona berufen. Letzterer folgte ihm im Rectorat und starb im Juni 1781, im 81sten Lebensjahre, und nachdem er im Jahre 1779 sein Amtsjubelfest gefeiert hatte. — Er wird als Schulmeister gerühmt, wegen großer Ordnung und strenger Disciplin. Gleim hatte, nach seiner Versorgung zu Halberstadt, oft die Freude, den alten ehrlichen Lehrer als seinen Gast zu erquicken; auch sandte er ihm oft ein Fäßchen herzstärkenden Rheinweins. Es ist sonderbar, daß beide Brüder ihre Namen so verschieden geschrieben haben. Eusthatius schreibt sich in Wernigerödischen Schulacten Schütz, und Henricus in Gleims Stammbuche Schütze.

Wilhelm blieb standhaft. Dem Bruder Lorenz wurden seine schönen Haare am Abend vor Ostern von den Schwestern gekräuselt, die des Wilhelm nicht. Darüber ward Wilhelm eifersüchtig, und da er mit Lorenz in einem Bette schlief, so nahm er heimlich eine Scheere mit in's Bett', und schnitt dem schlafenden Bruder die schönen Locken rund ab. Die aufgebrachten Schwestern schleppten den Missethäter vor der Eltern Bette zum Verhör und zur Strafe. Die guten Eltern konnten des Lachens sich nicht enthalten, und Wilhelm kam mit einem ernsten Verweise davon. Dem Vater gefiel die Eifersucht seines Sohnes, die aus der größern Liebe der Schwestern zu Lorenz und daraus entstanden war, daß die Schwestern ihn, ein Apotheker zu werden, nicht überreden konnten." — *)

---

*) So wie Gleims Schwestern ihn zum Apotheker bestimmt wünschten, so wünschte die fromme Mutter ihn dem geistlichen Stande. Gleim erwähnt des erlittenen Studienzwangs in dem scherzhaften Liede: „an die Eltern :"

„Erst sollt' ich im schwarzen Kleide
Schwere Seelensorgen lernen,
Weil es meine Mutter wollte;
Doch es rettete mein Vater
Mich von solchen schweren Sorgen;
Und da sollt' ich wider Willen
Sorgen lernen für die Körper;
Aber es erfuhr mein Vater,
Daß ich lieber gar nichts lernte."

„An demselben Tage erlaubte der gute Vater seinen Söhnen einen angenehmen Spatziergang nach dem Dorfe Sinsleben, zu seinem Freunde, dem Prediger Limburg daselbst. Zwischen Ermsleben und Sinsleben fließt der kleine Selkabach, der in manchem Frühjahr ein Strom wird. In diesem war er ein Strom, und hatte eine neue steinerne Brücke weggerissen; statt derselben hatte man einen langen Baum über den Strom gelegt. Die Brüder Lorenz und Leberecht gingen hinüber. Seinen jüngsten Bruder, den dreijährigen Franz, fasste Wilhelm, ihn hinüber zu führen, bei der Hand, kam auf die Mitte des Baums und fiel hinab in den Strom. Das dreijährige Kind kam glücklich hinüber. Die jenseits des Stromes stehenden Brüder riefen: Wilhelm, Wilhelm! Aber das Wasser riß ihn fort bis an einen hineingestürzten Weidenbaum. Ein vorübergehender alter Mann, dessen Namen nicht bekannt geworden ist, wagte sich in den Strom, zog den Hineingefallenen als todt heraus, trug ihn an das jenseitige Ufer und zu dem Prediger Limburg. Dieser legte den todt scheinenden Knaben, in Gegenwart seiner ihn beweinenden Brüder, in gewärmte Betten, und brachte ihn in's Leben zurück. Damit die guten Eltern von diesem Unglück nichts erfahren sollten, ließ er sie bitten, die vier Kinder ein Paar Tage bei ihm zu lassen, ließ die Kleidung des Verunglückten trocknen, vermahnte die Brüder zum Stillschweigen,

und brachte dann selbst sie zu den Eltern zurück. Merkwürdig ist, daß die Kinder das ihnen empfohlne Stillschweigen beobachteten, und daß die Eltern erst nach geraumer Zeit etwas von diesem Unglück erfuhren. Seinen geretteten lieben Wilhelm setzte der gute Vater bald darauf zu sich in den Wagen, und fuhr mit ihm nach Wernigerode. Wilhelm verschwieg die gehabte Lebensgefahr. Der Vater empfahl ihn seinen Lehrern, und diese gaben dem Sohne gute Zeugnisse seines Schulfleißes. Wilhelms Gönner zu Wernigerode wurden:

1) der regierende Herr Graf Christian Ernst zu Stolberg Wernigerode. *) Dieser Herr, der Stolz seines Hauses, war Beförderer der Stadtschule und Stifter einer öffentlichen Bibliothek. Als er einstens die Stadtschule besuchte, gefiel ihm der Schüler Wilhelm Gleim; er nahm ihn mit sich aufs Schloß, und ließ ihn einige Verse, die der Schüler gemacht hatte, vermuthlich in der Absicht, den Knaben aufzumuntern, in ein Buch schreiben. Der Knabe wurde dreist, ging oft in die Bibliothek, befand sich dann und wann in ihr mit dem Herrn Grafen allein, und wurde mit manchem Buche von ihm beschenkt.

2) der Königl. Preuß. Geheimerath Adolph Ludewig Reinhart. Dieser machte den Knaben zu seinem Tischgaste, und las mit ihm die Classiker

---

*) Gestorben 1771.

der Griechen und Römer. Ein dem Knaben in die Hände gerathener Anakreon gab dazu den Anlaß.

3) der gräflich Wernigerödische Regierungsrath Rüdiger, gebürtig aus Ermsleben. Dieser wohlthätige Mann bezahlte für den Knaben den Abendtisch, monatlich mit einem Thaler.

Seine Schulfreunde waren:

1) Gottfried Schütze, der jüngere Sohn des Rectors, nachheriger berühmter Director des Johannei zu Hamburg. *)

2) Heinrich Friedrich Delius, Sohn des gräflichen Consistorialraths zu Wernigerode, nachher als Präsident der Kaiserlichen Academie der Naturforscher geadelt, und verstorben 1791, als Kaiserlich Königlicher Rath und Leibarzt.

3) Johann Andreas Kratzenstein, Sohn des Rathmanns Kratzenstein zu Wernigerode. Diesem schenkte Wilhelm Varenii geographiam universalem. Dieses Geschenk machte den jungen Kratzenstein zum Freunde der Astronomie. Gegen den Willen seines Vaters baute der Knabe auf dem Dache seines väterlichen Hauses ein Observatorium, gewann, noch sehr jung, den von der Academie zu Dijon wegen Aufsteigens der Dünste festgesetzten Preis, wurde nachher, von seinem Schulfreunde, dem großen Euler zu Berlin empfohlen, und von

---

*) Gestorben zu Hamburg 1784, im 65sten Lebensjahre.

diesem zum Mitgliede der Academie zu Petersburg befördert.“ —

„Wilhelms Vater wurde krank, und war es einige Tage schon, ehe es Wilhelm erfuhr. Die gute Mutter wollte den lieben Sohn mit der Nachricht von des Vaters Krankseyn nicht betrüben, darum wurde zwar dem Lehrer, nicht aber dem Schüler, Nachricht gegeben.“

„Dennoch hörte Wilhelm davon. Die Lehrer sagten, es sey ein falsches Gerücht. Wilhelm weinte die ganze Nacht hindurch, sprang um Mitternacht aus dem Bette, und bat, ihn nach Hause reisen zu lassen, er müsse seinen sterbenden Vater einmal noch sehn. Gottfried Schütze, sein Freund, brachte es bei dem Vater dahin, daß das Verbot überschritten und dem Schüler verstattet wurde, nach Hause zu reisen. Gottfried Schütze sollte ihn begleiten. Beide Schüler saßen in einem Carriol; Wilhelm weinte, Gottfried Schütze peitschte das Pferd. Der Weg ging über Quedlinburg und Radisleben, ein wegen vieler daselbst verbrannter Hexen berühmtes Dorf. Unweit desselben zerbrach an dem zweirädrigen Fuhrwerk ein Rad. Wilhelm sah Ermslebens weißen Thurm, verließ den Begleiter, und lief geraden Weges fort, die Augen auf den weißen Thurm geheftet. Gegen Abend kam er zu Sinsleben an, hörte zu Ermsleben die Glocken läuten. Was bedeutet das? fragt er einen alten Mann. „Sie be-

graben den Obereinnehmer Gleim," erhielt er zur Antwort. Der Knabe lief, sah bald die Straße, jetzt sein väterliches Haus, sah eine Menge Volks und eine Menge Laternen, lief und fand den Vater auf der Bahre stehend noch im Hause; er drängte sich durch's Volk in's Trauerhaus. Die gute Mutter, in Thränen schwimmend, umhals'te den Sohn; dieser aber entwand sich ihr, warf in einer nahen Kammer sich auf's Bett und weinte. Die gute Mutter ließ den Sarg eröffnen, ihrem lieben Sohne den Vater noch einmal zu zeigen. Todtenbleich verbat es der Sohn und blieb unerbittlich. Die Mutter, darüber unwillig, nannt' ihn einen häßlichen Jungen; er ließ sich nicht bewegen. Jetzt ward der Sarg wieder verschlossen, und der Leichenzug ging fort. Wilhelm ging hinter ihm her, ganz allein, ernsthaft denkend, und weinte nicht mehr; er ging dann zurück und tröstete die Mutter!" *)

---

*) Der damals sechszehnjährige Knabe ließ auch ein Trauercarmen auf den Tod seines Vaters drucken, das mit folgendem Gebete schließt:

„Drum Höchster! da wir denn auf deine Hülfe schauen,
So siehe uns mit Trost in Gnaden wieder an,
Laß mich auch jederzeit auf deine Treue bauen,
Damit ich dir einmal in Wahrheit dienen kann.
Stärk' unsere Mama und laß dieselbe schmecken,
Wie ihr durch deinen Trost, was niedrig scheint,
verschwind't;
Du wirst uns Kinder auch mit deinem Schirme decken,
Ob wir gleich in der Welt verlass'ne Waisen sind!"

„Die trostlose Mutter folgte bald dem Vater. Durch den Tod dieser Eltern wurden ihre noch lebenden acht Kinder Waisen, aber keine vaterlosen. Gott war ihr Vater. Zwei waren versorgt, der älteste Sohn Christian David Friedrich, als Einnehmer zu Aschersleben, und die älteste Tochter Anna Katharina Magdalene Gertrud, als Ehegattin des Königlichen Amtsverwalters Fromme, damals zu Ermsleben.“

„Zum Tode dieser braven Eltern gab folgender Vorfall den Anlaß. Der oberwähnte Rittmeister von Natzmer konnte die Zurücknahme seiner Soldatenpässe nicht vergessen, suchte sich zu rächen, und verlangte von dem Königl. Amtsverwalter Fromme den Verkauf eines sehr schönen Reitpferdes. Der Verkauf wurde verweigert. Tages darauf ließ der Rittmeister gewaltsamer Weise vom Königl. Amte den Amtsverwalter abholen, und machte ihn zum Wachtmeister seiner Compagnie. Der Amtsverwalter des Königs kaufte mit 800 Rthlr. in Golde sich los. Ein andrer Rittmeister bemächtigte sich seiner. Diesem musste der Amtsverwalter 600 Rthlr. zahlen. Prinz Gustav von Anhalt war Inhaber des Regiments. Vorstellungen gegen diese Gewaltthätigkeiten halfen nichts. Unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Ersten war der soldatische Despotismus eine Landplage. Der zweimalige große Verdruß gab dem Schwiegervater des Amtsverwalters ein Gallen-

fieber und den Tod. Nach dessen Tode begab sich der Schwiegersohn nach Potsdam. Ein Anverwandter, Namens Lamprecht, Auditeur bei der Leibgarde des Königs, verschaffte ihm Audienz bei'm König. Die beiden Rittmeister wurden verklagt. „Hätte nicht das Regiment den Prinz von Anhalt zum Chef, so wollt' ich ihm helfen," war der Bescheid des Monarchen. Durch diesen Bescheid auf's äußerste gebracht, nahm der Wachtmeister Fromme — den man, weil er nach gezahlten 600 Rthlr. den Abschied noch nicht erhalten hatte, für einen Wachtmeister noch hielt, und für einen Ueberläufer erklärte, weil er ohne Reisepaß weggegangen war — seine Zuflucht zu dem Kronprinzen in Rheinsberg. „Der König, sagte der Kronprinz, hat für mich die von Happeschen Güter gekauft; hier ist der Anschlag, kann und will er den erfüllen, so ist er mein Beamter, und dann kann und will ich ihm helfen." Der gerechte Kronprinz bewilligte dem Unrecht leidenden Königl. Amtsverwalter, daß er, vor seiner Erklärung, jene Güter in Augenschein nehmen durfte. Die Besichtigung geschah. Nach einigen Tagen war der Pachtvertrag geschlossen. Eine für die noch unversorgten Gleimschen Kinder glückliche Begebenheit: ihre verheirathete Schwester wurde die Mutter ihrer Brüder und Schwestern. *)

*) Sie starb am 27. Juni 1760, im funfzigsten Jahre ihres rühmlichen Lebens, und hinterließ drei Töchter und einen Sohn.

„Wilhelm, ihr liebster Bruder, war wieder zu Wernigerode. Der Geheimerath Reinhart gab ihm wieder des Mittags zu essen, der Regierungsrath Rüdiger des Abends; in beiden Häusern war er wie ein Kind im Hause. Beim Geheimerath Reinhart, der ein sehr gelehrter Mann war, lernte Wilhelm viel, und weil er viel Finanzsachen abschreiben musste, so durft' er nicht müßig gehen!" *)

„Im Frühjahr 1738 verließ er die Schule zu Wernigerode und bezog die hohe zu Halle." (In welcher dürftigen Lage Gleim bei seinem Abgange von der Schule war, bezeugt folgender Brief an seine wohlthätige Schwester, die Amtsräthin Fromme zu Lähme, datirt Börnecke, den 10. Juni 1738.

„Es möchte zu weitläuftig seyn, zu sagen, in was „für Umständen ich mich jetzo und besonders wegen „des Geldes befinde. Ich wüsste nicht, was ich hätte „anfangen sollen, wenn ich nicht in Wernigerode „gute Freunde gehabt, welche mir etwas Geld vorgeschossen hätten. Ich habe auch bis diese Stunde „nichts von Ermsleben kriegen können. Da bitte „ich nun, selbst zu überlegen, in welcher Noth ich „stecke. Jedermann bin ich schuldig, und mit der „Bezahlung muß ich immer von einer Zeit zur andern vertrösten." —

„Nun:

---

*) Siehe die Beilage II. „Etwas aus Gleims Schuljahren."

„Nunmehro ist's gewiß, daß ich, will's Gott, „zukünftige Michaelis von Wernigerode ab und nach „Halle gehen werde. Der Höchste gebe nur seine „Gnade und Segen dazu, und lasse mich nicht in „solcher Noth stecken, wie ich vermuthe daselbst aus„zustehen! In Wernigerode habe ich gute Freunde „gehabt; wo kommen die aber in Halle her? Und „kein Stipendium habe ich, außer dem Freitische, „welchen ich vermuthlich Michaelis oder gewiß Weih„nachten antreten werde." *)

Ein andrer Brief von Gleim an dieselbe Schwester, aus Halle, vom 20. August 1740, darf hier nicht fehlen: „Bis hierher hat mir der Herr ge„holfen, und ich danke Gott, daß er mich in meinen „academischen Jahren so weit gebracht hat, und „Gesundheit, Geduld und genugsame Liebe zu den „Wissenschaften verliehen. Ich bin nunmehr fast „zwei Jahre hier, und habe dieselben in solchen „Umständen hingebracht, deren sich nicht ein jeder soll „rühmen können. Ich freue mich, wenn ich nur

*) In einem vorgefundenen Buche über Gleims Einnahme und Ausgabe während der Universitätsjahre, befindet sich folgende Einnahme: für das Jahr 1739: Sechzig Thaler. Für 1740: Sechs und funfzig. — Und Ausgaben, wie folgende: „für halbjährliche Miethe zwei Thaler zwölf Groschen." — „Den 23ten Fremde gehabt aus Aschersleben; für Pfeifen, Taback, Zucker und Milch — Zwei Groschen."

„von einigen weiß, daß sie Mitleiden mit mir ha:
„ben.“ — „Hiesigen Orts ist man überall beschäftigt
„mit Gesprächen über die glückliche Regierung unsers
„gnädigsten Königs.“ — „Als der König über Leip:
„zig ging, war hier alles in Bewegung. Die Stu:
„dioſi wollten ihn zu Pferde empfangen, und eine
„kostbare Musik bringen. Er ging aber unverhofft
„vorbei. Ich selbst war Willens, des Königs Ma:
„jestät ein Gratulationscarmen zu überreichen, weil
„einem Studenten alles erlaubt ist; allein meine
„Bemühung war vergeblich, und es war nur gut,
„daß ich es nicht allzu zeitig in die Druckerei gegeben
„hatte, sonst hätte ich unnöthige Kosten gehabt.“ —
„Jeden Thaler, den ich zu meinen jetzigen Studiis
„erhalte, den sehe ich als einen Saamen an, der
„mir einmal die reichsten Früchte bringen kann.
„Denn ohne Geld läſſt sich hier nur das Wenigste
„lernen.“ — „Gestern habe ich vernommen, daß der
„Herr Pastor N. gestorben sey. Nun wird der
„Hochmuth seiner Nachgelassenen wol in sich gehen.
„Neulich war sein Sohn, der hier studiert, bei mir,
„da sprach er von nichts als von seinen Heldenthaten,
„die er hier in Halle hätte ausgehen lassen, aber
„ich dachte: Dein Lob ist nicht fein! — Doch was
„gehen uns die an, die draußen sind, jeder trägt
„seine eigene Haut zu Markte.“)

„Gleims Lehrer zu Halle waren: der Kanzler Johann Peter Ludwig, der Geheimerath Hei:

neccius, der Geheimerath Böhmer, Alexander Baumgarten,*) Georg Meier, und andere vortreffliche Männer; zuletzt auch noch der aus seiner Verweisung von Friedrich dem Zweiten bei seiner Thronbesteigung zurückberufene Christian Wolf, dessen Einzug in Halle dem Einzuge eines Helden in Rom zu vergleichen war. — Der junge Student hatte das Glück, gleich bei seiner Ankunft dem alten Kanzler Ludwig bekannt, und von ihm mit dem Auftrage, von seiner zahlreichen Bibliothek ein Verzeichniß der Bücher zu machen, beehrt zu werden. Dieser Auftrag war von wichtigen Folgen. Der Verzeichner erwarb sich eine große Bücherkenntniß und kam auf den Gedanken, einen ihm nachher sehr vortheilhaft gewordenen Bücherhandel anzufangen. Dieser Handel trieb ihn auch in die Buchläden. Im Rengerschen besah er die ausgelegten Bücher. — „Haben Sie Bodmers Gedanken über die Beredsamkeit?“ fragte lebhaft ein junger Mann, und auf die Antwort: „Nein“ that er sehr peinlich und bat, sie ihm zu verschaffen. „Sie sind nicht mehr zu bekommen,“ sagte der Buchhändler. — „Ich habe

---

*) Dieser hat vor allen andern einen entschiedenen Einfluß auf Gleims Bildung gehabt; seine Aussprüche waren Gleims liebste Autorität. — „Das muß Sie noch hitziger machen, als wenn man gegen Ihren Baumgarten streitet,“ schrieb Sulzer an Gleim. S. Briefe der Schweizer an Gleim. Seite 31.

sie!“ sagte der junge Antiquarius. Der Student ging mit ihm in seine Behausung. Von Stund an wurden der Student und der Antiquarius Herzensfreunde. So knüpften die Musen das Band der ewigen Freundschaft zwischen Uz und Gleim. Mit ihnen verbanden sich Rudnik*) aus Danzig, und Nicolaus Götz aus Worms.“

„Eines Tages waren diese vier Freunde beisammen. Ein alter Student, Namens Jacob Pyra, hatte die Absicht, reimlose Verse bei seiner Nation in Aufnahme zu bringen. Eine Ode, „das Wort des Allerhöchsten,“ war sein erster Versuch**). Gleim war der Meinung, am besten könne man durch Gedichte scherzhaften Inhalts diesen Zweck erreichen. Seine Freunde gaben ihm Beifall, und dieser den Anlaß zu seinem „Versuch in scherzhaften Liedern.“

---

*) Man findet von ihm einen kleinen Aufsatz in: „Die Oden Anakreons in reimlosen Versen. Frankf. und Leipz. 1746. 8. S. 84.

**) Diese Ode muß ungedruckt geblieben seyn, ich wenigstens habe sie nirgends auffinden können. Die Ode unter dem obigen Titel, in der Sammlung: „Thirsis und Damons freundschaftliche Lieder.“ Herausgegeben von M. S. G. Langen. 2. Auflage. Halle (1749). Seite 157 u. f. ist durchgehends gereimt, und kann also hier nicht gemeint seyn. — Uebrigens findet sich über diesen Gegenstand unten mehr.

„Auf dem deutschen Parnasse waren damals zwei Schulen, die Gottschedische zu Leipzig, die Bodmersche zu Zürich. Uz, Gleim, Rudnik und Götz hielten es mit der Letztern. Ihr Lehrer, Alexander Baumgarten, den sie ihren Xenophon nannten, erweckte mit seiner Dissertation: „De nonnullis ad poema pertinentibus,“ die schlafenden Geister.“

„Im Frühjahr 1740 ward diese kleine academische Gesellschaft getrennt. Gleims Wohlthäter, der Geheimerath Reinhart, war von Friedrich Wilhelm dem Ersten in den Adelstand erhoben worden, und erhielt einen Ruf als Finanzminister nach Dännemark. Unser Gleim sollte als Secretär in dänischen Diensten ihn dahin begleiten. Abschied von seiner Schwester zu nehmen, verließ er die Universität, ging über Berlin nach Lähme, wo seine Schwester wohnte. Der Geheimerath von Reinhart bekam unterdessen, vor seiner Abreise nach Koppenhagen, verdrießliche Händel mit einem Herrn von Rößing, welche ihm eine Krankheit zuzogen, an welcher er das Leben einbüßte. Der zum dänischen Secretär Ernannte, der sein Vaterland zu verlassen sich verbindlich gemacht hatte, war wieder frei, ging nun nach Berlin, und bald darauf nach Potsdam, als Hauslehrer des Herrn Obristen von Schulz, der die Königl. Leibgarde befehligte. Gleim war mehr der

Freund des Obristen, als der Lehrer seines Sohns und seiner Tochter.“

„Eines Tages hatte die Frau Obristin Besuch. Der unvorsichtige Hauslehrer stieß an den Kaffeetisch. Das beste Porzellain fiel in Stücken; die Frau Obristin sah ihn ernsthaft an. Diese Unvorsichtigkeit hatte für den Hauslehrer die wichtigsten Folgen. Er bestellte zu Meißen, nach seiner Erfindung, sogleich ein neues Kaffeezeug, ließ die Fabeln des Aesop darauf malen, und ersetzte mit solchem das Zerschmetterte. Das Kaffeezeug gefiel der Frau Obristin. Prinz Wilhelm, Sohn des Markgrafen Albrecht zu Schwedt, Bruder des Markgrafen Carl, ein hoffnungsvoller junger Herr und Obrister der Königl. Leibwache, bekam es zu sehn, und wünschte den Angeber desselben kennen zu lernen. Dieser Wunsch ward sogleich erfüllt, und der Hauslehrer trat als Secretär in des menschenfreundlichen Prinzen Dienste, blieb aber im Hause des Obristen von Schulz.“

„Einst erzählte der Obriste seinen Tischgästen, daß ein Zweikampf vorgefallen, und ein braver Offizier des Prinz Heinrichschen Regiments darin tödtlich verwundet worden sey. Der Secretär merkte sich den braven Mann, ging von der Tafel zu dem Verwundeten, und fand ihn todtenbleich in den traurigsten Umständen; die verwundete rechte Hand lag verbunden auf dem Bette. Er war Lieutenant, sein Name war Ewald Christian von Kleist. Der

Kranke klagte über Langeweile. „Sind Sie kein Freund vom Lesen?“ — es fehlt mir an Büchern! — Der Secretär brachte ihm Bücher, und weil die vorgeschriebene Lage im Bette das Lesen erschwerte, so las er dem verwundeten Kranken aus den Büchern vor. Gleim merkte, daß der kranke Kriegsmann die Sprache der Musen leiden konnte, verrieth sich ihm als den Verfasser des Versuchs in scherzhaften Liedern, und las ihm eines dieser Lieder vor:

„Tod, kannst du dich auch verlieben?
Warum holst du denn mein Mädchen?
Kannst du nicht die Mutter holen,
Denn die sieht dir doch noch ähnlich!
Tod, was willst du mit dem Mädchen?
Mit den Zähnen ohne Lippen
Kannst du es ja doch nicht küssen!“

„Das kleine scherzhafte Lied erhielt dem lieben Kranken das Leben; denn er lachte laut auf, zog die verwundete Hand nach sich, brachte sie in unrechte Lage und die Pulsader sprang auf. Gleim sprang die Treppe hinab, den Wundarzt zu holen. Der Wundarzt kam und erklärte: Dieses Aufspringen der Pulsader sey ein großes Glück, denn es fänden sich Spuren vom kalten Brande. Mittel dagegen wurden sogleich angewandt; der Wundarzt rühmte scherzend die Wirkung der Poesie. Gleim jubilirte, der Kranke gelobte, nun auch ein Dichter zu werden, ward gesund, und — scherzhafte Lieder

waren die ersten Versuche, die sein Gelübde zur Erfüllung befördern sollten. *) Gleims Freunde waren bisher funfzehn Offiziere der Leibwache; nun war Kleist sein einziger Freund. Bald nachher lernten sie beide einen jungen Schweizer kennen, einen Arzt, Namens Hirzel. **) Dieser war ihr dritter Mann."

„Im Juli 1744 reis'ten die Freunde Kleist und Gleim, ihren kranken Freund, den Conrector Pyra, zu besuchen, nach Berlin. Auf dem Wege zu ihm ward der vortreffliche junge Mann ihnen entgegen zu Grabe getragen. An seinem Sterbetage

---

*) Kleists Musenkunst erweckt zu haben, war eine von Gleims liebsten Erinnerungen, und er pries sich dessen mit eifersüchtiger Heftigkeit. Als er im Jahre 1748 Kleists Frühling herausgeben sollte, schrieb er an Kleist: „Ich bin Ihnen unendlich verbunden, daß Sie mir die Ehre der Herausgabe des Frühlings überlassen wollen. Wer hat aber auch dieselbe mehr verdient, als ich, der ich mir noch immer einbilde, daß ich durch meine Ermunterung zu der Wirklichkeit dieser Ehrensäule der Deutschen recht sehr viel beigetragen habe. Lassen Sie mir doch nur dies Verdienst; und wenn Sie auch beweisen könnten, daß Sie gedichtet hätten, wenn Ihnen gleich von mir keine Lust wäre gemacht worden, so thun Sie es doch nur nicht. Ich würde allzuviel verlieren." — S. darüber: Kleists Werke. Berlin bei Unger. 1. Theil. S. 47.

**) Gestorben zu Zürich im Februar 1803. S. Briefe der Schweizer. S. 40—45.

sollte sein Trauerspiel Jephta mit Chören, nach Art und Weise der Alten, von seinen Schülern aufgeführt werden. — Der alte Rector Damm versprach, dem Freunde Gleim eine Abschrift zu verschaffen, hat aber nicht Wort gehalten, und so ist dieser erste Versuch eines Trauerspiels nach Art und Weise der Alten verloren gegangen." *)

„Gleims Freunde zu Berlin waren: der Geheime Tribunalsrath von Berg, **) ein über alles Lob erhabener Mann." —

„Spalding, damals Legationssecretär des schwedischen Gesandten Rudenschöld. Gleim traf ihn in einem Buchladen an, und er ward von Stund an sein vertrauter Freund. Spalding und Gleim waren, jener als Uebersetzer einiger Schriften des Lords Shaftesbury aus dem Englischen ins Deutsche,

---

*) Lange sagt in der Vorrede zur zweiten Auflage von Thirsis und Damons freundschaftlichen Liedern: „Es hatte der Selige (Pyra) eine Uebersetzung des Virgil unter den Händen, er ist aber nur mit dem ersten Buch fertig geworden, welches nebst einem ausgearbeiteten Trauerspiel, Jephta genannt, noch in den Händen seines Bruders ist, dessen Aufenthalt mir zu erforschen bisher unmöglich gewesen. Vielleicht bin ich dereinst noch so glücklich, diese schätzbaren Ueberbleibsel eines der größten Dichter unserer Zeit zu überkommen."

**) Gestorben den 2. Dezember 1789 auf seinem Gute Schönfeld, im 72sten Lebensjahre.

dieser als Verfasser des Versuchs in scherzhaften Liedern, dem Namen nach, einander bekannt.“ *)

„Carl Wilhelm Ramler, aus Colberg, der auf Befehl seines Vaters das Collegium anatomicum zu Berlin besuchen sollte. Diesen lernte Gleim gleichfalls als einen jungen Studierenden kennen. Die Klage, daß er wider seine Neigung die Arzneikunde studieren sollte, war so rührend, daß

*) S. „Joh. Joachim Spaldings Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt. Halle 1804“ 8vo. Gleim hat diese Biographie nicht erlebt; was aber würde der offenherzige, redliche Gleim zu der ihn betreffenden sonderbar frommen Stelle dieser Biographie S. 29. gesagt haben: „Sein Herz war großmüthig und redlich, seine Gesinnungen frei, **allein, da er sich auf den Werth der Wahrheit und des Gewissens aufmerksam machen ließ, so behauptete die Religion ihr Recht in einem Gemüthe, das nicht zur Ruchlosigkeit aufgelegt war.**“ Und diese Stelle ist angeblich im Dezember 1757 geschrieben! — Eine Angabe, welcher schon das darin gebrauchte Imperfectum perfect widerspricht, indem es auf eine spätere Zeit hinzeigt, wo Gleim und Spalding einander mit entfremdeten Augen betrachten mussten. Im Dezember 1757 hätte Spalding nicht schreiben können „ließ,“ „behauptete,“ „aufgelegt war“ ꝛc., da er zu dieser Zeit mit Gleim in keiner Hinsicht im Imperfectum stand, weder in historischer noch in Rücksicht der Freundschaft. Man vergleiche nur den Ton des Briefs von Spalding an Gleim, vom 31. Januar 1757, in den Briefen von Herrn Spalding an Herrn Gleim. Frankfurt und Leipzig 1771. 8vo.

Gleim durch sie bewogen wurde, des jungen Mannes sich anzunehmen.“ *)

„Der Geheimesecretär Lamprecht, der unter einem die Wissenschaften liebenden Könige sein Glück zu machen, nebst dem Baron von Bielefeldt von Hamburg nach Berlin gekommen war. Seine Wochenschrift, „der Weltbürger“ und sein Leben unsers großen Leibnitz sollten noch nicht vergessen seyn. **) Seine glänzende Laufbahn war aber keine lange; er starb schon 1744.“

„Graun, der Kapellmeister, und Krause, ***) der Secretär des Grafen von Rothenburg und Verfasser des zu früh vergessenen Werks von der musikalischen Poesie.“

„Im Jahre 1744 entstand König Friedrichs zweiter Krieg.“ Maria Theresia widersetzte sich der Wahl des Churfürsten von Baiern zum deutschen

---

*) Gleim brachte ihn als Hauslehrer zu seiner Schwester nach Lähme. Siehe Gleim über Ramler, im Maistück 1802 der neuen Berlinischen Monatsschrift. Seite 259—362.

**) „Il publia aussi une vie de Mr. de Leibnitz, d'après un Ms. de la composition de Mr. Eccard, intime ami de ce célèbre philosophe. Cette pièce avoit été envoyée à notre cour par S. A. Mad. la Duchesse d'Orléans.“ S. Histoire de l'Academie royale des sciences et des belles lettres de Berlin. Année 1745. Berlin 4to. S. 120.

***) Graun starb 1771, und Krause 1770.

Kaiser, wollte den Herzog von Lothringen, ihren Gemahl, auf den deutschen Kaiserthron erheben. Friedrich der Zweite, der mächtigste Churfürst, nahm sich des gewählten Kaisers an. Daher entstand der zweite schlesische Krieg, und war ein höchst gerechter."

„Prinz Wilhelm erhielt Befehl zum Marsch, wohin? das wusste zu Potsdam kein Mensch; sein Geheimschreiber sollte zu Hause bleiben. Welche Schande! Ihre Königl. Hoheit wurden mit Bitten zur Mitnehmung bestürmt; der Geheimschreiber, noch unerfahren, meinte, die Musen könnten helfen; er bat die Musen um ein Gedicht; sie gaben ihm eins, ihn los zu werden; wohlbedächtig aber wurde der Verfasser nur dem einzigen General von Stille genannt. Dieser bat dann endlich für den marschlustigen jungen Mann, und den Tag vor dem Ausmarsch erst erfuhr er, daß er mit marschieren sollte. Welche Freude nun! Der Marsch ging durch Sachsen nach Böhmen. — Um Brod zu suchen, ging er eines Tages auf einen Bauerhof. Obgleich kurz vorher erst der Befehl ergangen war, daß wer auch nur einer Stecknadel Werth raubte, ohne Ansehn der Person sogleich gehangen werden sollte, fand er den Hof voll plündernder Reiter. Ueber die Tochter des Eigenthümers hielt ein Husar den Säbel gezückt, um Geld zu erpressen. Gleim sprang mit donnernder Stimme hinzu, und drohte mit dem

Verbot. Die Reiter zogen ab, das Mädchen stürzte vor ihrem Retter auf die Kniee, und bat ihn, ihre geknebelten Eltern zu befreien. — Wie leicht ists, als Freund in feindlichen Landen Segen zu erndten!“ Nicht lange, so standen die Preußen in zweien grossen Kriegesheeren vor Prag, der König auf dieser, Feldmarschall Schwerin auf der andern Seite; die Festung war eingeschlossen. „Auf dem weißen Berge kochte Gleim seinem Kleist in einem Brattiegel eine Suppe; Commisbrod, Wasser und ein wenig Butter waren die Bestandtheile. Sie schmeckte den beiden Freunden vortrefflich.“ Sie sahen sich in allen Feldlägern; die Freundschaft und die Musen waren in ihren Zelten, aber sie ließen sie Niemanden sehen. Die Welt glaubt nicht, daß die Liebe zu den Musen mit der Liebe zu Thaten, oder mit dem geschäftigen Leben sich vertrage. Friedrichs Exempel hätte längst es beweisen können! — Wessen Leben war thätiger? Wessen Liebe zu den Musen größer? Der Geheimschreiber war durch die Gnade des Prinzen und durch die Liebe des Freundes im höchsten Grade glücklich; der Prinz aber kam eines Tages in sein Zelt und befahl ihm, mitzugehen. Sie waren im Gefolge des Königs, als dieser aus dem Lager ging, den Feind zu beobachten. *) „Man war der Festung so nahe,

*) Aus einem eigenhändigen Fragment von Gleim, vom Jahre 1770.

daß man auf den Wällen die Kanonen zählen konnte. Der König stand, in der Gegend des Invalidenhauses, nicht in den Tranchéen, wie die Geschichte bisher gesagt hat, nach der Festung sehend, ein Fernglas in der Hand; eine sechspfündige Kanonenkugel strich vor dem nahe hinter dem Könige stehenden Prinzen vorbei, berührte die linke Schläfe desselben, und der Prinz war todt.“ *)

„Welch ein Jammer! alles Glück war hin! Die Prinzen Wilhelm und Heinrich, Brüder des Königs, kamen in's Zelt des Schreibers, ihn zu trösten; umsonst! er weinte bitterlich, holte den Leichnam seines guten Herrn und die Kugel ins Lager und weinte; saß auf der Kaisermühle, beim Sarge des Prinzen, wo er fast von einer Bombe zerschmettert worden wäre, und weinte; begleitete den todten Prinzen nach Berlin, hörte nicht auf zu weinen. **) Sein erster Gang in Berlin war zu seinem Freunde Lamprecht. Welch ein Schrecken, er fand ihn auf der Hausflur todt.“ —

„Im Jahr 1745 bekam der alte Fürst von Dessau — man nannte diesen Fürsten immer nur den

---

*) Den 11. September 1774.

**) Gleim besang den Tod seines geliebten Fürsten: „Gedicht auf den Tod des heldenmüthigen Fürsten, Herrn Friedrich Wilhelm, Prinzen in Preußen und Markgrafen von Brandenburg 2c. von Gleim, Seiner Königlichen Hoheit bisherigem Secretär. Berlin, den 2. des Weinmonats 1744.“ Folio.

alten Dessauer — den Oberbefehl über ein Kriegsheer, welches die Sachsen im Zügel halten sollte. Diesem alten Fürsten wurde vom Königl. Generaldirectorium der Schreiber des seligen Prinzen Wilhelm zum Staabssecretair gegeben. Der alte Fürst, im Hemde stehend, vor'm Kamin zu Oranienbaum, empfing ihn sehr gnädig. *) Im Lager bei Dieskau wurde von dem alten Fürsten ein reisender Jude, welcher die aufgefahrnen Kanonen, gleich andern Reisenden, die sie sahen, gezählt hatte, zum Tode verdammt. Der Jude war kein Spion, war ein mit guten Pässen versehener Kaufmann. Dem Staabssecretär, welcher aus dem Munde des Fürsten die Worte hörte: „Soll hängen!“ ward um sein eignes Leben bange. Seitdem er sie hörte, dachte er auf Niederlegung

---

*) Gleim an Uz: „wenn ich dem Fürsten vorkommen werde, wie eine anakreontische Ode, so kriege ich gewiß den Abschied.“ — „Es war mir gar zu reizend, der Secretair eines Helden zu seyn.“ — Bei seiner Ankunft zu Oranienbaum fand Gleim einen Nebenbuhler zu derselben Stelle, welchen sein Erscheinen in große Verlegenheit brachte; er schrieb darüber an Lange: „Mein Rival arbeitet anders als ich, er schmeichelt, er lobt, er bückt sich, er läuft und ist furchtsam. Ich thue nichts, ich denke an Berlin, an Sie, und es ist mir immer noch, als wenn ich lieber zurückreisen, als hier bleiben würde. Indessen wünsche ich bald Gewißheit zu haben. Der Fürst ist verreiset. Ich höre unterdessen die Nachtigallen bei Tausenden.“ — Die Ungewißheit dauerte einige Monate.

seines Amts, führte den Gedanken gut aus, ging nach Magdeburg, war krank, wurde gesund und ging nach Berlin. *) Dort wohnte er im Hause seines Anverwandten, des Professors Ludolf, zugleich mit dem oben erwähnten Herrn Geheimen Tribunalsrath von Berg. Dieser war Domherr zu Halberstadt.“ **)

„Im

---

*) Damit war Gleims militairische Laufbahn geendet. In der Folge mochte er gern von diesen Kriegszügen erzählen. Friedrich sagt in seinem Discours sur la guerre: Mais la guerre ouvre, même pendant qu'elle se fait, le plus beau champ à toutes les vertus dont un mortel est capable; car à tout moment la fermeté, la miséricorde, la grandeur d'ame, la générosité, la charité et tant d'autres qualités peuvent y briller,“ und das war es wörtlich, was Gleimen die Erinnerung an seine Kriegsjahre so sehr werth machte, und daß er gern ein rühmendes Wort davon sprach. Das böhmische Mädchen, welches ihren Erretter, nach geendigtem Kriege, durch rückkehrende Krieger zu Berlin aufsuchen ließ, gab ihm Veranlassung zu dem scherzhaften Liede: „Der Plünderer.“ Selbst dem achtzigjährigen Gleim war, wenn er der guten alten Zeit gedachte, jene Scene in Böhmen noch frisch und lebendig in der Seele.

**) Diese beiden Jahre, welche Gleim in Berlin verlebte, auf Anstellung hoffend, waren ihm sehr lästig. Er machte und verwarf voll Unmuth mancherlei Plane, deren ihm einige kurz vor der Erfüllung mißglückten. Als in dieser Zeit der jüngste Bruder bei einem Berliner Kaufmann, als Lehrbursche, untergebracht war, schrieb

„Im Jahr 1747 schlug dieser Herr von Berg den bisherigen Kriegssecretär zum Domsecretär vor; bis auf den Domdechant, einen alten Herrn von dem Bussche, gaben die geistlichen Herren sämmtlich dem Vorgeschlagenen ihre Stimme, und so kam Gleim nach Halberstadt.“

---

schrieb die mütterliche Schwester, die Amtsräthin Fromme, an ihren ältesten Bruder: „Der liebe Gott gebe ihm nun nur Glück; es ist doch besser, daß er was lernt, als daß er studiret; der arme Bruder Wilhelm, der hat nun was rechts gelernt, auch schon öfter eine Bedienung in Händen gehabt, aber immer ist ihm ein Queerstrich gemacht. Im neuen Jahre (1746) kam er mit den Kindern zu uns, und brachte die fröhliche Post, daß er Kriegsrath in Küstrin werden sollte. Wir freuten uns sehr, und kriegten Einen, der 5000 Rthlr. Caution für ihn machen wollte. Wir waren eben im Begriff, Betten für ihn anzuschaffen, da wurde ihm ein Anderer vorgezogen. Denke nur, was er verzehrt, er wird meinem Manne nun wohl meist 700 Rthlr. schuldig seyn, und er ist noch nichts; mich jammert er sehr, weil er oft ganz niedergeschlagen ist. Gott erbarme sich über solchen Zustand.“

In dieser widrigen Lage war der Umgang mit seinen Berliner Freunden sein einziges Glück, damals, wie bis ans Ende seiner Tage.

„Ich sah gestern den schönsten Himmel,“ schrieb er an Kleist im Herbst 1746, „ich lag in dem angenehmsten Schatten, aus welchem ich die Spree weit übersehen konnte, da wollte ich mein Gemüth in die Ruhe setzen, in welcher sich die ganze Gegend befand; aber die ganze Natur, mit aller ihrer Schönheit, die sie,

So weit gehen die von Gleim selbst aufgezeichneten Nachrichten von seinem glücklichen Leben. Ehe ich die weitere Geschichte desselben, vom Jahr 1747, wo er zu Halberstadt ankam, bis zum letzten Tage seines Lebens fortsetze, schalte ich hier die in Gleims Aufsatze ganz übergangene Geschichte seiner poetischen Bildung und Thätigkeit ein, welche von hieran mit

---

als für mich allein, aufstellte, war nicht vermögend, mich zu beruhigen. Sie gab mir vielmehr Gründe zu größerer Unzufriedenheit; ich beklagte mich, daß die schönste Zeit meines Lebens, daß meine Jugend, die voll schöner heiterer Tage, die voller Frühling seyn sollte, unter Verdruß und Sorgen verschwinde, und daß sie dem ernsthaften Alter, das mit starken Schritten herannahe, bald werde Platz machen müssen, ohne daß ein Blick in die Zukunft, in so weit sie das Irdische begränzt, heitere Tage, Glück und Zufriedenheit entdecke, nachdem das Schicksal meine Hoffnung so oft betrogen habe. So machte der helle Tag es in meinem Gemüthe nur noch finsterer; aber sobald ich Sie, werthester Freund, sobald Ihre Freundschaft meine Gedanken einnahm, welche Zufriedenheit, welche Ruhe, welche Stille der Seele war sogleich da! Mein Gemüth war plötzlich ruhiger, als die Luft, mein Geist heiterer, als der Tag. Wie glücklich macht der Besitz eines solchen Freundes! welcher Schatz, welch Glück wäre würdig dagegen zu vertauschen! O wie schön ist die Welt! Welch ein schönes blaues Gewölke, welch ein angenehmer Schatten! Welch ein kräftiger Geruch der bunten Wiese! Wie still strömt das Gewässer vorüber! So machte mich die Vorstellung von Ihrer Freundschaft fähig, die schöne Natur zu genießen."

der Biographie selbst vereint seyn wird. — Die tief mir in's Innere gesenkte Liebe für den Vollendeten wird mich vor kalter Würdigung schützen; die mir heilige Wahrheit aber mich vor eitler Lobsucht hüten. — Möchte mir nur das lebendige Andenken an den geliebten Altvater so viel Talent als heißen Willen, und die Heiterkeit des zu beschreibenden Lebens mir eben so viel Musenkunst geben, um etwas des Vollendeten Würdiges zu liefern. — Wahrlich, nicht die Eitelkeit eines Lobes bewegt mich, Gleims theures Leben zu schreiben, sondern die Dankbarkeit und die Liebe, die das Andenken an seine Tugenden ihm überall erwecken wird!

Wo es nur immer möglich ist, werde ich mit Gleims eignen Worten erzählen, aus seinen und den Briefen seiner Freunde alles Biographische sorgfältig ausziehend.

Auf der Schule hatte Gleim besonders Latein und auch Griechisch geübt, und es bis zur leichtern Lesung der Classiker und zum eigenen lateinischen Versificiren gebracht. *) Auf der Universität und im Verein mit Rudnik, Uz und Götz, las und liebte er besonders Anakreons leichte Lieder. Man nenne nicht Zufall, daß eben Anakreon der Jüng-

---

*) Siehe die zweite Beilage: Etwas von Gleims Schuljahren.

linge Liebling ward. Ihre geringe Kunstfertigkeit, welche in der Muttersprache gleiches zu bilden sich vorgenommen hatte, musste sich besonders zu des Tejers leichter Weise hinneigen. Hatten Haller und Hagedorn ernstere Muster vor Augen, so erschien ihnen der leichte Scherz Anakreons nur um so lokkender, die deutsche Sprache gefälliger zu bilden, und auch ihr den leichten Scherz zu geben, mit dem die Franzosen damals alles an sich zu reißen wusten. — Indeß ist nicht zu leugnen, daß dieser anakreontische Anlauf mancherlei leichtes Wesen erzeugte, und eine tändelnde Periode veranlasste.

Die erste gedruckte Sammlung Gleimischer Lieder war der „Versuch in scherzhaften Liedern vom Jahr 1744.“ Diese jugendlichen Gedichte wurden veranlasst durch eine kleine „Parnassische Politik.“ Pyra nämlich wollte, mit Gedichten von hohem Inhalt, von unserm Helikon den Reim verbannen, und den Rhythmus der Alten einführen. Er schrieb schöne Oden an Lange und seinen „Tempel der Dichtkunst,“ *) aber sein Zweck blieb unerreicht. „Bacchus und Amor,“ sagte Gleim, „werden uns eher helfen, denn Moses und David!“ daher entstanden diese flüchtigen Versuche;“ — **)

---

*) Man findet jene und diesen in: Thyrsis und Damons freundschaftlichen Liedern.

**) Aus einem spätern Briefe an Herder.

Sie waren die Früchte der Jahre während und kurz nach dem Aufenthalte auf der Universität, und bezweckten besonders eine Begünstigung des Bodmerschen Krieges wider den Reim, welcher im 28. Blatt seiner „Discurse der Maler.“ (Vier Theile. Zürich 1721 bis 1723) bereits ausgebrochen war. Bodmer vergleicht daselbst den Reim mit dem Schwanz der schwimmenden Maus im Rollhagen.

— „Der Reim bezeichnet auch die Straß
Und schleifet in dem Vers daher,
Als ob's des Dichters Steurholz wär.“ —

Der eifernde Bodmer gab den Reimen schuld, was nur die Reimer verschuldet hatten. Der neue Kampf aber hatte zu viel Reiz wider die mit Reimen steif einherstapfenden Alexandriner, als daß so feurige Jünglinge, wie Gleim und seine Freunde, zu des lebhaften und gewandten Spötters Parthei nicht hätten übertreten sollen, welcher, unter dem Schutz des Beispiels der Griechen und Römer, den Reim als gemeinen Zierrath verschrie. Die scherzhaften Versuche wurden zwar mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, erlitten aber mancherlei Schicksale. „Sie sind in drei Zeitungen gelobt, nachgehends in Magdeburg von dem Syndikus Schmalian confisciret, und dann in Hamburg nachgedruckt. Ein Priester ließ sein Gericht auch über sie ergehen, und sagte von dem Verfasser: „Ich bedaure, daß dieser

sonst starke Geist weder von Gott noch der Ewigkeit etwas glaubt, wie aus einigen Stücken erhellt.“ *)

Der große Albrecht von Haller aber, welchem Gleim die scherzhaften Lieder übersandt hatte, schrieb ihm:

„Eurer Hochedelgebornen Höflichkeit habe wiederum eine Sammlung von Liedern zu danken, dergleichen Anakreon vor diesem gemacht, und in Deutschland noch unbekannt gewesen. So wenig ich ein tüchtiger Richter bin, so wenig kann ich mich auch enthalten, das Natürliche, das Empfindliche und das Reizende dieser Lieder zu fühlen und zu lieben. Denn diese Tugenden in der Poesie rühren das Herz, wenn sich schon der Verstand nicht damit beschäftigt.“ — „Meine kleinen sauersehenden Gedichte werden vielleicht, wo ich einige Zeit übrig habe, auf Michaelis können gedruckt werden, welche alsdann als ein Zeichen meiner Hochachtung anzunehmen bitten werde.“

Die scherzhaften Lieder waren zu ihrer Zeit durch die neue, leichtfertige, frische Anmuth anziehend. Was indeß die Behandlung derselben betrifft, so ist sie weder durch Wahl noch Anordnung der Materie, noch durch die Form kunstreich; wie denn überhaupt noch kein großes Bemühen darauf gewandt ward. „Man durfte in der Wahl der Materie und der

*) Gleim an Kleist.

Ausbildung nicht so ängstlich seyn, weil man mit schlechten Concurrenten zu thun hatte.“ *)

In den Jahren 1743—1745 hatte Gleim auch in der dramatischen Kunst sich versucht, und zwar ganz im Geiste der scherzhaften Lieder. Zuerst, 1743, vollendete er den blöden Schäfer, in gereimten Alexandrinern, welcher als Neuigkeit auf der Berliner Bühne großen Beifall erhielt. „Der blöde Schäfer sowohl, als sein Compagnon, der dreiste, wurden sehr oft aufgeführt; in Berlin z. B. von Schönemann über 40mal, eben so auch in Breslau. Indessen schien Gleimen selbst die Schreibart noch Gottschedisch.“ — „Ich muß Ihnen doch, schrieb er an Uz 1744, einen Plan von dem Schäferspiel geben. Ich setzte mir vor, eine ganz neue Art von Schauspielen zu versuchen. Nemlich es sollten drei einzelne Stücke nur Ein ganzes Hauptstück ausmachen. Der blöde Schäfer, der dreiste Schäfer und der kluge waren die drei Helden des Schauspiels. Jedes sollte für sich gespielt werden können, und auch alle drei zusammen, ohnbeschadet der Fabel und der Erzählung,**) welches ich auch mit den zwei ersten ausgeführt habe. Den klugen habe ich angefangen,

---

*) Siehe Bodmer an Lange, in den Briefen der Schweizer. S. 34.

**) Siehe auch Gleim an Sulzer, in den Briefen der Schweizer. Seite 14.

aber ich zweifle, daß er fertig werden wird.“ — Die Schäfergedichte der Franzosen, damals als Muster verehrt, gaben dem Gleimschen Ton und Form. Der Italiäner reizende Dichtungen, die Pastoralen des Guarini, Tasso, Bonarelli und Sannazar waren Gleimen zwar bekannt, aber sie waren zu sehr von den Franzosen verschrieen.— Ein galantes Volk kann nie ein liebend Volk verstehen. — Die Franzosen warnten laut vor der Italiäner übertriebenen Flammen und unnatürlichen Empfindungen, und bemächtigten sich des leicht befangenen deutschen Dichters, der viel zu sehr in der Welt und mit der öffentlichen Meinung lebte, als daß er sich dem wahren Eindruck jener Werke auf sein Gemüth ganz hätte überlassen können. Er schrieb für die damaligen Berliner Schönen, und richtete sich nach ihnen, um ihr Lob gewisser zu erlangen. Die sogenannte große Welt aber lässt den Dichter nicht frei und sein Gemüth nicht rein empfänglich; die Flammen verlodern bildungslos in der schlaffen Heiterkeit des gesellschaftlichen Lebens. Ein anderes giebt die Welt, ein anderes die Stille des Gemüths, die einsame Leidenschaft, die das tiefere Leben aufregt. Gleim gab sich gern der Berliner Welt hin, und ward dadurch seiner selbst weniger mächtig. Er kannte der Italiäner herrliche Weisen, die Tiefe und die Süßigkeit ihrer Leidenschaft, dennoch folgte er mehr den Franzosen, weil sie das Wort führten in der

großen Welt. Nur erst späterhin und als er einsamer lebte, ward er dem eigenen Gemüth getreuer, und erkannte der Franzosen geringern Werth. „Der blöde Schäfer," schrieb er an Götz, (1755) „ist gar nicht nach meinem jetzigen Geschmack, der mit der französischen Art der Schäfergedichte nicht so zufrieden ist, als mit den italiänischen, die von den französischen Kunstrichtern so sehr getadelt werden. Jene sind, wie mich dünkt, mit allen ihren Fehlern vortrefflich, und sollten von uns mehr gelesen werden, als die Franzosen, die uns vor ihnen warnen." *)

*) Sie geben den Italiänern Schuld, „qu'ils veulent toujours avoir trop d'esprit et dire les choses trop finement," und gestatten der Pastorale nur: d'avoir de petits emportemens et de petits déséspoirs, qui ne vont à rien de fâcheux." (cf. Reflexions sur la poëtique de ce temps. Ed. 2. Paris 1691. 8. pag. 148.)

On voit qu'une Eclogue amuse doucement, mollement, si j'ose ainsi parler; comme en demi-sommeil, où on ne pense qu'autant qu'il faut, pour sentir qu'on se repose."

„La douceur est un certain moëlleux mêlé de délicatesse et de simplicité."

„cf. Cours de belles lettres. Paris 1747. 8. pag. 43. und 454."

„Ecole de litérature. Tome 2me. Paris 1764. pag. 214."

„Elemens de poësie francoise. Tom. 3me. Paris 1752. pag. 32. u. f. w.

Gewiß ist, daß Gleims blöder Schäfer unter allen damaligen deutschen Producten dieser Art sich sehr auszeichnet, durch Plan, Gesinnung und Sprache. Die Poeten jener Periode hatten sich fast allgemein des geliebten „Haberrohrs“ bemächtigt, darauf ein jeder schnalzte, so gut ihm möglich war. Je gemeiner es klang, um so verständlicher und liebenswürdiger schien es. Der Begriff einer heiligen Idyllenzeit, da des Menschen Geist in reiner unbewusster Unschuld und im süßen Frieden der Natur lebte, das Menschliche in aller Schönheit schauend, war ihnen nicht zugekommen. Die Schäfer wurden in ihren Versen nur gemeine Tagediebe, arme Wichte, die sich der Mädchen und der Heerden so gut erfreuten, als es ohne vielen Aufwand möglich war. — Gleims dramatisch-idyllische Versuche blieben nicht

---

Schlegel und Ramler in ihren Uebersetzungen des Batteux führten diese Ansicht noch weiter aus, und waren ihrer Zeit nicht unwillkommen, wenn gleich die Briefe, die neueste Literatur betreffend, sie deshalb anzapften, (S. den 5. Theil derselben) ohne gerade etwas Besseres zu geben, wenn sie einfältig genug erklärten: „Die Idylle sey nichts anders, als der sinnlichste Ausdruck der höchst verschönerten Leidenschaften und Empfindungen solcher Menschen, die in kleinern Gesellschaften zusammen leben.“ — (Seite 125. daselbst) Auch Ramler trat dem Batteux getreu nach, und man kann in seiner Uebersetzung den Abschnitt vom Schäfergedicht nicht ohne Lächeln, zuweilen nicht ohne Widerwillen lesen.

ohne häufige Nachahmungen, die in den verzogenſten Geſtalten erſchienen. — „Nach meiner Meinung," ſchrieb Gleim ſeinem Uz, (1746) „hat in Deutſchland nie ein ſo ſchlimmer Geſchmack geherrſcht, als jetzt. — Man macht Schäferſpiele, die man mit Recht Schweinhirtenſpiele nennen kann." — Gleims dreiſter Schäfer iſt, ſo wenig als der kluge, je im Druck erſchienen. Der Entwurf zum letztern ging auf dem böhmiſchen Feldzuge verloren, und auch die Handſchrift des erſtern hat ſich nicht wieder gefunden.

Das meiſte Aufſehn machten in dieſer Periode die vier ſatyriſchen Gedichte: „Die Schäferwelt" „die Bürgerwelt" „das Glück der Spitzbuben" und etwas ſpäter „das Sendſchreiben an das Pflanzſtädtlein zu Herrnhut." — Die Schäferwelt allein iſt noch vorhanden, von den andern dreien hat ſich durchaus nichts auffinden laſſen. — Erſtere wurde zu Hamburg öffentlich verbrannt. Wichtiger als jene ſatyriſchen Gedichte ſind die drei erſten Romanzen, welche Gleim im Jahre 1744 ſang, die aber erſt im Jahre 1756, unter dem in Deutſchland noch nicht erhörten Titel: „Romanzen" gedruckt erſchienen. Die Veranlaſſung zu denſelben giebt Gleim ſelbſt in einer eigenhändigen Vorrede zu einer Sammlung derſelben an: „Der Verfaſſer fand in einem uralten franzöſiſchen Lehrbuche den Namen, und bald nachher in einem franzöſiſchen Dichter, im Moncrif, die Sache.

„Die Erregung starker Leidenschaften," dachte er, „ist der menschlichen Gesellschaft schädlich. Meine Romanzen sollen sanft nur erregen! So entstanden die seinigen, und waren in unserer Sprache die ersten." Die Romanzen wurden also ebenfalls veranlasst durch der Franzosen romantische Lieder. Das Volk des Tanzes und des leichten galanten Liedes ist nicht geeignet, die Romanzen der tief begeisterten, heißblütigen Spanier, und der männlich tiefen ernsten Engländer zu begreifen. — Das selige Leiden der Liebe, ihr überwältigender Uebermuth auf der einen Seite, so wie auf der andern ihre zerstörende Schwermuth, wovon die ächte Romanze so herzaufregend wiedertönt, musste den Franzosen fremd bleiben. Ihnen ward die heiße Liebesqual nur ein galantes Leiden, und so die Romanze nur ein schälkisches Lied, ein tragisches Divertissement. Mit ihrer leichten gesellschaftlichen Cultur überzogen sie besonders Deutschland, dessen edles Volk den heitern Glanz ihrer äußern Gefälligkeit und Sitte im Sprechen und Benehmen gutmüthig annahm. Ihre Cultur war gesellschaftlich und also eingänglich. Die Höfe litten fast keine andere Sprache; so wurden die französischen Dichter die Muster der Deutschen; so waren sie auch Gleims Muster. — „In Erzählung vorstehender Geschichten hat man versuchen wollen, ob die vorlängst bei den Spaniern, und neuerlich bei den Franzosen zu den romantischen Liedern gebrauchte

Schreibart auch im Deutschen gefallen könne.“ Gleims Absicht bei den Romanzen war besonders: den Volkston zu treffen, und jenen Sängern an den Straßenecken, die mit dem Stecken die gemahlte Leinewand erläutern, bessere Verse unterzulegen. „Je öfter dieser Versuch von den rühmlichen Virtuosen mit Stäben in der Hand künftig gesungen wird, desto mehr wird der Verfasser glauben, daß er die rechte Sprache dieser Dichtart getroffen habe.“ *)

Der Inhalt der ersten Romanzen Gleims waren Berliner und Leipziger Stadthistorien, der Ton derselben ein scherzhaftes Lamentoso, ohne Anklang, weder von den englischen, noch von den alt- und ächtdeutschen Romanzen und Volksliedern, welche, im edlen Geiste der Nation, wie Kirchenlieder erbauen. Die Einfalt und Treuherzigkeit der Gleimschen Romanzen machte sie aber beliebt, und gab ihnen nationalen Werth.

Das Heer der Nachahmer dagegen vergaß darüber den wahren Sinn der Romanze, und bänkelsängerte in dem angefangenen Tone lange Zeit fort, ohne daß sie deshalb wären gestraft worden. Indessen klagt schon Albrecht von Haller über diese Ent-

---

*) Siehe die Nachricht vor der ersten Sammlung der Romanzen.

weihung: „die Romanze wird zur Ungebühr auf eine scherzhafte Weise gebraucht.“ *)

Bodmer characterisirt Gleims poetisches Leben in dieser Periode sehr gut: **)

„Mit Rost dringt einer durch, der die bewohnte Welt
Für nichts als einen Raum voll schöner Mädchen hält,
Der alles, was er sieht, in dem Gesichtspunkt siehet,
In welchem er voraus auf Mädchen sich beziehet;
Der alle Mädchen liebt, doch nur der Doris treu,
Als überzeugt, daß sie ihr'r aller Auszug sey! —
O, Unglückseliger, der nichts im Busen fühlt,
Wenn Doris scherzt und lacht, wenn ihr Poete spielt!
O Ehre des Geschlechts, wenn Doris ist und fühlet;
Fürtrefflicher Poet, wenn er für sie nur spielet!“

An den Streitigkeiten der Schweizer mit den Leipzigern nahm Gleim nur mittelbar, durch den bessern, innern und äußern Gehalt seiner poetischen Versuche, Antheil. Im März 1746 schrieb er an Uz: „Lange will sich muthwillig in den Streit der Schweizer und Leipziger mischen, womit ich nichts zu thun haben mag. Was hat man für Vergnügen von so groben Zänkereien, und welchen Nutzen? Ein Gedicht von gutem Geschmack stiftet mehr Gutes, als hundert bittere kritische Streitschriften. Herr Bodmer hat mir geschrieben, daß er von mir

---

*) Im Tagebuch seiner Beobachtungen. Bern. 1787. 2. Theil. Seite 47.

**) Critische Lobgedichte und Elegieen. 1746.

die Vertheidigung der Wahrheit und des guten Geschmacks erwarte, aber ich werde sie nicht anders auf mich nehmen, als was durch meine geringen Ausarbeitungen per indirectum geschehen kann. Ich gestehe, ich habe einen Abscheu vor den gelehrten Kriegen, wie vor denen, in welchen statt der Dinte Blut vergossen wird. Ich will mein Leben ruhig beschließen, darum muß ich vermeiden, was meine Ruhe stören kann. Ich schreibe nur zu meinem Vergnügen und für meine Freunde; was kann ich Wichtiges schreiben? Die Begier nach Ruhm ist bei mir sehr geringe, sie verleitet mich nicht zu der geringsten Ausschweifung, noch zu der kleinsten Mühe." — Nur durch seine Briefe wirkte er auf seine Freunde, und wider Gottscheds Herrschaft. Unmittelbar und öffentlich mit in die Schranken zu treten, wie Bodmer, Breitinger, Wieland, Gottsched, Schönaïch und Triller, war seiner Gesinnung ungemäß. Das Einzige, was er that, war Beförderung der Absichten und Schriften seiner Freunde. So ward der Druck einer der heftigsten Schweizerischen Streitschriften,*) durch Gleims Vermittelung, von Lessing 1755 in Berlin besorgt; eine andere durch Zachariä in Braunschweig.**)

---

*) Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen, nebst dem verbesserten Herrmann. Sero sapiunt Phryges. Frankfurt und Leipzig. 1755." 8vo maj.

**) S. Briefe der Schweizer. Seite 228. und f.

Sulzer schrieb an Bodmer: „Gleim ist sehr hitzig gegen Gottsched, und wenn er den Antrag von Wieland und Geßner (den Druck der erwähnten Streitigkeiten zu besorgen, und sich öffentlich mit ihnen zu verbinden) nicht angenommen, so könnte es wohl daher kommen, weil er gerne will verborgen seyn; denn er hat das Herz nicht, sich öffentlich gegen Gottsched zu erklären. Das Lob eines Gottschedianers ist ihm doch immer angenehm.“ — „Gleim wird vermuthlich gern sehen, wenn andre die Rache in seinem Namen mit verrichten. Er fürchtet sich vor jedem Pfeil der Feinde, wenn sie auch bloß durch die Kleider fahren sollten.“ *) — Sulzer hat in allem diesen vollkommen Recht. Während Gleim Gottscheds poetische Armuth und Blöße klar erkannte, achtete er dennoch des Mannes Sammlerfleiß, und seine Knechttalente im Reiche der Gelehrsamkeit zu dienen. Der Schönheit und Wahrheit aber war er zu sehr ergeben, als daß er unter seinen Freunden nicht hätte sollen mitscherzen über der Gottschedianer Niederlagen. Wie der kluge Odysseus zog er lieber die Leichen weg, die der gewaltige Bodmer geschlagen. Ja, er sandte sogar an Gottsched einen Beitrag für dessen „Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit,“ **) vermuthlich

*) Briefe der Schweizer. S. 242, und 244.

**) „Die Abdankung.“

muthlich um den Verdacht mitstreitender Partheilichkeit von sich abzuwenden. Er benutzte dabei den Umstand für sich, daß er in Reimen schrieb, welches Gottscheden genug war, um Jemand zu seiner Parthei zu zählen, und schrieb vermuthlich dem prosaisch-mächtigen Dictator, mit aller ihm eigenen Artigkeit; denn Gottscheds Antwort, die hier nicht fehlen darf, trägt davon einigen Widerschein:

„Hochedelgeborner,
„Insonders hochzuehrender Herr Secretär,
„Sehr werther Gönner!“

„Ew. Hochedelgebornen sehr schmäuchelhafte Zu-
„schrift hat mich und meine Eigenliebe in eine starke
„Versuchung geführt. Ein solcher Liebhaber und
„Kenner schöner Sachen, der selbst die artigsten
„Proben abzulegen im Stande ist, die den Beifall
„ganzer Höfe davon tragen, bezeuget mir seine Zu-
„friedenheit mit einigen meiner geringen Schriften?
„Wie kann ich dabei gleichgültig bleiben? Wie kann
„ich Dero eigene Sachen ganz gleichgültig ansehen?“

„Ich habe daher mit Fleiß einige Tage ver-
„streichen lassen, um E. H. nicht als ein bestoche-
„ner, sondern als ein unpartheiischer Kunstrichter,
„mit kaltem Blute, meine Gedanken von Dero
„schönen Poesieen zu entdecken. Und da kann ich
„nun versichern, daß mir keine Zeile davon verwerf-
„lich; alles aber so sinnreich und artig vorgekommen

„ist, als ob der Verfasser alle Musen zu Gehülfin„nen gehabt hätte.“

„Nichts hat mich dabei mehr befremdet, als „daß Ew. Hochedelgebornen mich überreden wollen, „Sie wären nicht bei den Studien erzogen. *) „Wer kann das glauben? Ist es aber gewiß, so „müssen Dieselben gewiß nur das liebe Latein durch „die Studien verstehen. Denn eine vielfältige Be„lesenheit und Kenntniß vieler gelehrten Sachen, „kann man, nach Durchlesung Ihrer Proben, Ihnen „gar nicht absprechen.“

„Weit gefehlt, daß ich also Ew. Hochedelgebor„nen unter die Zahl der Ungelehrten setzen sollte, „so freue ich mich vielmehr, daß wir schon Deutsch„Gelehrte von solcher Stärke und Fähigkeit haben, „die wir jenen alten griechischen Dichtern entgegen„setzen können; die auch nichts mehr, als ihre „Muttersprache verstanden, und doch berühmte Män„ner geworden sind.“

„Dero „Abdankung“ wird im Wintermonate „dieses Jahrs das Neueste aus der anmuthigen Ge„lehrsamkeit zieren. Dies ist das Geringste, womit

---

*) Gleim hatte vermuthlich dem Gelehrten geschrieben: er sey zu den ernsten Studien nicht geboren und erzogen, und dem Geschäftsleben zu eigen. Der ehrliche Gottsched nimmts dann wörtlich.

„ich Denenselben zu bezeugen suche, wie groß die „Hochachtung sey, womit ich bin

Eurer Hochedelgebornen

Leipzig,
den 12. des Wintermonats 1756.

bereitwilliger und ergebener Diener
Gottsched.“

Es verarge Niemand dem heitern Gleim, daß er so den Frieden ihm zu erhalten suchte, auf allen Seiten den tückischen Federstreichen sich entziehend, die von unrühmlichen literarischen Feinden, wie von rühmlichen, gleich unabwendbar und ekelhaft sind. — „Zwar liebe ich den Streit,“ schrieb Gleim, „das Reich der Wahrheit wird durch den Streit erweitert; nur aber wenn gestritten wird, wie Helden sich streiten, ohne dem schlechten Theile der Zuseher zum Gelächter zu werden. Die Gelehrten sind verachtet, dürfen nicht selbst noch sich verächtlich machen.“ — „Das bellum omnium in diesem Staate ist nöthig, wenn aus dem Reiche der Finsterniß ins Reich des Lichts Wahrheit durchbrechen soll!“ —

Besonders hütete sich Gleim, öffentlich darüber Lärm zu schlagen, wenn er in Schriften beleidigt worden war, und dadurch die Sache wichtig zu machen, sondern übergab dergleichen Verdruß der Gleichgültigkeit und Stille, die schneller verwischen, was nicht etwa innere Dauer hat. — „Man hat mich“ — schrieb er 1758 an Uz — „zu einem

Atheisten, zu einem liederlichen Menschen, zu einem Narren im neologischen Wörterbuche, zu einem armen Teufel gemacht, der in seinem Leben kein Glas Wein getrunken, und doch Lieder vom Wein gesungen hätte. Ein gewisser Prediger hat eine ganze schöne Rede wider mich drucken lassen, aber ich glaube nicht, daß zehn Menschen sind, die von alle dem das Geringste wissen. Habe ich nicht Recht gethan, daß ich die Leute verachtete, die gern einen Namen haben wollten? Ich schrieb Herrn Bodmer vor einiger Zeit, und dachte die Hitze des Streits zu mildern, allein eher hält man ein wildes Pferd auf der Flucht, als einen Dichter, der mit der Feder in der Hand auf seinen Feind losgeht; denn welches Gut ist wichtiger, als eines Autors eingebildete Unsterblichkeit?" — „In den gelehrten Streitigkeiten bin ich so wenig zu Hause, daß ich mich leicht irren kann, und ich habe so viel Ursachen, ein Fremdling darin zu bleiben, daß ich's mir selber zu gute halte, wenn ich wenig davon weiß!"

Was ist aber endlich heilloser, als das Gift streitender Federn? — Ein tausendfacher Fluch sollte darauf gelegt werden, in eigener Sache wider einen Gegner mit Schriften aufzutreten. Die Streitigkeiten literarischer Männer sollten unter Aufsicht und dem Vorstand unpartheiischer Zeugen und ungereizter Freunde geführt werden, die das Waffenrecht gleich abmäßen, dem einen, wie dem andern. Wenn

im Zweikampf oberwähnte Vorsicht nöthig erachtet wird, wo doch jeder persönlich seiner Haut ein für allemal sich wehret, und nur den Gliedern endlich Gefahr drohet, und im schlimmsten Falle nur dem Leben; wie vielmehr sollte in Federkämpfen dergleichen beobachtet werden, wo Ruf und Name und alles, was dem Menschen heilig und dem Leben ersprießlich, unwiederbringlich vor aller Welt geschändet, verschmäht, vernichtet werden kann! Wer kann gedruckte Schmähung tilgen? — Wie leicht wird das Menschlichste und Heiligste durch Federkrieg verletzt; denn auch der Edlere verlor darin zu oft der Weisheit und Sitte Gleichgewicht! *)

Ehe Gleim nach Halberstadt abging, hatte er noch die Freude, Sulzern durch seine Bemühungen nach Berlin befördert zu sehen. Er theilte im August 1747 Kleisten seine Freude mit: „Ich musste plötzlich nach Charlottenburg reisen, um für Herrn Sulzer eine Professorstelle zu erbetteln.“ — „Ich empfinde darüber, daß ich einem Freunde habe dienen können, so viel Freude, als wenn ich glücklich geworden wäre. Es betrifft eine Professur der Mathematik im hiesigen Joachimsthalschen Gymnasium,

---

*) In der deutschen Gelehrtenrepublik hat Klopstock wegen der Streitschriften viel zu scherzhaft Gesetze gegeben. Siehe daselbst S. 44.

die sehr einträglich ist.“ — „Ich bin mir alle Augenblicke Nachricht von der Unterschrift des Königs vermuthen.“ Schon im Oktober, als Gleim eben im Begriff war, nach Halberstadt abzugehn, erhielt Sulzer wirklich die erbetene Stelle. *)

Gleim hatte sein Amt als substituirter Secretär des hochwürdigen Domkapitels zu Halberstadt kaum angetreten, als sein Vorgänger starb und er in den vollen Besitz der Stelle kam. Unter den Domkapitularen fand er die meisten ihm persönlich gewogen, und er vertraute seinem Kleist den kleinen Umstand an, daß seine scherzhaften Lieder ihm die Stelle verschafft hätten. „Die Domherrn versprechen sich einen gelinden Moralisten von mir, aber ich werde ihnen ein harter Cato seyn! Wenigstens will ich nichts als Wasser trinken, damit sie mich nicht zu Tode trinken!“ **) Die vortrefflichen Glieder des wahrhaft hochwürdigen Kapitels, die Domherrn von Spiegel, von Hardenberg, der ehrwürdige Graf

---

*) In Sulzers Lebensbeschreibung, herausgegeben von F. Nicolai, Berlin und Stettin 1810, findet man hiervon nichts; man vergleiche aber: „Hirzel an Gleim über Sulzer, den Weltweisen. 1. Abtheilung. Zürich 1779. S. 96., und den Brief Sulzers an Gleim in den Briefen der Schweizer, aus Gleims literar. Nachlasse. Zürich 1804. Seite 60. und 61.

**) Glückliche Zeiten des Wohlstands bei wohlbestehender Verfassung Wie traurig steht daneben die nur allzu nüchterne Gegenwart! —

zu Stolberg-Wernigerode suchten ihn beson-ders auf. Gleims heiteres Wesen, sein lebendiger, geistreicher Umgang machte seine Lage in der kleinen Stadt sehr angenehm. Alles, was darin auf Geist, Gemüth oder Schönheit Anspruch machen konnte, war ihm zugänglich und gewärtig. Der Geschäfte waren selbst im Anfange nicht so viele, daß er nicht hätte sollen auch der Muse leben, die ihn so treu, so beglückend liebte; er bat und flehte sie oft, ihn nicht zu verlassen:

„O du, durch die es mir gelungen,
Daß ich die Sorgen weggesungen,
Die räub'risch oft um mich geschwärmt;
Laß mir noch manches Lied gelingen,
Und laß mich immer fröhlich singen,
Wenn sich der reiche Orgon härmt!“ 2c.

Die Muse sang ihm auch gern, wie Gleim seinem Kleist schreibt: „Sie versprach mir noch so lange vorzusingen, als Sie mir zuhören würden. Ich antwortete, wenn das nicht mehr geschieht, so schaffe mir, statt deiner, die Gunst einer tragischen Muse. Denn — sie sprach, denke nicht daran, ich will dir was erzählen, erzähle es den Mädchen wie-der, und sie sang mir: „Die Schöpfung des Weibes.“ *) — Ich fragte: hieß das Weib nicht

*) Dies Gedicht gefiel so außerordentlich, daß es auf einem halben Bogen in Folio mit großen Lettern abgedruckt und verkauft wurde.

Eva? Aber der Name war ihr ganz unbekannt; sie wollte mir auch nicht zugeben, daß der erste Mensch Adam geheißen hätte. Ich zankte mich mit ihr darüber so lange, bis sie mir erlaubte, davon zu glauben, was ich wollte.“ Blüthen dieser heitern Musenliebe waren die beiden Sammlungen lieblicher Lieder, welche 1749 im Druck erschienen, die Eine mit dem Motto: „Frui paratis et valido mihi“ &c. und dem angeblichen Druckort Amsterdam. 8vo, die Andere mit dem Motto „Cantamus vacui.“ und mit dem Druckort: Zürich. — Die angeblichen Druckorte, Amsterdam und Zürich, (beide Sammlungen wurden unter Gleims Aufsicht zu Halberstadt gedruckt), sollten ihren Verfasser verbergen helfen, und der Freunde Urtheil unverfälschter hervorlocken. Außer diesen Liedern gab Gleim in diesem Jahre auch noch die erste Sammlung der Gedichte seines geliebten Uz heraus, welche er mit einer Vorrede begleitete.

Der Briefwechsel mit Kleist, Uz, Sulzer, Hirzel, Götz, Ramler, Spalding, Krause und Bodmer, öftere Besuche bei dem Musenliebenden General von Stille zu Aschersleben, bei Lange zu Laublingen, und, seit dem Sommer 1749, zu Braunschweig bei Ebert und Zachariä, unterhielten und ersetzten ihm die bisherigen genußreichen Verbindungen, und den ihm mangelnden Genuß glei-

chen Umgangs zu Halberstadt, der ihm erst späterhin zu Theil ward, durch Sucro, der, vorher Conrector zu Berlin, durch Gleims Vermittelung, im April 1750, als zweiter Domprediger nach Halberstadt berufen wurde; indeß konnte es mit diesem so wenig zu einem wahren Seelenvertrauen kommen, als mit dem Regierungsrath Lichtwehr.

Im Frühling 1750 machte Gleim eine Reise über Langensalze nach Leipzig, und lernte Klopstock, Schmidt, Gellert, Rabener, Cramer *) und Schlegel kennen, Musenfreundschaft mit ihnen allen stiftend. Klopstocks Eltern hatten sich schon im nachbarlichen Quedlinburg niedergelassen, wohin auch, fast zur selben Zeit, Cramer als abteilicher Oberhofprediger versetzt wurde.

Mit Klopstock und Cramer lebte nun Gleim wieder, wie mit Kleist, Ramler und Spalding. Fast den ganzen Sommer 1750 hindurch, lebten Klopstock und Schmidt bei Gleim in Halberstadt, gleichgesinnt, in heiterer Jugendlust, voll Scherz und Gesang. An Muthwillen und Heiterkeit übertraf unter den dreien keiner den andern. Abends, nachdem sie den Tag über emsig gearbeitet, dieser in dem, in anderm der Andere, waren die Stunden der Freude und dem Scherze gewidmet, in Lauben

---

*) Johann Andreas, gestorben im Jahre 1788, als Kanzler und Curator der Universität Kiel.

unter Bechern, oder im Bade. — Bei trübem Wetter gingen sie zum Weinschenk Schmidt, in dessen großer Rosenlaube sie Musen-begeistert die Becher und die Scheitel mit Rosen kränzten, daß es dem Wirthe oft wunderbar schien, noch ehe ein Becher geleert war, solche Begeisterung zu finden. Aber der Männer Gesang und freudiges Reden, machte auch den ernsthaften Wirth williger, so daß er gern antrug. — Einst aber, es war eine mondlichte Juninacht, und die Rosen standen in voller Blüthe, da kamen, vom Baden erfrischt, die Freunde zum gewohnten Wirth. Alter Rheinwein blinkte bald auf dem blanken Marmortische, und die duftenden Rosen erweckten in den Dichtern anakreontische Lust! Gleim, der Undurstigste unter den dreien, gab dem Wirthe verheißende Winke, und alle Rosen wurden gepflückt, der Tisch und der Saal damit bedeckt; die Flasche stand halb, die Becher ganz unter Rosen. Da nun berauschte der Duft die Dichter, und es erscholl hell Gesang und Rede, und lauter und lauter, je höher der Mond stieg. Nüchterne Bürger, mit dem Glokkenschlage auf der Heimkehr, standen unter den Fenstern und richteten. — Die Freunde aber riefen nach Wein. Der Wirth versagte den Wein, verkennend die Musenbegeisterung; als ihm Klopstock aber ernst bekräftigend die Trinker vorzählte, und auf die eine, kaum geleerte, Flasche zeigte, da ward die zweite bewilligt und besungen. — Noch war dieselbe

nicht geleert, siehe da strahlte die Morgensonne schon über die Dächer in den Saal, und die Freunde machten sich auf den Heimweg; Klopstock ging voran mit der tief hinabgebrannten Kerze, deren fröhlich Flämmchen er erst im Angesicht der Sonne ausblies, dem Tage ein reines Opfer züchtig durchschwärmter Nacht.

Im Herbste waren Klopstock und Gleim wiederum beisammen, nach Schmidts Zurückreise nach Langensalze, wo er wohnte mit Fanny, seiner Schwester, die Klopstock liebte. Die beiden Freunde ritten nach Aspenstädt, einem Dorfe, eine Meile weit von Halberstadt gelegen, anmuthig und kühl zwischen Anhöhen. Am Ausgang desselben, ohnfern der Kirche, ist ein Quell, dessen klare Fluth in einer gewölbten Kammer sich sammelt, damit des Dorfes Mädchen leichter Wasser schöpfen. Im Schatten der herrlichen Ahornbäume ruhten Gleim und Klopstock aus. Der schöne Quell lockte, daß sie die Füße netzten, bald auch die Kniee sich umspühlen ließen, und endlich selbst in die gewölbte Kammer traten. Aus der hohlen Hand trank dann jeder, emsig schöpfend. Als aber der Durst gestillt war, schöpfte die hohle Hand noch fort, aus Muthwillen, bis einer den andern wacker zu netzen suchte. Da kamen die Dirnen zur Wasserkammer, die Eimer zu füllen; aber die Wasserlustigen nahmen den Mädchen die Eimer und begannen die ernstere Wasserschlacht. Alles lief herzu, was des Weges kam; die Streitlust mehrte

sich mit den Zuschauern, und die Wasserbogen stiegen immer höher wider den Gegner. Siehe, da gewahrte Klopstock plötzlich den Kantor Loci, wie er ehrbar, dem Wasserstreit nicht nahend, von der Anhöhe her, durch ein Fernrohr, die Freunde beäugelte. Plötzlich ließen die beiden den Streit, und wandten sich hinauf gegen den Kantor; als sie ihn aber eben mit vollen Eimern zu erreichen dachten, da war er entflohn.

Klopstock liebte damals Fanny, ohne Hoffnung der Gegenliebe; und als er im Jahre 1751 mit Bernstorf nach Koppenhagen ging, legte er seine ganze Liebe für Fanny in Gleims Herz, daß er ihm das Mädchen günstig erhalten möchte, und sie ihm nicht entrissen würde. Gleim nahm sich seines Freundes nur mit desto größerem Ernst und Eifer an, als er sah, daß dessen Liebe hoffnungsloser ward. Klopstock erkannte auch seinen Freund für das, was er ihm war: „Schreiben Sie mir künftig ja oft“ — bittet er Gleim in einigen Briefen aus Friedensburg und Koppenhagen, vom Oktober 1751 — „denn Sie sind es, mit dem ich über meine Geschichte, an der Sie den Antheil eines recht eigentlichen Freundes genommen haben, reden will und kann.“ — „Wissen Sie, warum ich Sie bitte? Sie sollen mir viel und oft von Ihrer Zärtlichkeit gegen mich und von Fanny reden. Ich liebe sie noch immer, und ich kann nicht aufhören, sie zu lieben. Weil Fanny so selten an mich schreibt, so sollen Sie machen, daß

sie an Sie schreibt, und mir wieder schreiben, was sie schreibt. So will ich es haben, mein lieber Gleim, und ich verdiene es wol, daß Sie dies bischen Abendschimmer auf mein trauriges Leben streun. Stellen Sie sich einmal ein Herz vor, wie meines, das nicht mehr klagen und nicht mehr weinen kann. Wenn ich an meine Thränen zurückdenke, so merke ich es wohl, daß doch immer etwas Hoffnung unter die Traurigkeit gemischt war, sie hervorbringen zu helfen."

Es ist ein edler Glanz in Gleims Leben, und welcher früh und spät daraus hervorstrahlt, daß er der Vertrauteste aller seiner Freunde war. Ihm vertraute jeder das Seinigste an, Glück, Gedanken und Liebe, als legte er den heiligsten Saamen in geweihten Boden. Mit eifersüchtiger Habsucht riß auch Gleim seine Freunde ganz an sich, mit allen ihren Umgebungen. Des Freundes Eltern, Geschwister, Verwandte, Geliebte, seine Freuden, Schmerzen und Wünsche, alles wurden ihm Bande, mit denen er sie an sich zu fesseln wusste. Ihm lag sein liebstes Leben in dem Leben der Freunde.

Auch mit Klopstocks Eltern und Geschwister war Gleim genau verbunden und der gemeinschaftliche Vertraute, in dessen Herz man alles niederlegte, was dem Sohn oder den Eltern wichtig war. — Er hatte den heimlichen Plan, seinen Klopstock durch Fanny und ihren Bruder an Halberstadt zu fesseln;

um ein kleines wäre es ihm auch geglückt, Letzteren durch eine angekaufte Pfründe in seiner neuen Vaterstadt ansäßig zu machen. Dieser Eifer, vortreffliche Männer nach Halberstadt versetzt zu sehen, verließ ihn vom ersten Jahre seines Aufenthalts zu Halberstadt bis an sein Ende nicht; und er wusste diesem eigennützigen Eifer immer ein schönes Gewand anzulegen, und um so dringender zu versuchen, seine Freunde, theils durch Eröffnung guter Aussichten, theils durch Ankauf von Pfründen in seiner Stadt und Gegend festzuhalten. So wusste er es auch mit Hülfe des Geheimenraths und Domcapitularen von Berg dahin zu bringen, daß Spalding einstimmig von dem Domcapitul als zweiter Prediger an der Domkirche mit sehr vortheilhaften Bedingungen nach Halberstadt berufen ward, welchen Ruf aber Spalding eben so wenig annahm, als einen vorhergegangenen desselben Herrn von Berg. *)

„Wie vollkommen vergnügt wollte ich heut seyn," schrieb Gleim an Kleist, „wenn Sie mir nicht fehlten, da mich die Nachricht von meines Spaldings Beförderung, und daß ich durch dieselbe Hoffnung bekomme, ihn einmal wieder zu sehen, in solche Freude gesetzt, daß ich fühle, wie für Freude die Adern schneller wallen, und das Herz hurtiger

---

*) cf. J. J. Spaldings Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt ꝛc. Halle 1804. Seite 37 und 38.

klopft.“ — Aus diesem Wunsche entsprang gleich anfänglich, auf nähere Veranlassung des damals neu gestifteten Carolinums zu Braunschweig, an welchem nach und nach mehrere seiner liebsten Freunde angestellt wurden, — die Idee einer vorbereitenden Academie zu Halberstadt, als eines trefflichen Mittels, seine Freunde um sich her anzusiedeln, zum Ruhm und Nutzen seines Vaterlandes, und um seines Friedrichs Zeit zur glänzenden Epoche großer, freier, literarischer Ausbildung zu erheben, und der deutschen Nation ein goldnes Jahrhundert zu bereiten, gleich den Jahrhunderten Augusts und Ludwigs. Halberstadt oder Berlin sollte dann der Mittelpunkt dieser neuen Glorie seyn, deren Strahlen der Nachbarn Neid und der Nachwelt Eifer erwecken sollten. — Gleims Lebhaftigkeit bildete ihm für jede Zeit irgend einen heitern, farbenreichen Plan, der ihm Gemüth und Geist angenehm beschäftigte. Dieselbe Lebhaftigkeit aber machte ihn für jedes Ausführen unstät. Alle seine Plane legte er dem Zufall, der Gelegenheit in den Schooß, immer nur dem gegenwärtigen Momente besonders gewogen und hingegeben.

Im August 1752 hatte Gleim zum erstenmale die Freude, mehrere seiner Geliebten in seinem Hause zu bewirthen. Einige Wochen lang waren Klopstock, (aus Dännemark für einige Monate nach Quedlinburg zurückgekehrt) Cramer und Ramler

seine lieben Gäste. Klopstock besonders war ganz von Gleims Herzensflamme durchdrungen, und verstand am lebendigsten sein Herz und seine Tugend. Wie aber war auch Gleim begeistert von dem Sänger des Messias und der Oden, der die liebenswürdigste Heiterkeit mit dem tiefsten Ernst in sich vereinte! — Zu dieser Zeit hatte Gleim weder die Kriegslieder gesungen, noch im Halladat menschlichere Weisheit gelehrt; aber Klopstock konnte die ihm erschlossene Herrlichkeit des Freundes preisen, den damals nur wenige anders, denn nur als einen leicht hinscherzenden Dichter kannten. — Die glücklichen Freunde erneuten ihre Musen-, Rosen- und Becherfeste, unbekümmert um die richtenden Philister, welche nicht meinten, daß solches Jubeln mit Gelahrtheit und ernsterer Bestrebung bestehen könne, also daß es sich für solche Männer nicht schicke, jeglichen Tag so fröhlich zu seyn. Klopstock aber sang siegreich seinem geliebten Gleim die Ode, die dessen Namen trägt und dessen Persönlichkeit der Nachwelt unverkennbar und unvergeßlich gezeichnet hat:

An Gleim.

„Der verkennet den Scherz, hat von den Grazien
„Keine Miene belauscht, der es nicht fassen kann,
„Daß der Liebling der Freude
„Nur mit Sokrates Freunden lacht.“

„Du

„Du verkenneſt ihn nicht, wenn du dem Abendſtern,
„Nach den Pflichten des Tags, ſchnellere Flügel giebſt,
„Und dem Ernſte der Weisheit
„Deine Blumen entgegen ſtreuſt!“

Keiner kannte Gleimen ſo ganz, ſein feuriges Herz und

„Seinen brennenden Durſt, Freunden ein Freund zu ſeyn;
„Wie er auf das Verdienſt deß, den er liebet, ſtolz,
„Edel ſtolz iſt, vom halben,
„Kalten Lobe beleidiget;“

„Liebend Liebe gebeut, hier nur die zögernde
„Sanfte Mäßigung haſſt, oder von Friedrich's,
„Wenn von Friederich's Preiſe
„Ihm die trunknere Lippe trieft!“

Zu ihren liebſten Feſten gehörten öftere Reiſen nach den benachbarten Felſen der Roßtrappe. Gleim erinnerte ſich auch in den ſpäteſten Jahren noch der ſchönen Tage, da er Klopſtock auf den großen Steinen im Strom wandeln ſah; da ihm ſelber die Flaſche, die er zur Kühlung ins Waſſer geſetzt, an einem Felſen zerbrach, der rothe Wein mit der crißtallnen Flut ſich miſchte, und Ramler, mit lauter

Klage der Flasche nachgebückt, selber in den schäumenden Strom ausglitt.

Freundschaft war in Gleims Leben die mächtigste Triebfeder, das reinste Licht. Der Liebe schien er nicht gewachsen, wegen der eigensüchtigen Heftigkeit seines Gemüths. Denn Liebe fordert Seel' und Leib einander hinzugeben, und mit Leib und Seele ein einig Leben zu lieben! Muß nicht die Liebe, außer jedem Versucher und Rausche, auch noch den Sinnenrausch bestehen? Welch ein allmächtiges Band muß Liebende vereinen, wenn sie, vom Sinnenrausch entbunden, und dem ewigen Wechsel des Irdischen unvermeidlich und immerfort ausgesetzt, dennoch einander in gleicher glückseliger Treue ewig zu eigen bleiben!

Freundschaft aber ist ein einfacheres Element, mehr gebend, als verlangend, mehr ein freudig Ueberwallen im Genuß des vielfach aufgeregten Selbstbewusstseyns. Die Freundschaft liebt frei zu seyn, und im freien Bunde hochherzig zu seyn. Liebe bindet sich auf ewig, und mag nicht leben außer dem Bewusstseyn der Sicherheit des Bundes. Was nun Gleimen zur Liebe ungünstig war, das machte ihn zur Freundschaft um so geschickter. — Nicht Klopstock allein hatte diesen Durst und diese Eifersucht der Freundschaft an Gleim gerühmt; schon weit früher, im Jahr 1745, als Gleim mit Lange viel zusammen

lebte, sang dieser von ihm in seiner Ode „An die Freundschaft:“

„Du Eifersüchtiger, der du mein Herz
„Tyrannisch, liebreich herrschend, bewahrst!“

Und Gleim schrieb an Lange:

„Diese Stelle muß nicht verändert werden. Es ist mein Charakter. Ich bin vielleicht in der Freundschaft eifersüchtiger, als in der Liebe; denn ich will nicht, daß mir Jemand an Freundschaft vorgehe.“

Daß die Freundschaft Gleims Herz so beglückend erfüllte, machte ihn auch der Liebe weniger eingedenk: denn bis jetzt hatte der Sänger so vieler verliebter Lieder noch nicht geliebt. Auf der Reise nach Leipzig, im Frühling 1750, machten ihm seine Freunde zuerst ernstliche Vorschläge. „Die Leipziger Mädchen“ — schrieb er an Kleist — „haben mein Herz nicht gefesselt. Eines hatte ich zwar, auf Empfehlung meines künftigen Beichtvaters, in ernsthafter Absicht in Augenschein genommen, aber (ich bin stolz genug es zu sagen) der Sieg schien mir gar zu leicht. — Ich glaube, Cupido spielt mir einen Possen, daß er die Mädchen sich mir so leicht ergeben lässt, weil er mich von der thörichten Seite kennt, daß ich dann gleich aufhöre zu lieben.“

„Die mich nicht hasst, eh sie mich liebt,
Die mir nicht widersteht,
Die sich wie Leipzig leicht ergiebt,
Die wird von mir verschmäht!“

„Verrathen sie mich aber nicht, denn vielleicht verliebe ich mich doch noch in das Mädchen. Es ist ein so gutes einfältiges Ding, daß es mir wenigstens nicht mißfällt. Ueberdem sieht es recht gut aus, und ist noch so jung, daß man noch hoffen kann, Gedanken in seine Seele zu bringen. Verliebe ich mich aber nicht bald, so geschieht es nimmermehr. — Sollte es wohl nicht der Liebe zu den Mädchen hinderlich seyn, daß ich so viel Freunde so zärtlich liebe? Ich wüsste sonst nicht, warum ich nicht bin wie andere Menschen, denen nichts leichter ist, als sich zu verlieben?“

Da nun aber kein Sterblicher seinem Verhängnisse entgeht, so lernte auch Gleim, im Winter von 1752 bis 1753, zu Blankenburg ein Mädchen kennen, von welchem er an Uz schrieb: „Ich muß Ihnen sagen, daß ich liebe, daß ich das beste Mädchen, das im Himmel und auf Erden ist, liebe, daß ich geliebt werde, daß ich Bräutigam bin. O, welche Glückseligkeit ist es, mein liebster Freund, lieben!“

„Soll ich Ihnen diese Fanny nennen? sie ist die jüngste Tochter des Herrn Bergraths Mayer; achtzehn Jahre alt, eine Brünette, wie Sie, nach Marot, sich eine gewünscht haben, besser als die Doris, die meine hundert Lieder besingen; ein vortreffliches Mädchen, recht nach meinem Sinn, besser als das Mädchen, das meine Einbildungskraft mir

geschaffen hat, wenn sie geschäftig war, mir eins vorzustellen, das ich lieben könnte. Könnte ich doch meinem Uz alle die Freuden der Liebe beschreiben, von der ersten Stunde unsrer Liebe an, bis jetzo. Aber das Glück ist unaussprechlich, und die Freuden sind unzählbar."

„Wo Lieb' und Huld aus jedem Tone spricht,
Wo Liebesgötter in den Blicken
Uns entzücken,
Empfindet man und zählet nicht!"

„Seit dem 15. März bin ich Bräutigam, und den 2. Mai werde ich Mann seyn. Haben Sie von Ihrem Gleim wohl geglaubt, daß er das einmal seyn würde? Die meisten meiner Freunde haben es nicht geglaubt, aber Sie gewiß; denn es ist Ihnen nicht bekannt, wie spröde ich bisher gegen alle Mädchen gewesen bin. O wie danke ich dem Himmel, daß er diesem Kaltsinn einen bessern Lohn aufgehoben hat, als der war, den meine Freunde, den manche Mädchen mir prophezeiten."

Gleim lebte in dieser Liebesglückseligkeit nur eine kurze bräutliche Zeit. Alles war zur Hochzeitfeier bereitet. „Plötzlich aber", wie Gleim seinem Uz selbst erzählt: „wird der Vater auf die Liebe seiner Tochter eifersüchtig, und wirft ihr öfter vor, seitdem sie ihren Bräutigam liebe, liebe sie ihn nicht mehr; sie habe ihr Herz von ihm abgewandt, und Gott

werde sie dafür strafen. Diese Vorwürfe gehen so weit, daß die Tochter in einer Art von Raserei sich erklärt: das Gegentheil zu beweisen, wolle sie sich lieber dem größten Unglück und der größten Schande aussetzen, als ihren Bräutigam heirathen. — Sie sagt dies mit der größten Heftigkeit, und unter besondern Umständen dem Bräutigam selbst. Dieser aber weiß von dem, was zwischen dem Vater und der Tochter vorgefallen ist, nicht das Geringste. Er frägt seine Braut, voll der größten Bestürzung, nach der Ursach dieser plötzlichen Veränderung ihres Herzens, erfährt aber nichts. Die Braut sagt kurz, es sey keine Ursach. Er entdeckt dem Vater, was zwischen ihm und seiner Braut vorgegangen, und glaubt es einem Manne zu entdecken, der mit größter Behutsamkeit einem Bräutigam begegnen werde, der über seine Braut dergleichen Beschwerden anbringen musste; allein er traf einen Mann, der in der größten Hitze dem Bräutigam den Vorwurf machte, er hätte seine Tochter von der Liebe zu ihm abwendig gemacht, und zu der seinigen sie verführt; Gott habe ihr ihre Sünde zu erkennen gegeben, und führe sie ihm wieder zurück. Alle Vorstellungen dagegen halfen nichts."

In der letzten Hälfte des April kam Gleims geliebter Kleist, von seiner Schweizer Werbungsreise zurückkehrend, nach Halberstadt, die Hymenäen seines Freundes mit zu feiern. Aber wie fand er seinen

Freund in großer Betrübniß! Er fuhr mit ihm nach Blankenburg, um ihm die Geliebte wieder zu gewinnen, aber sie fanden sie nicht dort. Der Vater hatte sie, wider die genommene Abrede, daß eine ihrer Freundinnen mit ihr sprechen solle, zu ihrer Schwester, der Frau eines Amtmanns, geschickt. Diese Schwester und ihr Mann waren schon vorher keine Freunde des Bräutigams, und hätten gern gesehen, wenn sie Jemand geheirathet hätte, der sie näher anging. „Alle Bemühungen waren vergebens. Bei der nächtlichen Rückkehr warf der Wagen um, und Gleim zerbrach den rechten Arm. Das Hochzeitbett ward zum Krankenlager, das nur der sanfte zärtliche Kleist versüßen konnte, welcher, ohne Gleims Wissen, nachher mehrere vergebliche Schritte that, um die Getrennten wieder zu vereinigen. Gleim ward endlich bei dem letzten Besuche völlig überzeugt, daß die göttliche Sophie seiner Liebe ganz unwürdig sey, und betrieb es nun selbst, daß die Verlobung durch richterlichen Ausspruch für nichtig erklärt ward. Nur Einen Frühling liebte der Sänger der Liebeslust!“ — „Dünkt es Sie nicht besonders“ — schrieb er zur selben Zeit an Uz — „daß ich mich von einem Mädchen habe betrügen lassen? ich, den Sie für einen so großen Kenner der Mädchen halten? — Mich zu betrügen, das wäre aber eben keine große Kunst auch für ein weniger witziges Mädchen gewesen! denn ich bin in der That kein so guter Mädchenkenner, als

meine Lieder mich denken lassen. Aber in Zukunft will ich es schon seyn:

Der ich der Schönen Lob in hundert Liedern sang,
Und ihre Küss' und ihre Tugend,
O wie bereu' ich jetzt die Sünden meiner Jugend,
O wie bereu' ich sie mein Leben lang!
Denn welch ein Thor war ich, ich sang
Der Schönen Lob in unerfahrner Jugend,
Pries ihre Küss' und ihre Tugend,
Und kannte Kuß und Tugend nicht!
O wie bereu' ich jetzt ein jedes Scherzgedicht,
Das mit so freundlichen, harmonisch-sanften Tönen
In manch unschuldig Herz das Lob der Schönen,
Und ach! zugleich das Gift der Liebe sang!
O wie bereu' ich es mein Leben lang!
Gieb, Jugend, gieb den Liedern, den Sirenen,
Die ich dir sang, gieb ihnen kein Gehör!
Sophie liebte mich, seitdem kenn' ich die Schönen,
Seitdem besing' ich sie nicht mehr!"

Niemals ward auch sein Herz wieder gefesselt; die Muse aber rächte sich nur durch wenige Spottgedichte auf der Weiber Lieb' und Treue, und Gleim sang bald der Schönen Lob und Küsse wieder, wie vorher!

Um so heißer aber ward seitdem sein Durst nach Freundschaft, denn Gott hatte sich ihm in der Freundschaft am deutlichsten offenbart. Wie andern durch die Liebe, ward ihm das Leben nur durch die Freund-

schaft klar, so daß er am Morgen, wie am Abend seines Lebens, dem Freunde schreiben konnte: „Weil solche Männer lebten, und meine Freunde waren, deswegen ist Unsterblichkeit so gewiß, als ich Ihr Freund bin!“

Im Herbst desselben Jahrs (1753), bald nach der Trennung von Sophie Mayer, nahm Gleim seines älteren Bruders, des Einnehmers zu Aschersleben, Tochter zu sich. Sophie Dorothea Gleim war seitdem die liebreiche, sorgsame, treue Pflegerin seines Daseyns, ihm ähnlich an lebhafter Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute, wie an heiterer Gemüthskraft; bildsam für jede geistige Bildung, von sicherem Geschmack und hellem Urtheil, *) dabei

---

*) Johann Georg Jacobi hat davon Zeugniß gegeben in dem kleinen Gedicht:

An Gleminden,
als von Kritikern die Rede war.

„Wenn, sonder Falschheit, die Kritik
Wie Du mit Silbertönen redte;
Bei Lob und Tadel Deinen Blick
Und Dein getreues Lächeln hätte,
So könnte sie der Musen Schwester seyn,
Die Herzen alle sich gewinnen;
So ladeten die Huldgöttinnen
Sie selbst zu ihren Tänzen ein.“

S. J. G. Jacobi's sämmtliche Werke. 3. Band. Zürich 1809. Seite 84.

geschmückt mit Milde und weiblicher Tugend, überaus anstellig in Führung des Hauswesens, anordnend und eintheilend mit Umsicht und kluger Erwägung, und von feiner, einnehmender Gestalt.

Im Winter von 1754 bis 1755 war Gleim in Capitulsgeschäften zu Berlin. Dieser Aufenthalt ward ihm besonders durch die persönliche Bekanntschaft und geschlossene Freundschaft mit Lessing wichtig. Außer seinen Geschäftsbesuchen war Gleim auch viel in Gesellschaft mit dem damaligen jungen Prinzen von Preußen. Eine Cousine Gleims, die verwittwete Hauptmannin Petri, war Erzieherin des jungen Prinzen, und Beguelin, Gleims Freund, dessen Lehrer. Da er beide oft besuchte, fand er sich oft mit dem jungen Prinzen allein. Einst zeigte ihm dieser Bilder zu La Fontaine's Fabeln, und fragte ihn: ob er auch Fabeln machen könne? — „Nein!“ war die Antwort, „denn es ist nichts schweres, als Fabeln zu machen.“ Der Gedanke an diese Frage ward die Ursach aller Gleimischen Fabeln, das Schwere wurde leicht; alle die vorherigen Versuche mißlangen ihm; nun gings besser. Fünf und zwanzig Fabeln wurden fertig, gedruckt und dem Prinzen zugeschrieben. Die Versicherungen eines Sulzer und eines Beguelin, daß die ersten 25 Fabeln Nutzen stifteten, vermochten ihren Verfasser, mehr zu machen.

„Also waren des Prinzen von Preußen Königl. Hoheit schon in ihrer Kindheit der vaterländischen

Muse gewogen, und gaben ihr Hoffnung goldner Zeiten.“

„Fürsten können alles Gute; sie dürfen nur wollen.“ *)

Diese Fabeln versüßten Gleim jene Jahre, in welchen er außerordentlich an Hypochondrie litt. Die kleine Begeisterung der Dichtung und Erfindung einer Fabel war ihm ein Vergnügen, wodurch er sich in wenigen Minuten von langer Arbeit erholen konnte. Die Ausbesserung ihrer Fehler überließ er ruhig seinen Freunden, denn die kalte nüchterne Ueberlegung, die dazu erfordert wird, gebrauchte er nöthiger zu seinen, den Musen fremden, Geschäften; auch hätte ihn eine solche Arbeit der vollen Herrschaft der Hypochondrie gar bald überlassen.“ **)

Die Fabeln und Romanzen vermehrten Gleims damals schon sehr ausgebreiteten Ruhm. Im Jahre 1750 hatte ihn die Herzoglich deutsche Gesellschaft zu Helmstädt zu ihrem Mitgliede ernannt; 1752 erhielt er das Diplom als Ehrenmitglied der Kö-

---

*) Siehe den Vorbericht zu der Originalausgabe der Fabeln von Gleim. Berlin bei Friedrich Maurer 1786. 12mo.

**) Siehe: Fabeln. Zweites Buch. Berlin 1757. 8vo. Die Nachricht.

nigl. Großbrittannischen deutschen Gesellschaft zu Göttingen, und 1755 das Diplom als ordentliches Mitglied der Königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg. *)

---

*) Alle drei waren nicht erst lange gestiftet, und nebst der Greifswalder und Jenaischen deutschen Gesellschaft damals die einzigen öffentlichen gelehrten Vereine, zu Gunsten der vaterländischen Sprache. Die Helmstädter Gesellschaft ward gestiftet 1746, die Göttingische 1740 und die Königsberger 1741.

Zweiter Abschnitt.

Vom Anfange des siebenjährigen Krieges bis zum Tode Friedrichs.

Von 1756 bis 1786.

Im Jahre 1756 begann der siebenjährige Krieg. Dieser Kampf des großen Königs mit allen Mächten seiner Zeit, welche so viele zu fester Gesinnung vereinte, erweckte Gleimen ein neues Leben, die heilige Vaterlandsliebe, das Glück und den Preis des Patrioten ihm tiefer ins Herz senkend. Diesem glorreichen Kriege verdankt Deutschland seinen Gleim, wie es ihn bis jetzt am meisten kennt und liebt.

Er litt in dieser Zeit, wie schon erwähnt, alle Pein der Hypochondrie, und lebte nur in der Freude an den Thaten Friedrichs! Sein Kleist war unter den Siegern, gab ihm von allem möglichst genaue Nachricht, und setzte ihn so gleichsam in die Mitte der ruhmwürdigen Geschichten. „Er verfolgte seinen

Kleist beständig auf der Landcharte, er sah die feindlichen Heere, er sah alles, was vorging, in Gefichten, wie Johannes. Tausendmal wünschte er, wie im vorigen Feldzuge, mit dem Freunde zu seyn. Von wie vielen Heldenthaten hätte er Zeuge seyn können? — Daß sie Sachsen ohne Schwerdtschlag erobert hatten, davon waren alle Zeitungen voll; aber die besonderen Umstände, die ihm Kleist meldete, wusste Niemand, als er, und er wusste sich nicht wenig damit, daß er nun allen Patrioten die zuverlässigsten und neuesten Nachrichten geben konnte. — Er glaubte nichts, als was sein Kleist ihm schrieb, und entschloß sich, seine Fabeln bei Seite zu legen und die Geschichte des Krieges anzufangen." — „Die Königin von Polen, in der Thür des Archivs, bittend und flehend, diese Königin baarfuß vor ihren Heiligen; Kleist weinend mit dem Landmann, dem sie das Korn wegnehmen, *) — alle diese Bilder, die ihm als Poeten willkommen waren, wollte er als Geschichtschreiber nicht unbenutzt lassen. — Gott erhalte nur unsern großen Friedrich und meinen Kleist!" so lautete sein tägliches Gebet! **)

Nach dem Siege Friedrichs bei Lowositz schrieb Gleim an Kleist:

---

*) S. Kleists Leben in meiner Ausgabe seiner Werke. Theil 1. Seite 73. und 74.

**) Gleim an Kleist, im September 1756.

den 6. Oktober.

„Unmöglich kann ich die Freude ausdrücken, die „mir Ihr liebstes Schreiben heut gemacht hat. Mein „Kleist lebt! rief ich laut, als ich es sah, und nun „will ich mich über den Sieg unsers Friederichs höher „freuen, da ich weiß, daß er und mein Kleist leben!— „Ich habe gleich nach Empfang Ihres Briefes Gäste „gebeten, und mit ihnen beim besten Wein: „Es „lebe der König, es lebe mein Kleist!“ recht studen: „tenmäßig gerufen. Freilich, mein liebster Freund, „sind wir über den Sieg vor Freuden außer uns; aber „wie? wenn ich daran denke, daß mein Kleist in be: „ständiger Lebensgefahr ist, kann ich mich dann noch „freuen? — Indessen da es nicht anders seyn kann, „so will ich mich so lange über unsre Siege freuen, als „Sie, mein liebster Kleist, mir solche erzählen. Sie „haben es diesmal so ausführlich gethan, daß man das „Schlachtfeld vor sich sieht, und fürchtet, noch nicht „sicher darauf zu seyn. — Ich werde Ihr Schreiben „an Ihre Freunde befördern, aber nur nicht im Ori: „ginale. Nein! meines Kleists Briefe muß ich behal: „ten, damit ich nicht allein die Geschichte des jetzigen „Krieges daraus verfertigen, sondern auch meinen „Kindern daraus beweisen kann, daß ein Kleist mich „geliebt hat.“

„In der That ist es mir ein Ernst, die Geschichte „dieses Jahrs zu schreiben! Friederich thut zu viel, „daß jedes Jahr einen Geschichtschreiber erfordert;

„nicht einen Voltaire, der nöthig hat, zu lügen, um „seine Geschichte zu verschönern, sondern einen solchen, „der nöthig findet, die Nachrichten nicht alle zu „sagen, weil man sie sonst nicht glauben würde.“

„Was für eine schöne Stelle in meiner Geschichte wird es seyn, wo ich der Nachwelt sagen werde, daß mein Kleist, mitten im Getümmel des Kriegsgottes, den Musen und mir getreu geblieben ist!“

Gleim fühlte aber früh genug, wie wenig geschickt er zum Geschichtschreiber sey. Sein Eifer, sein glühender Enthusiasmus hätte aus allen Geschichten lauter Lob und Päan gemacht. Wie hätte er können ein kalter Zuschauer und besonnener Zeuge, ein Geschichtschreiber seyn? Hingerissen vom Ruhm des Vaterlandes, von der Heldengröße des von Jugend auf angebeteten Königs begeistert, musste er vielmehr Theil nehmen an den Triumphen, die ihm sein ganzes Leben aufregten. — „Wenn ich der Curtius unsers Alexanders nicht seyn soll,“ sprach er, „so will ich doch sein Homer seyn!“ So nahm er den Charakter eines jener erwählten preußischen Krieger an, die unter dem Namen der Grenadiere von allen hoch geehrt waren, und sang nun im Oktober 1756 die Eröffnung des Krieges:

„Krieg ist mein Lied! weil alle Welt
Krieg will, so sey es Krieg!
Berlin sey Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm, und Sieg!“

„Nun

„Nun singe Gott und Friederich!
Nichts kleiners, stolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe dich,
Der in die Sonne sieht!“

Seit diesem ersten Liede lebte Gleim, der Preußische Grenadier, in einem fortwährenden Triumphiren. Er war um so entbrannter für Friederich, als er in ihm den Gottgeschützten Vertheidiger seines Volks und seines Throns erkannte, den furchtlosen Verfechter der Verfassung und Freiheit des heiligen römischen deutschen Reichs. Nicht als einen Eroberer hat er ihn gesungen, nicht, als eines ruhmsüchtigen Helden, seine Thaten gepriesen! — Nein, als einen Gerechten singt er ihn, und seine Thaten verherrlicht er als von Gott selber abgewogen bei Sternenklang. — In allen seinen Kriegsliedern athmet ein frommes Vertrauen auf die Stärke der gerechten Sache, die durch die Tugendkraft der eignen lautern Gesinnung immer siegreich ist. So sangen auch David und Tyrtäus; und nur dem frommen Gemüthe — das fromm geworden, weil es für das Erwählte in Liebe heiß entbrannt ist — entquillt solche Begeisterung.

Im Frühling 1757 sang er die Eröffnung des neuen Feldzuges:

„Auf, Brüder! Friedrich unser Held,
Der Feind von fauler Frist,
Ruft uns schon wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen ist! —

Und bot' uns in der achten Schlacht
Franzos' und Russe Trutz,
So lachten wir doch ihrer Macht,
Denn Gott ist unser Schutz!"

Und bald darauf den Sieg bei Prag:

„Victoria! mit uns ist Gott!
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott,
Er liegt, Victoria!"

Es war kein leeres siegtaumelndes Aufbrausen, dieses Victoria; es war das feste Vertrauen auf Gott und den König, was dem Grenadier diesen Muth, diese Ruhe, diese Freudigkeit gab, daß auch kein Schrecken ihn anwandeln kornte. So nun sang er heldentrutzig die unglückliche Schlacht bei Collin:

„Zurück, rief Vater Friederich,
Zurück, rief er, zurück!
Nachdenkend dacht' er schon bei sich:
Gott giebt dem Feinde Glück!

Wir aber stürmten noch das Nest,
Wir wollten noch hinan!
Wir kletterten, wir hielten fest
Uns an einander an!

Was für sanftmüth'ge Blicke gab
Sein Heldenangesicht!
Lasst, rief er, Kinder, lasst doch ab,
Mit uns ist Gott heut nicht!

Da ließen wir den blöden Feind
In seinem Felsennest.
Nun jubelt er; o Menschenfreund!
Nun hat er Siegesfest!

Wie kann er aber, Brüder! sagt,
Er kann ja nicht, fürwahr!
Denn haben wir ihn nicht gejagt,
So weit zu jagen war?

Wir stritten nicht mit Roß und Mann,
Mit Felsen stritten wir!
Hier, Heldenbrüder, bind' er an,
Hier, Brüder! sieg' er, hier!"

Während Kleist in Leipzig stand, besuchte ihn Gleim daselbst, mit ihm das Frühlingsfest, Ostern 1757, zu feiern. Welches Festleben mit Kleist und

Lessing! — Kleist hatte hart am Fieber darnieder gelegen. „Durch Ihren Besuch bin ich vor Freuden einen Monat eher wieder gesund geworden!“ schrieb er dem zurückgekehrten Freunde, und dieser erwiederte: „Das Vergnügen, bei meinem besten, bei meinem einzigen Freunde, ist gar zu groß gewesen. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht dreimal geträumt, jetzt träume ich alle Nächte von meinem Aufenthalte bei Ihnen; ich fahre mit Ihnen spazieren; ich bin mit Ihnen in der Schlacht, fasse einen Panduren beim Bart, und höre Sie sagen: „Seht mir doch da den Gleim!“ Ich sehe Lessing kommen, der mit einem Schwerdt in der Hand mir gebeut, dem Panduren das Leben zu schenken, ich rufe Sie wider Lessing zu Hülfe. — Solches träume ich alle Nächte, und Sie sehen es wohl, daß es geschieht, weil ich bei Tag und bei Nacht Ihrer gedenke.“

Der Sänger der Kriegslieder hatte bis dahin von den Kriegsdrangsalen nur von Weitem gehört. Eitle Gerüchte hatten ihn nie geschreckt; eines davon erzählt er seinem Kleist: *) „Vielleicht ist das dumme Gerücht, daß die Franzosen über die Weser gegangen, in Halberstadt alles massacrirt, und sodann (alles in Tag und Nacht) sich wieder über die Weser zurückgezogen haben, auch bei Ihnen erschollen.“ — „Ein

*) In einem Briefe vom Juni 1757.

dummer Braunschweiger Amtmann hat einen Trupp Gänse, der über die Weser geschwommen, für das Fischersche Corps angesehen." — „So entschuldigt eine gewisse benachbarte Kammer ihren blödsinnigen Bericht an die hiesige Kammer, welche indeß durch ihre Leichtgläubigkeit Beweis gegeben, daß wir nicht alle gute Preußen sind. Der Professor Meyer aus Halle aß gerade bei mir, als das läppische: „Hannibal ante portas!" alles aus der Stadt jagte. — Nur Ihr tapferer Gleim und seine Gäste blieben am Tische sitzen, tranken ihr Glas, gingen spatzieren und ließen einpacken und flüchten, wer wollte. Nun kehrt alles wieder zurück, und lässt sich auslachen. Ich machte allerlei Späße. Ich ließ 10 Regimenter Preußen vorrücken; augenblicklich lebte alles wieder auf. Ich machte mit unsern Menschen hier allerlei Experimente, und war mit wenigen zufrieden." Die vielen Gerüchte hatten indessen mancherlei Vorkehrungen, von Seiten der Provinz, veranlasst. Gleim war von den Landständen, deren vacantes Syndicat er zu der Zeit verwaltete — als Secretarius des Domstifts, des ersten Landstandes — vorläufig zum Deputirten an den Duc de Richelieu ernannt worden, und hatte allerdings, beim wirklichen Einrücken des Feindes, eine höchst unangenehme, beschwerliche Lage zu erwarten. Indessen lebte er ruhig in dem Genuß seines lieben Gartens, welchen er sich im Herbst 1756 gekauft hatte. Er machte ihn für seinen

Kleist zurecht, legte Rasen an zu sanften Polstern, damit er sich mit dem Geliebten darauf lagern, und den Nachtigallen mit ihm zuhören könnte. „Wir, die wir von Wein und Liebe gesungen, aber wenig getrunken und wenig geliebt haben," schrieb er an Kleist:

„Wir woll'n die böse Zeit
Begraben in den Wein, mit Muth und Fröhlichkeit!"

Opitz.

Im September 1757 aber ward Halberstadt, Stadt und Fürstenthum, wirklich der Schauplatz feindlicher Unternehmungen. — Durch die Kapitulation von Kloster Seven, und die dadurch bewirkte Auflösung der mit Friedrich verbündeten verschiedenen Hülfsarmeen, waren nämlich die preußischen Provinzen den französischen Truppen bis an die Elbe Preis gegeben, so daß die Truppen des Herzogs von Richelieu in den Provinzen Halberstadt und Magdeburg und bis Leipzig umherschwärmten. Herzog Ferdinand von Braunschweig aber nöthigte mit seinen viertausend Mann das französische Corps schon am 19. zur Räumung. Richelieu rückte indeß bald darauf wieder mit seiner ganzen Macht in das Fürstenthum, nicht um es zu erobern, sondern um es auszuplündern. Der Sieg bei Roßbach bewirkte jedoch, daß Richelieu wiederum mit der großen

Armee schleunigst in die Winterquartiere zurückzog. *)

Hören wir aber von dem Preußischen Grenadier, wie es ihm zu dieser Zeit erging, so wie er selbst es den Freunden Uz, Kleist, Sulzer und Ramler erzählt!

An Kleist.

den 19. September 1757.

„Nun raset Mars mit voller Wuth bei uns. „Gottlob, daß die Unsrigen die Sieger sind! Heut „ist die ganze Stadt vor Freuden ganz ausgelassen. „Sie haben mir oft genug die Thaten unsrer Helden „erzählt, mein liebster Selin; ich eile deshalb, mitten „im größten Tumult, ein Gleiches zu thun. Die „Franzosen hatten sich im ganzen Fürstenthum ausgebreitet, alle Pässe besetzt; das Fischersche Corps „war so dreist, weil kein einziger Soldat Widerstand „that, daß es bis unter die Kanonen von Magdeburg „streifte, und dem armen Landmann sein Korn aus „den Scheuren holte und ihn nöthigte, dasselbe drei „Meilen von hier nach Osterwiek zu fahren. Noch „gestern früh sahen wir an hundert Wagen in der „Stadt, welche diese Helden im Triumph fortführten. „Aber gestern früh haben die Unsrigen angefangen,

---

*) Siehe Geschichte Ferdinands, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, von Mauvillon. 1. Theil. Leipzig 1794. 8. Seite 233—252.

„sich ihnen furchtbar zu machen, denn wir haben sie „oft mit nicht gehöriger Achtung von dem Muth der „Preußen sprechen hören. Ein kleines Corps Frei„williger vom Herzog Ferdinand, zehn Mann von „jeder Compagnie, und eine Schwadron Seidlitzischer „Husaren, haben den Grafen Lusignan, der ein „Cürassierregiment als Obrister commandirt, nebst „ohngefähr 300 Mann Infanterie in Egeln, 3 Meilen „von hier, eben als die Leute aus der Kirche gekom„men sind, und in einem vor der Stadt belegenen „Kloster acht Staabsoffiziere haben zur Tafel gehen „wollen, dergestalt plötzlich überfallen, daß nicht allein „die acht Offiziere, sondern alle übrige Cavallerie „und Infanterie zu Gefangenen gemacht worden „sind;*) die Husaren haben unvergleichliche Beute „gemacht. Der Herr Graf Lusignan hat sehr schö„nes Silberzeug gehabt. Daß er nicht todt, sondern „nur gefangen, ist mir recht lieb. Von allen Fran„zosen, die wir bei uns gehabt, hatte er das ehrlichste „Gesicht, und wo er mit seinem Regiment in Quar„tier gelegen, ist nicht die geringste Klage gewesen.

---

*) Nach Mauvillon ward das Cavallerieregiment von Lusignan, durch den Obristlieutenant Horn mit 600 Mann, theils Infanterie, theils Cavallerie, zu Aschersleben überfallen und gefangen genommen. — Im Tumult der Gegenwart kann in Kriegszeiten leicht der Ort und die Umstände einer Begebenheit unrichtig erzählt und wieder erzählt werden.

„Man sagt, die Gefangenen würden nach Leipzig „gebracht werden. Wäre das, so hätten Sie viel„leicht Gelegenheit, ihm seine Gefangenschaft zu er„leichtern, er scheint es zu verdienen; und wäre es „auch nur, weil er aus der Familie der Lusignans „ist, die einmal Könige von Jerusalem gewesen.“

„In was für ausschweifender Furcht die Feinde „sind, beweis't unter andern folgende Geschichte: Ein „einziger Preußischer Husar, welcher sich vor'm Thor „etwas verspätet hatte, trifft auf fünf Cavalleristen „vom Fischerschen Corps, welche recognoscirt hatten, „macht sie alle fünf mit dem drohenden Säbel zu „Gefangenen, und bringt sie auf den Domplatz, wo „ich sie selber gesehen. Alles kleine Geld, das der „Husar Beute gemacht hatte, warf er unter die Leute, „und sagte: „Was soll ich mit dem Dreck? er drückt „mir nur das Hemd entzwei.“ —

Ihm persönlich war der bitterste Verlust die Verwüstung seines Gartens, und der sich längs demselben hinziehenden prächtigen Lindenallee, in neuern Zeiten der Poetengang genannt. — Er klagte sein Leiden seinem Kleist:

„Der Krieg mag mir alles rauben, wenn er „mir nur meinen Kleist lässt; mein Garten, der „mein Paradies war, mein einziges Vergnügen, an „dem ich den ganzen Sommer gearbeitet habe, ist „in zwo abscheulichen Stunden zur Wüstenei gemacht; „aber mit ihm ist nur mein Vergnügen dahin.

„Wie viel tausend arme Leute haben seit acht Tagen „ihr einziges Lamm, ihr einziges Huhn verloren, ihren „einzigen Baum.“

„Schreiben Sie mir zum Trost und zur Er„quickung alle Lieder ab, die Sie den Musen singen. „Ihr Trinklied ist eines der besten; ich habe sogleich „eine Melodie darauf gemacht, und es den ganzen Tag „einem französischen Offizier vorgesungen, der kein „Wort davon verstand! Was soll ich ihnen dafür „wiedergeben? — Als ich das letztemal in meinem „lieben Garten war, und in der schönen Lindenallee „ging, die nun nicht mehr ist, schrieb ich ein Lied „in meine Tafel ein, das ich ihnen mitschicken will. „Seit 14 Jahren wieder das erste scherzhafte Lied.— „Aber ich muß aufhören, denn ich muß nothwendig „noch herumlaufen und Dollmetscher seyn. Was für „ein trauriger Dienst, mein liebster Freund!“

den 10. Oktober.

„Wenn ich Ihnen in meinem vorigen über den „Verlust meines Edens Elegieen gesungen habe, so „sollte ich Ihnen nun Jeremiaden singen, aber was „würde das helfen? Ich habe dem Himmel so viel „gute Tage zu danken, daß ich die bösen schon mit„nehmen muß. Indeß hat das Gerücht zu viel ge„redet, wenn es sich über die Plünderung der Stadt „beklagt hat. Nur die Dorfschaften hat dies abscheu„liche Unglück betroffen, und zwar so sehr, daß der

„arme Landmann mir das Leben behalten hat. Daß „wir das Hauptquartier bei uns, die große Armee „um und neben uns haben, ist bekannt. Es ist kein „Haus, in welchem nicht ein Duc, ein Comte oder „gar ein Prinz von Geblüt läge. Ich habe Richelieus, Mazarins, Maupou's, und Bernis „gesehen und gesprochen.“

„Ist es nicht entsetzlich, mit welcher Macht „man unsern großen Friedrich zu Boden werfen will? „Die ganze Welt ist sein Feind. Dennoch wird man „ihm nachsagen können:

„Tu ne cede malis, sed contra audentior ito!
Quantum tua te fortuna sinet, via prima salutis
Quod minime reris, Graja pendetur ab urbe.“

„Mitten unter der Trübsal lache ich zuweilen „über mich selbst. Zum Exempel gestern, als mir „die Ohren von dem abscheulichen Lärmen von sechs„tausend Mauleseln weh thaten, holte ich meinen „Virgil, und dachte, mit seinen wohlklingenden Versen „die Schmerzen zu lindern, und da fielen mir die „eben angeführten zuerst in die Augen. Weil ich „nun wirklich einige Linderung verspürte, so greife „ich jetzt, so bald ein Esel anfängt zu schreien, so„gleich zu meinem Virgil.“

„Gestern besuchte mich ein gelehrter Pariser, „und regalirte mich gleich anfangs mit einem Paar „Oden Anakreons, die er mir griechisch vorbetete;

„ich rächte mich mit einem Paar andern, und ich „glaube, wir hätten den ganzen Anakreon recitirt, „wenn nicht ein Offizier dazu gekommen wäre, der „sich nach dem Antimachiavell des Königs erkun„digte. Als ich die französischen Uebersetzungen des „Anakreon tadelte, und dem Longepierre die fiers „fils d'Atrée übelnahm, sah er einen Franzosen, den „er mitgebracht hatte, an — so wie wir einen Affen „ansehn — als verwundre er sich, einen gescheuten „Deutschen zu finden. Er fragte mich unter andern, „ob ich Bouhours manière de bien penser dans „les ouvrages d'esprit hätte; ich antwortete: „Ja. „Ich habe auch seine Entretiens etc., in welchen „er behauptet, ein Deutscher könne viel Bücher haben, „aber keinen Witz, wovon ich ein Beweis sey.“ *) „Es war natürlich, daß er mir ein Compliment „machte.“

den 17. Oktober.

„Ihr voriges liebstes Schreiben ist noch unbeant„wortet, und Sie erfreuen mich mit einem andern. „In der That, solche Freuden sind nöthig, wenn „man im Tumult des Thraciers, der sich bei uns „recht eigentlich niedergelassen hat, einigermaßen bei „Verstande bleiben soll.“

---

*) „Le bon père Bouhours l'a bien dit, que hors de la France on pouvoit à toute rigueur avoir du bon sens, mais non de l'esprit.“ Friedrich an d'Alembert.

„Sie sind ja recht im Zuge, zu dichten, worüber „ich mich nicht genug wundern kann. Aber es geht „Ihnen, wie mir. Wenn ich gute Tage habe, mache „ich nichts. Jetzo, da ich in der That auf tausend„fache Weise ein geplagter Mensch bin, jetzt habe „ich die Thorheit, meine scherzhaften Lieder zu corri„giren. Ich will geschwind ein Paar Correcturen „für Sie abschreiben. Sagen Sie mir doch, wie „sie Ihnen gefallen, und fragen Sie auch Herrn „Lessing darum. Letzterer hat nicht Unrecht, daß er „mit seinen Arbeiten so geheim ist; denn, in der „That, es hilft nichts, daß man viel Kritiker zu „Rathe zieht. Jeder Personalcharakter hat seinen „ihm eignen Ausdruck, an dem jeder Andere etwas „auszusetzen finden wird, wiewohl ich damit dem „unbestimmten Geschmacke nicht das Wort reden will. „Denn jenen Personalcharakter hat kein schlechter „Scribent, und den unbestimmten Geschmack findet „man nur bei diesem. In meinen scherzhaften Lie„dern findet sich so viel Schlechtes, so viel Ueberflüssi„ges und überhaupt so wenig Vollkommenes im Geist „Anakreons, daß ich es wohl nur ganz allein dem „unbestimmten Geschmacke, welcher der herrschende „in Deutschland ist, zu danken habe, daß man sie „schön gefunden und nachgeahmt hat. Doch sind die „meisten Nachahmungen warlich noch erbärmlicher! — „Halten Sie mir diese Ausschweifung zu gute; sie „ist in die Feder geflossen, weil mir noch im Sinn

„lag, was für Lehren die scherzhafte Muse (die zu „mir zurückgekehrt ist, mich in der jetzigen Trübsal „zu trösten,) mir gestern Abend gab, als sie nach „dem Besuche der Franzosen mich wieder zu mir sel„ber brachte.“

„Jene scherzhafte Muse tröstet mich noch bestän„dig damit, daß unser Held die ganze Last seiner „Feinde überwinden werde. Von seinem Aufenthalt „wissen wir nichts. Von allem, was um und neben „uns vorgeht, erfahren wir weit weniger, als ehedem, „da die Scene des Krieges von uns entfernter war.

den 7. November 1757.

„Auf einmal haben uns unsre Gäste verlassen. „Gestern früh brach der Duc de Richelieu und das „ganze Hauptquartier auf. Diesen Morgen um 9 Uhr „erfahren wir mit Ankunft der Leipziger Post, daß „unser große Friederich am 5., Nachmittags, seine „Feinde geschlagen.“ — *) Einige Tage vor diesem unvergesslichen Siege war Gleim bei dem Grafen von Lynar, **) welcher ihm Friederichs nahen Untergang weissagte: „Friederich der Zweite,“ sagte der Staatsmann, — „ist ein Atheist, darum straft

---

*) Bei Roßbach.

**) Demselben, der die Convention von Kloster Seven abschloß. Im Jahre 1797 erschienen von ihm bei Hoffmann zu Hamburg: „des weiland Grafen Rochus Friederich von Lynar hinterlassene Staatsschriften, und andere Aufsätze vermischten Inhalts.“

Gott ihn! er muß noch so klein werden, daß er an einen Gott glauben muß! Richelieu nimmt Magdeburg, dann gehts nach Berlin, dann ist's aus!" — Gleim erwiederte: „das glaub' ich nicht; Friedrich steht jetzt nicht weit von Soubise! Soubise wird geschlagen, dann Richelieu, dann ist's aus!" Gleich nach erhaltener Nachricht vom Roßbacher Siege, eilte Gleim zum Grafen Lynar, der aber war schon fort, so wie den Tag darauf kein Franzose mehr in Halberstadt war; so jagte sie die Furcht vor Friedrichs Waffen!" *) — Gleims Freude über den Sieg bei Roßbach war um so größer, da ihm durch denselben seine Sorgen für Kleist zugleich mit den Franzosen verjagt wurden. Apollo wusste seinen Dichter schon zu schützen. Ehe er ihn in größere Gefahr kommen ließ, ließ er seinen Friederich eine Schlacht gewinnen.

Zu dieser Zeit sang Gleim, mitten unter den jubelnden Mitbürgern, in hoher Freudenbegeisterung, und mit allem Muthwillen der siegeslustigen Tapferkeit, das Roßbacher Siegeslied, ein wahres Siegesgeschrei hinter den flüchtigen Feind drein:

„Erschalle, hohes Siegeslied,
Erschalle, weit umher,
Daß dich der Feind, wohin er flieht,
Vernehme hinter her!

*) Wörtlich nach einem eigenhändigen Aufsatze in Gleims kleinen Erinnerungsbüchern.

Den, welcher unsern Untergang
Im rohen Herzen trug,
Den schlage, muthiger Gesang,
Wie Friederich ihn schlug!

Vom sternenvollen Himmel sahn
Schwerin und Winterfeld —
Bewundernd den gemachten Plan —
Gedankenvoll den Held!

Gott aber wog bei Sternenklang
Der beiden Heere Krieg;
Er wog und Preußens Schaale sank,
Und Oestreichs Schaale stieg!

Er siegt! — fürtrefflicher Gesang —
Wir haben noch zu thun! —
Halt ein, und werde künftig lang,
Wenn wir von Arbeit ruhn!

Wenn Friedrich, oder Gott durch ihn,
Das große Werk vollbracht,
Gebändigt hat das stolze Wien,
Und Deutschland frei gemacht!“

„Daß Ihnen das Siegeslied gefallen hat,“ schrieb Gleim an Kleist, „werde ich dem Grenadier noch heute melden, und ihm eine große Freude damit machen; er ist mit bei der Schlacht bei Borne gewesen; sehen Sie den kurzen Brief, den er mir darüber geschrieben hat:

„Der

„Der König lebt! zehntausend Feinde sind todt!
Der Enkel, Sieger Friederich!
Glaubt deine Wunder nicht:
Sie lesend überzeugt er sich,
Er les' ein schön Gedicht!

Auf dem Schlachtfelde bei Borne, Abends,
den 12. November 1757."

„Ich glaube in der That, er untersteht sich, noch ein Siegeslied zu machen. Ich werde ihm abrathen, denn wenn wir alle vier Wochen eine Schlacht haben, so würde der arme Mann sich zu Tode singen. Die Stellen, die Sie angemerkt haben, muß er in einer neuen Ausgabe ändern. — „Und kochten Morgenbrod," ließe er aber gern stehen, glaube ich. Ich habe ihm selbst schon eine Erinnerung dabei gemacht, aber er schrieb mir: „Sie werden ja im Lager vor Prag gesehen haben, daß der Soldat sich sein Morgenbrod kocht. Und dann schickt sich ein halb burlesker Ausdruck in ein solch Gedicht." — „Ueberdem ist kein Umstand in meinen Liedern erwähnt, den ich nicht aus Briefen oder Erzählungen der besungenen Helden genommen hätte. Dies Siegeslied ist in der That nichts anders, als der Brief eines Grenadiers in Verse gebracht." *) —

*) Aus einem spätern Briefe Gleims an Kleist vom 6. Januar 1758.

„Wenn ich aber dem Grenadier sagen werde, daß Sie, mein liebster Kleist, das gekochte Morgenbrod nicht leiden können, wird er es gleich ausstreichen.“ — „Zur Ausbesserung gehört kein Enthusiasmus, und was ich nicht in der ersten Hitze mache, lässt sich bei kaltem Blute nur mit allzuvieler Mühe besser machen!“

„Daß dem Prinz Heinrichschen Hofe das Roßbachsche Siegeslied nicht gefällt, wundert mich nicht. Auch wird mich nicht wundern, wenn manche andere an dieser Art Liedern keinen Geschmack finden. Sie steht zwischen der hohen Ode und dem gemeinen Liede zu sehr in der Mitte, als daß jedes Urtheil den rechten Punkt treffen könnte. Deshalb auch wird nöthig seyn, daß Herr Lessing dem unbestimmten Geschmack unserer Prinzen und Helden zurecht helfe.“

„Hätte ich etwas mehr Muße, so würden Sie Wunder sehen, was ich den Grenadier für schöne Sachen würde singen lassen. Ein neuer Tyrtäus, sollte er seine Landsleute aufwiegeln, das Heuschreckenheer vom deutschen Boden zu jagen.“

„Diesen Morgen war der alte Major Alben bei mir, ein braver Mann! — Er fand das Roßbacher Siegeslied auf dem Tische. „Was ist das?“ — Herr von Kleist hat es mir geschickt. — Er las es. — „Was für Zeug! ohnmöglich kann das Kleist geschickt haben! es ist ja zum Absingen mit dem Stock' in der Hand!“ —

Ja, sagte ich, Herr von Kleist hat es mir auch nur als Rarität geschickt, weil es ein Grenadier gemacht hat! — „Das ist ein Anderes!“

„Ein gelehrter Mann aber, der das Lied lesen gehört, sagte: „Alle Sprachgesetze sind ja mit Füßen getreten!“

„Wenn Sie mich als den Verfasser der Siegeslieder verrathen, so machen Sie auch, daß mir die Franzosen keine Streiche machen. Kämen sie wieder, so bestraften sie meinen Muthwillen gewiß nicht à la françoise, sondern à la Kalmoucke. Witz würden sie mit Feuer bestrafen. — Mr. Richelieu, den die französischen Beaux Esprits zu einem so witzigen Mann machen, hat sich bei uns, bei verschiedenen Vorfällen, als einen wahren Barbaren erwiesen. Meiner Muse soll er aber nicht entwischen, sie soll ihn einmal so gut packen, wie Ferdinand ihn packen wird, wenn es so geht, wie wir denken.“

Den 26. December 1757.

„Heute, liebster Freund, werden Sie vermuthlich auch, wie unsre hiesigen Helden, Freudenfeuer, wegen Breslau's Eroberung, gemacht haben. — Was für Wunder, mein liebster Kleist! wer kann sie alle singen? welcher Grenadier! welcher General! welcher Geschichtschreiber erzählt ihres Gleichen, und welcher Dichter hätte wagen dürfen, sie als wahrscheinlich zu dichten?“

„Sagen Sie mir doch bald, wie Ihnen das Siegeslied gefällt, und wie unserm Lessing. Der Grenadier singt, dünkt mich, seine Lieder mehr für Kleist und Lessing, als für alle Helden, die er besingt. Denn Wenige, oder Keiner wird ihn lesen und verstehen wie Sie. Was für ein Siegeslied, wenn es der Schlacht bei Lissa würdig seyn sollte! Aber ich muß abbrechen, liebster Freund, unser Domdechant feiert das Siegesfest mit Trompeten und Pauken, und ich soll dabei seyn. Das erste Glas also auf den König, das andre auf Kleist!“ —

Die Kriegeslieder gaben Gleimen einen bedeutendern Rang unter den vaterländischen Dichtern, so daß er seitdem ruhmvoller sang und lebte. Alle Welt war des Lobes der Kriegeslieder voll, überall war darüber nur Eine preisende Stimme. Sogar die Feinde, hinter deren sie mit Siegesspott herjauchzten, priesen sie in ihren Journalen, und versuchten, sie nachzusingen; „La guerre est ma chanson,“ lallten sie, und der herrliche „Waffenklang“ des deutschen Liedes ward zum dünnen „cliquetis de nos armes! — *) Der mächtige Kriegston gehört unser auf ewig; er tönt zu seiner Zeit im Herzen Deutschlands allmächtiger wieder, wenn wir nur un-

*) Siehe das Journal étranger. Novbr. 1761. und Briefe, die neueste Literatur betreffend. 16. Theil. S. 50.

sere edle Siegherrliche Sprache immer ernster und innniger heiligen, treue Deutsche in Sinn und That!

Auch die Freunde wurden durch die Kriegeslieder zu noch größerer Liebe zu Gleim hingezogen; denn sie waren das Vortrefflichste, was ernster und allgemein hinriß zur Bewunderung. Lessing schrieb ihm: „Versichern Sie dem Grenadier, daß ich ihn von Tag zu Tag mehr bewundere, und daß er alle meine Erwartung so zu übersteigen weiß, daß ich das Neueste, was er gemacht hat, immer für das Beste halten muß. Ein Bekenntniß, zu dem mir noch kein einziger Dichter Gelegenheit gegeben hat!“ *)

Gleims unbegränzter preußischer Patriotismus blieb freilich nicht unangefochten; nicht Jeder stimmte so in das unbedingte Lob des herrlichen Königs. Selbst Lessing tadelte Gleims zu lauten Patriotismus: — „Der Patriot überschreiet den Dichter zu sehr; zwar ist auch bei mir der Patriot nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner Denkungsart, das allerletzte ist, wornach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrt, daß ich ein Weltbürger seyn solle.“ **) Gleim entgegnete: „Wenn das so

---

*) G. E. Lessings Briefwechsel mit F. W. Gleim. Berlin 1794. 8vo. S. 30 und 31.

**) Ebendaselbst. S. 65.

viel sagen will, daß der Grenadier vergessen hat, daß er ein Weltbürger seyn sollte, so thut man ihm gewiß zu viel. Der Weltbürger wünscht, daß es der ganzen Welt wohl gehe. Aber, wenn die ganze Welt will, daß es seinem Vaterlande übel gehen soll, so ist er so lange wider diese ganze Welt, bis sie auf bessre Gedanken gebracht ist. Ueberzeugt, daß nicht sowohl der König, als vielmehr die Preußische Nation, den allergerechtesten Vertheidigungskrieg führt, kann, nach meiner Denkungsart, kein Preuße ein allzueifriger Patriot seyn. Ein König ist seinem Volke, was ein Vater seinen Kindern ist; je reicher, je mächtiger ein Vater ist, desto glückseliger können seine Kinder seyn; können sie also gleichgültig zusehen, wenn man ihm das Seinige nehmen will? und wenn sie es thäten, würden sie recht thun, zumal wenn sie nicht allein den reichsten, sondern auch den besten Vater hätten? Gehört es wol nicht hierher, wenn mir hiebei einfällt, daß der König zu allen Kriegen, die er geführt, noch keinen Pfennig, außer den im Frieden gewöhnlichen Abgaben, von seinem Volke weder empfangen, noch verlanget, sondern vielmehr große Summen geschenkt hat?“ — *)

Lessing schrieb auch einen Vorbericht zu den Kriegsliedern, und sandte denselben an Gleim, mit den Worten: „Vor allen Dingen machen Sie ja,

---

*) Gleim an Ramler.

daß der Grenadier mit meinem Vorbericht nicht ganz unzufrieden ist. Hätte ich gern in der Welt etwas recht gut machen mögen, so wäre es dieser Vorbe: richt gewesen." — *)

Als die Kriegslieder zuerst im Druck erschienen, wussten nur Gleims vertrauteste Freunde, daß er der Verfasser derselben sey. „Gegen gewisse Leute" sagte Gleim, „habe ich niemals gestanden, daß ich der weltberühmte Gleim sey; weil nun auf dem Titelblatte der Vorname meines Bruders steht, so kann ich's noch besser behaupten, und habe schon gu: ten Gebrauch davon gemacht." **) Die um so unbefangenern Urtheile darüber gegen Gleim selbst, belustigten ihn um so mehr. — „Gestern hatte ich" schreibt Gleim an Kleist, „einen artigen Spaß: Der Herr Domdechant und der Herr Graf von Stol: berg stritten sich über die Lieder des Grenadiers in meiner Gegenwart. Dieser behauptete, es könnte sie unmöglich Jemand gemacht haben, der nicht bei allen besungenen Begebenheiten gegenwärtig gewesen; es wären gar zu viel kleine Umstände als historisch beobachtet, die man nicht erdichten könne. Vielleicht, sagte er, kann man besser erdichten, aber nicht so. Der Herr Domdechant behauptete das Gegen: theil. Ich ward um meine Meinung befragt, und

---

*) G. E. Lessings Briefwechsel mit Gleim. Seite 48.

**) Ebendaselbst. S. 63.

trat natürlich dem Herrn Grafen bei. In der That dachte und wusste keiner von beiden, daß sie den Grenadier selbst fragten.“

Angenehmer war die Art, wie ein Bauer Gleimen eins seiner Kriegslieder sang. Gleim kehrte im Jahre 1760, auf einer Reise mit dem Maler Spahn, in einer Dorfschenke ein. Beim Eintritt fanden sie einen alten Bauer am Tisch, unbekümmert, die galonirten Herrn zu grüßen. Halb laut sagte der Maler zu Gleim: „Das ist mir einmal ein grober Räkel.“ Der Bauer aber entblößte stolz die kahle Scheitel, und sagte beleidigt: „Der Glatze wegen nehm' ich den Hut nicht ab, nicht weil ich ein Räkel wäre! Wenn die Herrn übrigens wüssten, wer ich bin, so würden sie Respect für mich haben.“ — „Gewiß, das Alter soll man ehren, aber warum Respect?“ — „Ich habe sieben Söhne bei der Armee; und hat nicht mein ältester Sohn die Schlacht bei Sorr gewonnen?“ — Wie das? — „Sehen Sie, er war erst gemeiner Soldat, und hernach oberster Silberdiener. Als die Oestreicher den König überfielen, gab dieser Ordre, mit der Bagage links abzumarschiren. Das wollen wir wol bleiben lassen, sagte mein Sohn, — dort rechts stehen die feindlichen Husaren, die werden uns plündern, und indessen wird der König mit den andern schon eher fertig. Gesagt, gethan. Sie wissen, daß der König die Oesterreicher schlug, während Nadasti die Ba-

gage, das Silbergeräth ꝛc. ihm im Rücken wegnahm! — Aber ich will Ihnen noch was Besseres erzählen:

„Victoria! mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott,
Er liegt, Victoria!“

Mit kräftiger Stimme und lebendigem Eifer sagte der Alte das herrliche Lied her, und schonte der geballten Faust nicht, indem ihm die feuchten Augen funkelten. Gleim gab sich dem Alten zu erkennen, und fiel ihm um den Hals, welches auch Spahn, der Maler, that. *) — Gleim erzählte es gern, wie feurig und wie mit seelenvoller Würde der Alte das Lied gesagt habe! —

Alles Leiden des Jahrs 1757 war indessen nur ein Vorspiel der Gräuel, welche Gleim in dem bedrängten Halberstadt, im Januar 1758, erlitt. —

Der französische Obergeneral, Herzog von Richelieu, wünschte, nach so vielen unrühmlichen Zügen, das Ende seiner militärischen Laufbahn mit irgend einem glänzenden und zugleich einträglichen Streiche zu verrühmlichen. Er schickte deshalb den General le Voyer d'Argenson, im Januar 1758, mit etwa 9000 Mann nach Halberstadt, um den daselbst mit 3000 Mann stehenden preußischen General von Junken aufzuheben, und die Provinz auszuplündern. Er-

*) Nach mündlicher Erzählung.

steres gelang ihm nicht (denn General von Junken zog bei Zeiten mit seinem Corps ab), Letzteres aber desto vollständiger. Er erpresste 200,000 Rthlr. von der Stadt, plünderte die ganze Gegend und eilte dann mit seinem Raube hinweg, weil von allen Seiten die Preußen unter Held Ferdinand gegen ihn anrückten. *) Gleim erzählt die Gräuel dieses letzten feindlichen Einfalls in den Briefen an Kleist, Sulzer und Ramler:

den 30. Januar 1758.

„Ohne Zweifel wissen Sie schon, welches große Unglück unsre arme Stadt betroffen hat. Tausendmal habe ich Sie an die Stelle des Generals gewünscht, von dem wir auf so schändliche Art verlassen sind. Denn so gewiß als etwas auf der Welt, hätte er mit der Hälfte der Leute, die er hatte, sie zum Teufel jagen können. — Doch nein, jagen nicht, denn sie konnten nicht laufen, sie waren Eisklumpen, außer Stande, auch nur einen Schuß zu thun. — Sie gaben sich für 12000 Mann aus und sind wol kaum 5000 gewesen. Sie kamen in drei Colonnen, von jeder habe ich Offiziere gesprochen; einer sagte, die seinige sey 900 Mann gewesen, die andern beiden gaben die ihrigen jeder zu 1500 Mann aus, zusammen also 3900 Mann, die nicht auf ein-

*) Siehe Geschichte Ferdinands. Theil 1. Seite 274 u. 75.

mal kamen, sondern nach einander, die erste mit Anbruch des Tages, die andre um 9 Uhr, die dritte Mittags. Es ist ein so entsetzlicher verfehlter Streich, daß ich vor Aerger und Groll kaum davon schreiben mag. Die Franzosen wunderten sich mehr, als wir, sich in unserer Stadt zu sehen. Ein Brigadier vom Regiment Bavarois sagte mir: „Es ist wahr, 100 Mann hätten unsre Colonne über den Haufen geworfen. Wir waren alle erfroren.“ — Sie waren 24 Stunden in der größten Kälte marschiert; beim Einmarsch fielen sie haufenweise auf den Straßen um. An dreihundert Gewehre, sagten sie, wären unterwegs entzweigefallen. Kaum aber hatten sie sich erwärmt, als wir das grausamste Schicksal erfahren mussten. Der Soldat lebte auf Discretion, beging tausend Excesse, prügelte, setzte den Leuten die Degen auf die Brust. Zweimal hundert tausend Thaler wurden gefordert, alle Häuser sollten visitirt werden, und wo mehr als 4 Rthlr. gefunden würden, sollte geplündert und in Brand gesteckt werden. Jedermann trug sein bischen Armuth dem Feinde zu. Es war ein Gedränge, nicht als wenn man das Seinige weggäbe, sondern als wenn man es holte; durch Reihen der Feinde war das Gedränge, die mit grausamer Tigerfreude über die Menge, da jeder sein Päckchen emporhielt, um es nur bald los zu werden, grosses Gelächter erhoben. Dann sollten in einigen Stunden 18000 Scheffel Getreide geschafft werden;

unter Bedrohung von Brand und Plünderung sollte kein Haus mehr als drei Scheffel behalten. Es half kein Bitten und Flehen. Man schleppte in Körben, Säcken und Schürzen alles zusammen. Als man alles gethan, wurden beim Abschied noch sechs Geißeln mitgenommen. Das Winseln und Wehklagen dieser 5 Tage (vom 11. bis 16. Januar) werde ich nie vergessen. Schrecken habe ich meinerseits nicht gehabt, aber Aerger genug." — „Ich hatte es einem rechtschaffenen Offizier, dessen Namen, er hieß Croander, ich gern nenne, zu danken, daß mein Haus vor grober Entweihung bewahrt wurde. Einmal jagte er einige Reiter, die die Thür eingerennt hatten, ein andermal einige unbändige Offiziere hinaus. — Ein Glück ist für mich gewesen, daß ich den Charakter der feindlichen Nation kannte, und aus Erfahrung wusste, daß sie harten Wortschall und ein Löwengesicht nicht ausstehen kann. Gleich der Klapperschlange kann man sie damit in Stein verwandeln. — Meine ganze Seele war Groll, Groll ist auch die ganze Stadt. Der General von Junken darf sich hier nicht sehen lassen."

„Friedrich und der Grenadier müssen die Feinde noch dreimal schlagen, dann sollen sie schon zu Kreuz kriechen. Offiziere, die bei Roßbach gelaufen waren, sprachen zwar mit mehr Hochachtung vom Könige, als sonst; aber, sagten sie: „er muß doch noch ganz klein werden! — Denn schlagen wir seine 20,000

nicht mit 100,000, so lassen wir noch einmal so viel Volks kommen!“ — Ohngeachtet der ausgestandenen Trübsale und derer, womit wir noch bedrohet werden, verliere ich den Muth nicht, sondern bin überzeugt, daß die Rache alle ihre Donner auf die Köpfe der rasenden Feinde, vielleicht sehr bald, unbarmherzig schleudern wird. Welche Freude für einen Patrioten, wenn, welches so leicht war, unsre Preußen die Ueberwinder gewesen wären! Wie viel verlorne Freude! Ich möchte den in meinem Liede schlagen, der daran schuld ist! Aber wie wird diesen blöden Helden gezahlt werden, welche zu uns Unbewaffneten sagen konnten: „Geld oder Feuer!“ — Warum mag unser große Friedrich sein Halberstadt außer Acht lassen, das ihn so lieb hat? Aus was für Ursachen mag man überhaupt wider Deutschlands Heuschrecken so wenig Ernst gebrauchen? — Vergeben Sie es Ihrem Gleim, daß er sich in das Heldenhandwerk mischt. Die genaue Bekanntschaft mit dem Grenadier, der die Kriegslieder singt, verführt ihn dazu.“

Bald nach dem Abzuge der Feinde sah Gleim seinen Kleist zum letztenmale zu Bärenburg, wohin dieser auf militärische Execution geschickt war. — „Ich habe mit meinem Kleist,“ — schreibt Gleim an Ramler — „vier ganze glückliche Tage in Bärenburg gelebt, um derentwillen allein unsre Eltern

uns mögen in die Welt gesetzt haben! — Unser alter Lange war auch mit dort.“ —

Im Herbst desselben Jahrs bestand Gleim keine kleine Gefahr. Der Graf Stolberg hatte ihn mit seinem Domdechant nach Wernigerode zu einem Aus-jagen eingeladen. Sie gingen in das sogenannte Treiben, um zu sehen, ob viele Sauen darin wären; man predigte ihnen zwar beständig vor, wie sie sich in Acht nehmen sollten, wenn ihnen Sauen aufstießen, indeß sie gingen den ganzen Tag, und sahen keine. Gleim nahm seinen Horaz aus der Tasche, und las dem Herrn Grafen die Stelle:

„Aut trudit acres hinc et hinc multa cane
Apros in obstantes plagas. *Epod. II.*

und sagte: „kommt eine Sau, so werfe ich ihr meinen Horaz an den Kopf.“ Der Graf Dohna und Gleim setzten sich vor einem kleinen Feuer, und mit der Pfeife Taback in eine Ecke, wo die Tücher zusammen stießen. Plötzlich stand, ohngefähr zehn Schritt weit, ein abscheulicher Keiler, in gerader Linie vor ihm; leise sagte Gleim zu dem Grafen: „eine Sau!“ Dieser antwortete etwas lauter: „sitzen Sie still!“ — Dies mochte sie hören. Das Unthier fuhr plötzlich, wie ein Pfeil, gerade auf Gleim los; dieser sprang vom Stuhl, ließ nach der Seite, woher er ihren Angriff vermuthete, seinen Rockelor ganz leise herunterhängen, um dadurch die Wirkung des Schlages zu verhindern. Das Thier stieß gera-

deswegen auf seinen Stuhl, warf ihn übern Haufen, und zum größten Glück machte es rechts um, vielleicht aus Scheu vor dem Feuer, und lief wieder Wald ein. Hätte es links um gemacht, so wären beide verloren gewesen, denn sie konnten weder flüchten, noch hatten sie sich zu wehren, und das Gewehr des Feindes war lang und scharf. Als das Unthier nachher auf den Lauf kam, ward Gleim für seinen Schreck gerächt. Es war etwas angeschossen, und dadurch wüthender geworden; einer der Anwesenden ließ sich mit ihm in Kampf ein; die Sau schlug nach ihm, er sprang ihr zur Seite, und fasste sie bei den Borsten; sie warf ihn um, er aber ermannte sich wieder, ergriff sie nochmals mit aller Gewalt, und brachte sie so vor den Schirm getragen, wo der Herr Domdechant ihr den Fang gab.

„Sehen Sie," schreibt Gleim seinem Kleist nach dieser Jagdgeschichte, „wie es Ihrem Gleim hätte gehen können, unterdeß er Ihrentwegen in großen Sorgen war. Gottlob, daß sie alle umsonst gewesen sind! aber meine Wünsche sind auch gar zu herzlich, der Himmel muß sie erhören. Die Feinde müssen nicht stehen und müssen nichts unternehmen, wo mein Kleist ist, damit er in keine Lebensgefahr komme. Sie sollen alt werden, liebster Freund, und wir wollen noch einmal in unsern alten Tagen bei einander wohnen, und recht vergnügt mit einander seyn. Wenigstens habe ich oft süße Träume hiervon."

Die Erfüllung wird dem Menschen nur selten. So geträumt zu haben, scheint für ihn hier auf Erden schon Glückseligkeit genug. Was ist des geistigen Lebens Inhalt hier anders, als ein solches Träumen himmlischer Vollendung dieses Daseyns. In der sterblichen Brust erwachen die heißen Liebeswünsche, aber sie erfreuen nur, und vergehen wie Blumen. Und auch ihrer mag man froh seyn im Gedanken der ewigen lichten Erfüllung alles dessen, was der Geist und das Herz uns hier verheißen.

Im Anfang des Jahrs 1759 erschien das Trauerspiel Philotas. Es fiel Gleimen in die Hand, der Grenadiergeist ergriff ihn, und er machte einen Versuch, es in jambische Verse zu bringen. Einen Monat darauf übersandte er Lessingen den geversten Philotas ganz fertig. Die Marterwoche hatte ihm einige Muße dazu gegeben, und er war von der schönen Fabel des Trauerspiels so eingenommen, daß er die 4—500 Verse, in welche er es gebracht hatte, mit leichter Mühe gebähren konnte, wie Bodmer sagt. Er hatte die Prosa ziemlich ins Kurze gezogen, und viele Veränderungen gemacht; z. B. Parmenio's Charakter, der im Original ziemlich komisch ist, ist hier ganz tragisch geworden; auch sind viele unerhebliche Umstände ausgelassen. Ueberhaupt hatte Gleim sich bemüht, die tragische Sprache und Horazens: „Eile zu Ende!“ zu beobachten, welche beide Stücke ihm in keiner einzigen der damaligen Tragödien in

Versen

Versen genug beobachtet schien. — „Wäre ich dessen gewiß gewesen“ — schrieb Gleim an Kleist — „daß ich mit unsers Lessings Arbeit zu thun gehabt hätte, so wäre ich ohne Zweifel etwas furchtsamer zu Werke gegangen; denn wer ist ein so großer Kenner des Theaters, als Er? Ich muß aber gestehen, je mehr ich mich dem Ende der Arbeit genähert habe, desto mehr Einwürfe habe ich wider die Muthmaßung, daß Lessing der Verfasser sey, zu machen Gelegenheit gehabt, so daß ich zuletzt Herrn Moses oder Nicolai dafür hielt. Jetzt ist es nicht mehr zu ändern; mag er die kühnen Jamben ins Feuer werfen, wenn sie ihm nicht gefallen!“ — Lessing aber äußerte Gleimen große Freude über seine poetische Uebersetzung. „Empfangen Sie vor allen Dingen meinen Dank für Ihren Philotas.“ — schrieb er ihm — „Sie haben ihn zu dem Ihrigen gemacht. — Ich wusste es ja wol voraus, daß der Grenadier nicht übersetzen könnte. Und er thut auch wohl daran, daß er es nicht kann. Auch das wusste ich einigermaßen voraus, daß er viel zu viel Dichter ist, als daß er sich zu der tragischen Einfalt ganz herablassen werde. Seine Sprache ist zu voll, seine Einbildungskraft zu hitzig, sein Ausdruck oft zu kühn und oft zu neu; der Affect steht auf einmal bei ihm in Flammen. — Unterdessen werde ich seinen Philotas doch drucken lassen, weil ich so stolz bin, zu glauben, daß daraus, woraus ich so manches gelernt

habe, auch hundert Andere eben so viel lernen kön: nen, in Ansehung nämlich der Würde des Styls, des Nachdrucks, des Gebrauchs der Versart" u. s. w. *) Der darüber höchst erfreute Gleim antwortete Les: singen: „Auf Befehl des Grenadiers, der ganz au: ßer sich ist, weil Sie mit seinem Philotas so ziem: lich zufrieden sind, und weil der prosaische Verfasser desselben es ihm zu Gute gehalten, daß er seinen Held poetisch eingekleidet hat, sende ich Ihnen hie: bei einen Anker des besten Rheinweins, gewachsen im Jahre 1748, und von Bacchus bestimmt, nur allein Lessing und Ramler zu begeistern, und den Gottscheden und Schönaïchen im Munde zu Wasser zu werden." **) — Lessing gab den Philotas des Grenadiers im Jahr 1760 zu Berlin heraus. ***)

Am 12. August 1759 fiel der edle Kleist in der Schlacht bei Kunersdorf. Gleim erfuhr mit Entsetzen, daß sein Kleist, schwer verwundet, in Frank: furt an der Oder in russische Gefangenschaft gerathen sey. Er eilte nach Magdeburg, um von dort aus

---

*) Siehe Lessings Briefwechsel mit Gleim. Seite 90—92.

**) Ebendaselbst. Seite 90—92.

***) In dem Exemplare, welches Lessing Gleimen schickte, hatte jener auf dem Titelblatte das Wort „versifi: cirt" durch Tilgung des s, in „verificirt" ver: wandelt.

seinem Freunde durch russische Gefangene Hülfe zu bereiten. In Magdeburg aber sagte ihm eine Kammerfrau der Königin, die nicht wusste, wie viel Schrecken sie ihm dadurch machte, daß der Tod des Herrn von Kleist von der Königin und vom ganzen Hofe beklagt werde. — „O mein lieber Lessing“ — schrieb Gleim — „ich empfinde nun Horazens quid moror altera?“ Jeder Leser suche in der eigenen Brust den lebendigsten Ausdruck für den gränzenlosen Schmerz des zurückgelassenen Freundes. Selbst die treue Muse sandte ihm keinen Trost. Er fühlte sich in der ersten Zeit verwaist auf der Erde, und hatte für nichts Sinn, als nur des Freundes Briefe zu lesen; nur allein die Sorge für Kleists Hinterlassene, für den Ruhm seines Andenkens beschäftigte ihn. Als der erste Frühling seinen Garten wieder schmückte, und die Nachtigall ihm wieder sang, erwiederte der verwaist'te Freund der Frühlingssängerin:

„Ich denk' an meinen Kleist, o liebe Philomele,
Vergebens singest du!
Du singst ihn nicht hinweg, den Gram aus meiner Seele,
Ich höre dir nicht zu!
Kein Kleist ist auf der Welt, die Welt ist mir zu enge,
Vergebens singest du!
Wenn mir ein Engel jetzt, wenn mir Eloa sänge,
So hört' ich ihm nicht zu!“ —

Als aber der erste stumme Schmerz vorüber war, da vereinte sein Geist sich wieder mit dem Geliebten, und liebte wieder das Leben auf der Erde. Er war mit dem Verewigten in fortdauernder brüderlicher Verbindung. Er wusste, der Geist seines Geliebten sey oft in seiner Nähe, und würde ihm, wäre es Geistern vergönnt, solches durch Zeichen zu erkennen geben. „Gewiß ist es," sagte er oft, „daß Kleist mir zuweilen zusieht, wenn ich ein neues Gedicht anfange; er blickt dann auf das Papier und lieset lächelnd die hingeschriebenen Verse." Und wenn Gleim späterhin den Kindern, die er liebte, von guten Engeln erzählte, so gab er dem guten Engel immer den liebsten Namen Kleist. *)

Im Sommer 1761 machte Gleim eine Geschäftsreise nach Berlin, wo er die Karschin persönlich kennen lernte, nachdem er schon früher mit ihr Briefe gewechselt hatte. — Das feurige Gemüth dieser Frau, die reizende Gabe des Gesangs, die allenthalben Blüthen trieb, bezauberte Gleim, welcher mit Enthusiasmus alles auffing, was mit den Musen vertraut war, keinen grösseren Genuß kennend, als den die Musen spenden. Er lud die neue Freundin zu sich nach Halberstadt ein, und bemächtigte sich ihrer und

---

*) Siehe den Aufsatz über Gleim, von seinem Freunde Johann Georg Jacobi, in dessen „Iris. Ein Taschenbuch für 1804," Zürich, Seite 50,

ihres ganzen Lebens. Er gab ihr den Namen Sappho, und suchte ihr die diesem Namen entsprechende Stimmung zu geben. Das Lied der Karschin erklang seitdem von Liebe zu Thyrsis. Es fehlte nicht an mancher Begeisterung, nur des rechten Sinnes ermangelte die deutsche Dichterin und des rechten Himmels, um etwa Sappho zu seyn. Gleim aber war ganz glücklich im Umgange mit der seltenen Frau, deren Talent ihn immer neu begeisterte. Ganz Halberstadt huldigte mit ihm dieser Muse. An den Tafeln der Domherren und in den Zirkeln der besseren Gesellschaft hörte man Lieder auf Lieder, und die Becher, wie die Dichterin, sah man oft mit Myrthen, Blumen und Lorbeer bekränzt, also daß die Karschin ein heiteres Leben mit sich brachte, wohin sie trat. Gleim sorgte von dieser Zeit an bis an ihr Ende für ihr äußeres Leben, und war ihr, wie seinen Freunden überall, eine sichere Zuflucht, wo sie des Raths und der That immer sicher war. So veranstaltete er gleich anfangs, mit Sulzer vereint, eine Sammlung der besten ihrer Gedichte, welche der Dichterin einen reinen Gewinn von 2000 Thalern in Golde verschaffte. Gleims Plan ging auf 5000 Thaler; „denn," sagte er, auf seine Weise, in seinem willigen Gemüth des besten Erfolgs versichert: „nach meinem Plan müssen ihre Freunde tausend Subscribenten zu schaffen auf sich nehmen; jeder Subscribent muß einen neuen Friedrichd'or voraus be-

zahlen. Diese 1000 Friedrichd'or müssen für die Dichterin seyn. Die Druckkosten müssen von den Exemplaren genommen werden, die man über diese Summe druckt; ich dächte wohl, daß wir 10 Freunde zusammen brächten, von welchen jeder hundert Subscribenten auf sich nähme." — Diese Art von Planen, die sich auf Vertheilung der Mittel, als kleiner Ursachen, vereint zu großen Wirkungen, gründet, war Gleimen ganz eigen. Alle seine Vorschläge, Hoffnungen, Unternehmungen, ja sein eigner Muth selbst, stützte sich darauf. Als die Rede war von der Art und Weise, wie eine deutsche Uebersetzung Homers zum möglichst großen Vortheil des Uebersetzers herausgegeben werden könne, antwortete Gleim alsbald: „Hundert von zwanzig Millionen Deutschen sollen sich verbindlich machen, jeder funfzig Exemplare von Vater Homer an den rechten Mann zu bringen. Ehre soll's seyn, zu den Hunderten zu gehören. Der erste von den Hunderten bin ich, der zweite Sie, der dritte — vierte — — Schreiben Sie die Namen hin und lassen Sie sie drucken, im deutschen Museum. Wer nicht seyn will von den Hunderten, der erkläre sich öffentlich, daß er lieber seyn wolle von den zwanzig Millionen, nicht von den Hunderten." — Er dachte es zu leicht, hundert seines Gleichen an edler Gesinnung und Glut für ein großes Werk deutscher Literatur zu finden! — Ferner: Ein berühmter Mathematiker war in Noth gekommen, und wandte sich

an Gleim; dieser sandte ihm eine Summe und folgenden naiven Entwurf zu einer öffentlich zu verbreitenden Nachricht: „Ich bin ein Rechenmeister, habe mich verrechnet, habe neun Kinder und kein Brod. Aus dem Verderben mich und die neun Kinder zu retten, brauche ich drei tausend Thaler. Unter dreißig Millionen Menschen gebe es nur dreißig, denen es eine Kleinigkeit ist, hundert Thaler jeder mir zu schenken, und die sich ein Vergnügen daraus machen, so bin ich gerettet!“ — Daß es eben so unendlich schwer, ja fast unmöglich sey, unter den Millionen die dreißig zu finden, fiel ihm nicht ein, und durfte nicht eingewandt werden. Solchen Rath aber begleitete er immer mit klingender That, so daß ein solcher Brief des theilnehmenden Mannes immer zwiefach dem Leidenden wohlthat, erheiternd und aufrichtend. Zur Unterstützung armer deutscher Gelehrten entwarf er folgenden Plan:

„N a ch r i ch t.“

„Einige von unsern großen Dichtern haben sich verbunden, in diesem Jahre alle Monate zwei Bogen drucken zu lassen; nur 200 Exemplare für die wärmsten Dilettanten, denen es ein wohlfeiles Vergnügen seyn wird, einen Louisd'or zu gemeinem Besten der deutschen Musen in einem Jahre verwenden zu können. Jede zwei Bogen sollen nur einen Verfasser haben, sollen die interessantesten, freiesten, besten, sei:

ner im Pult bisher verwahrten Gedichte, den wahren, großen, edlen Musenfreunden zu lesen geben; den Dilettanten soll verboten seyn, irgend einem Ungeweihten, der nicht ein warmer Freund der Musen ist, diese Gedichte zu lesen zu geben, noch weniger irgend einen Menschen eine Abschrift nehmen zu lassen, damit nicht diese Mysterien in Nachdruckers Hand gerathen mögen!“ —

Gleim dachte bei seinen Planen nie an Mechanik und Oeconomie der Ausführung; sie waren meist nur Träume, so wie fast alle seine Träume lebhafte Plane waren; nur als Träume liebte er sie, in Gedanken sie nach allen lustigen Seiten hin leicht ausbildend, bis hart an die Schwierigkeiten der Praxis hin, wo er dann plötzlich umwandte, den ganzen Kram verlassend. Ihm selber ist auch nie gelungen, durch dergleichen Speculationen irgend ein Glück zu machen; das Unternehmen für die Karschin ist das einzige, dessen Erfolg seiner Rechnung in etwas entsprach. Aber Segen dem Manne, dessen feurige Theilnahme an jedem Mangel und Leiden ihn so thätig aufregte, der so manchen Kummer in der Stille mit zarter Liebe geheilt, und so manchen gebeugten Muth schonend wieder aufgerichtet hat!

Die Karschin war einen Monat lang zu Halberstadt, und nur Thyrsis war der Gegenstand ihrer glutvollen Lieder. Es war in den Gesellschaften, welche die Dichterin beseelte, kein Geheimniß,

daß nur Gleim unter diesem Schäfernamen besungen wurde, und in Gleimen selbst ward der Gedanke rege, daß die Dichterin ihn wol wirklich mit Leidenschaft liebe, wodurch das poetische Verhältniß beider etwas verbittert ward. „Welche liederreiche vier Wochen“ — schrieb Gleim seiner Freundin nach ihrer Abreise — „da Sie hier waren! Ich klage nur, daß nicht alle Tage wolkenlos gewesen sind. Indeß müssen Sie, liebste Freundin, überzeugt seyn, daß Ihre Freundschaft mir eben so schätzbar ist, als das beste Lied Ihrer Muse, und daß ich auf die vorzügliche Freundschaft, deren Sie mich würdigen, stolz bin!“ — „In den Liedern an Thyrsis führt unsre Freundschaft oft den Namen Liebe, und sie ist auch nichts anders, als Liebe der Gemüther; diese Liebe Ihres Thyrsis zu seiner Sappho ist in so hohem Grade, daß selbst Kleist eifersüchtig seyn würde, wenn bei dieser Liebe auch Eifersucht wäre. Und wie viel sanftere Empfindungen giebt sie, als die andere Liebe. In Liedern und größern Gedichten, z. B. in der Tragödie, kann diese nicht heftig genug vorgestellt werden; aber im Herzen, wertheste Freundin, wollen wir jener sanften den Vorzug geben, und ganz voll von derselben bin ich unveränderlich Ihr getreuester Freund.“ Ein solcher war und blieb er, ihrer Muse froh, wie kein Andrer. Er sammelte mit eifersüchtiger Sorgfalt alle ihre Gedichte, und die ihm gewidmeten, sogenannten Sapphi-

schen, sind ohnstreitig das Edelste und Reichste von allem, was diese wunderbare Frau ihr Leben hindurch sang.

Am 15. März 1763 ward der Hubertsburger Friede geschlossen, zur guten Zeit etwa für Preußen, zu früh für Deutschland, welchem nichts dadurch gewonnen ward, als kurze Frist der Ruhe, während welcher es ruhig schlummerte, träumend von der Herrlichkeit des entkräfteten Reichs- und Fürstenwesens. Die preußischen Lande aber feierten Tage der Freude, in welchen der preußische Grenadier seine Lieder nach dem Anakreon sang.“ *) — „Uebersetzungen“ — schrieb Gleim — „sollten sie bei den Musen nicht seyn! Die niedlichsten Bilder, die feinsten Empfindungen der Griechen wollte ich deutschen Augen und deutschem Gefühl jetziger Zeit sichtbarer machen, und zu fühlen geben.“ — Es sind auch in der That freie Nachahmungen anakreontischer Lieder, mehr durch ähnlichen Inhalt, als durch ähnliche Behandlung. Sie athmen sämmtlich heitere Lebensliebe, und sind voll von dem, was seinem Leben immer das liebste war, von Friederich und den Freunden.

Gleichzeitig entstanden die „petrarchischen Gedichte.“ Der Herausgeber derselben sagt am

---

*) Siehe die Vorrede zu der ersten Ausgabe derselben. „Berlin und Braunschweig 1766,“ 8vo.

Schlusse seiner Nachricht: „wird der Verfasser mit dem Titel: Petrarchische Gedichte, zufrieden seyn? Ich weiß es nicht, ich hörte sie so nennen, und wusste keinen bessern.“ — Richtiger würde der Titel gewesen seyn: „Minnigliche Gedichte,“ denn sie verdanken ihr Daseyn der Lesung des von Bodmer mitgetheilten altdeutschen Minnegesangs. Die feine zärtliche Liebesart sprach Gleim sehr an, seine Muse nahm mit Lust: „Ihrer rothen Lippen Schein,“ und deren „wunderwarme Strahlen“ in ihre Lieder auf, und des neuen Liebeslichtes sich erfreuend, neuer Gluten des Liedes sich bewusst, konnte Gleim wohl auf die Benennung: „Petrarchische Gedichte“ kommen. Die Gedichte selbst haben im Ganzen weniger Verdienst, als der Titel, welcher den Deutschen wenigstens das Wort für eine neue Weise gab.

Um diese Zeit versificirte Gleim Klopstocks Trauerspiel: „der Tod Adams.“ Es war derselbe Wunsch nach einer edlern theatralischen Sprache, der ihn zur Versificirung des Philotas bewogen hatte. Lessing war, wie oben erwähnt, mit der Versificirung vollkommen zufrieden, Klopstock aber desto weniger; er schrieb: „Liebster Gleim! der Freund und der Dichter danken Ihnen für den versificirten Adam. Aber Sie wissen ja, daß Sie ein wenig kricklich sind, und daß man sich daher kaum

getrauet, Ihnen ein Viertelwort zu sagen. Denken Sie nicht etwa, daß ich ein halbes Wort zu sagen habe. Mein Viertelwort ist: daß Sie an ein Paar Stellen den Gedanken ein wenig ausgedehnt haben, und ich hatte ihn doch just so, nicht länger und nicht kürzer, haben wollen." — Der Werth auch dieser poetischen Bearbeitung liegt besonders in ihrem Zweck, eine edlere Sprache auf die Bühne zu bringen. Klopstock gab auch Gleimen Recht, indem er, der im Jahre 1757 den Tod Adams in Prosa gedichtet hatte, sein nächstes theatralisches Gedicht: Salomo, in Versen herausgab. Der Eifer, mit welchem Gleim der prosaischen Handthierung des damaligen Theaters abzuhelfen suchte, bleibt lobenswerth, und die Versificirungen des Philotas und des Tod Adams sind und bleiben historisch denkwürdig.

Dem versificirten Tod Adams folgten einige Jahre darauf die „Oden. Nach dem Horaz." mit einer Zueignung an den preiswürdigen Fürsten von Dessau, welche aber, aus unbekannten Gründen, nicht allen Exemplaren vorgesetzt ward. — Das stolze: „nach dem Horaz," höret auf, stolz zu seyn, so bald man bedenkt, daß der Maler nach einem großen Muster gearbeitet hat, an dessen Werken man nur einige Züge des großen Meisters entdeckt. Die eingemischten Originale, wenn sie diesen hohen Namen verdienen, begeben sich nicht ohne Bescheidenheit

unter den Schutz ihres Horaz! *) — Gleim nannte diese Oden selbst: „Dingerchen, die zwischen der Ode und dem Liede in der Mitte schweben, und Lessing sagte davon: mir gefällt fast alles daran, nur das nicht, was an so manchen Werken uns einzig und allein gefällt: der Titel.“ **) Zugleich mit den Oden erschien eine kleine Sammlung „Sinngedichte.“

Seitdem Friedrichs Lande der Frieden beglückte, und in der Ruhe die liebe Gewohnheit des Daseyns bald sich einfand, war Gleims Leben wieder ganz der Freundschaft gewidmet, und den geliebten Musen, in äußerer Behaglichkeit und mit innerer Heftigkeit das Leben unvermerkt mehr dem Genuß zuwendend. Während Gleims Freunde sich ernstern Studien und tief eindringenden Forschungen widmeten, Geist und Gemüth beschwingend mit aufregender Kenntniß, schaffend und bildend mit Anstrengung und begeisternder Hoffnung, blieb Gleim im gemächlichern Bezirk des leicht befriedigten Amts, des mühlos gebildeten Liedes, und nur im Genusse dessen, was ihm die unterhaltende Literatur darbot. Bisher hatten die Freunde in jugendlicher Geselligkeit einander oft und viel geschrieben, und einander alles mitgetheilt, in erfreulicher, gemeinschaftlicher Berathung. Als aber

---

*) Siehe die Vorrede zu den: Oden nach dem Horaz. Berlin 1769. 8vo.

**) Siehe Lessings Briefe an Gleim, S. 163.

die Studien ernster wurden, die Schritte sicherer, die Ansichten weiter, die Gesinnung beherzter, da kamen nur sparsam treffliche Werke, und weniger häufige Briefe. In dieser Periode, gleich nach dem Kriege, musste dieser eintretende Mangel an Briefen um so empfindlicher werden, da bis dahin der Krieg um das Vaterland Gleims ganzes Leben so völlig erfüllt hatte, und nach dem Kriege nun die Muße von den Freunden erfüllt werden sollte. Er, der immer seiner fernen Geliebten voll war, und nach ihren Worten schmachtete, konnte solches Schweigen nicht ertragen. „Mit Nichts," — schrieb er, im Februar 1764, unmuthig an Klopstock, — „mit Nichts läßt sich Ihr Stillschweigen entschuldigen, — mit Nichts! Es ist, als wenn Ihr, meine Freunde, Euch das Wort gegeben hättet, mich zu Tode zu ärgern; allen sagte ich, daß ich nach ihren Briefen dürstete, keiner löscht diesen freundschaftlichen Durst mit einem Trunk Wassers. O die bösen Menschen! Selbst die Klopstocke taugen nicht viel. Mit dem Cato möchte ich sagen: Die Welt ist mein nicht werth, und selbst Klopstock macht, daß ich es mit Recht sagen könnte." —

„Macht es Euch übrigen Menschen denn gar kein Vergnügen, Briefe von Euren Freunden zu bekommen, oder ist es für Euch große Geister zu klein? — Vor zehn Jahren waren Sie ein viel anderer Klopstock! Ich könnte das Alter meiner Freunde aus ihren Briefen wissen. Es ist kläglich!

Zehn Jahre jünger waren sie alle lebhafter, offenherziger, sie waren ganz Herz. Nach zehn Jahren werden sie alle ganz Verstand, ganz kalter, trockener Verstand seyn!“

Gleim kannte die emsige Forschung nicht, welche Begier nach einem Ziele eingiebt. Ihm war unbegreiflich, wie ein Klopstock so ernst, so trocken mit dem Sylbenmaaße der alten deutschen Sprache und der Mythologie sich beschäftigen könne. — „Aber interessiren Sie sich denn im Ernste,“ schrieb ihm Klopstock im März 1766, „für meine Abhandlung vom Sylbenmaaße? Mir ist es nicht immer so vorgekommen, wenn ich oft Neigung hatte, mich mit Ihnen davon zu unterhalten, und Sie mir dann nicht gleiche Neigung zu haben schienen. Sie wissen, daß so etwas ein wenig empfindlich zu seyn pflegt, vorzüglich wenn man sonst eben nicht verschwenderisch mit solchen Gesprächen ist, und denjenigen, mit dem man sie haben möchte, sich recht dazu ausgesucht hat, weil man seiner alten Kenntniß, und seinem richtigen Urtheile bei neuer viel zutraut.“ — Ueberhaupt wenn Klopstock von wissenschaftlichen ernstern Gegenständen an Gleim schreibt, so zeigt selbst der Ton sogleich an, daß er etwas wagen will, was ihm nicht ganz am rechten Orte scheint. So schreibt er ihm einmal von seinen weidmännischen Lustwandlungen in den Wäldern unserer alten Sprache, und sagt dann: „Wenn Sie, liebster Gleim, nicht gar zu unwissend

in diesen Sprachen wären, so würde ich Ihnen auch meine herrlichen und köstlichen Gründe zu schmausen geben. Aber wer kann sich über so etwas mit Leuten einlassen, die nur in dem ausländischen Tempe herumhorchen, und niemals ein Laub der vaterländischen Haine haben wehen hören.“ — Weit entfernt, daß Gleim sich durch alles dies von seinen Freunden entfernt hätte, oder selber kälter gegen sie geworden wäre, ward er durch ihre Werke nur desto mehr immer von Neuem hingerissen, durch hohen Enthusiasmus für ihre Vortrefflichkeit. Es war ein festes Band zwischen ihm und den Seinigen, daß er so für alles rein gestimmt war, und überall empfänglich für das, was dem Leben, dem Geist und Gemüth entquoll, in welcher Form und in welchem Wissen es ihm auch von Freundeshand gereicht ward. Ihm ward alles wahrhafter Lebensgenuß. Zur Kritik hat er sich nie erhoben, oder, nach seiner Denkungsart, herabgelassen. Ist aber der Genuß göttlich, so ist die Kritik heilig. Was rettet sonst auch den Geringern vor dem Gemeinen! Und ist die Kritik nicht das glänzende Gefolg des Göttlichen, sein mächtiger Beistand, der das Unsterbliche, das Große, Gute und Schöne dem wandelnden Menschengeschlechte erhält zu ewiger Wahrnehmung? Wie der hehre Anblick der Geliebten die Liebe entzündet, so entzündet das hehre Anschauen des Göttlichen die Kritik, daß die Wahrheit lebendig wird,

und

und mächtig im Geist. Wo nur Genuß, da ist auch nur ewiger Wechsel des Lichts und der Finsterniß.

Gleim lebte genießend; seine Lieder, seine Freunde, sein Vaterland, sein König, erfüllten sein Herz mit Freudigkeit. — Die Menschen, wie die Bücher, boten ihm beim ersten Blick entweder Liebes oder Uebels. Je das Eine oder das Andere gewann oder entfernte sie ihm. Er las fast jedes Buch die Kreuz und die Queer durch, und nur selten offenbarte sich ihm der innere waltende Geist eines bedeutenden Werks, ja er ahnete kaum dessen Daseyn, wenn er stellenweise seine Freude daran gehabt hatte. — Ramler beklagt sich oft darüber, daß Gleim nicht ordentlich lese, und dann mit seinem Urtheil nicht recht ins Reine kommen könne. Als z. B. Gleim mit Ramlers Unzufriedenheit über Klopstocks Messiade zürnte, begründete ihm Ramler den Tadel und bat: „Sie dürfen nur den Messias einmal ordentlich durchlesen, so werden Sie finden, was ich gefunden habe. Aber ich weiß, mein Gleim lies't nicht gern ein großes Werk vom Anfang bis zum Ende durch, er erbaut sich nur mit den ausgesuchtesten Stellen, und ist so glücklich, diese Stellen beim ersten Aufschlagen zu finden.“ — Wenn er aber nun eben durch dieses freilich lebhafte, aber immer flache Eindringen in die Tugend eines Werks und eines Menschen, sich einer universalen Oberflächlichkeit überantworten ließ, die ihn von jeder Virtuosität entfernt,

und hinter seinen trefflichen Freunden zurückhielt, so ließ er sich dagegen auch schneller und unbefangener hinreißen zu Lob und Liebe, und es entfaltete sich dadurch um so liebenswerther all sein Eigenthümliches. Wie öffnete sich harmlos sein Herz, und wie begeisterte er durch die eigene Freudigkeit den Zuhörer! — Im Umgange mit den gelehrteren Freunden war ihm indeß seine leichtere Bildung nichts weniger als hinderlich. Mit ernstem Huldigen horchte er dem Geliebten, und empfing die Geistesgabe mit dem lebendigsten Enthusiasmus; dann nannte er seinen Klopstock Homer, seinen Lessing Sophokles, seine Karschin Sappho, seinen Uz Pindar, seinen Ramler Horaz, seinen Geßner Theokrit, schwelgend in dem freudenreichsten Gedanken, das Jahrhundert Friederichs durch seine Freunde verherrlicht zu sehen, wie das Jahrhundert Augusts und Ludwigs. „Klopstock, der Sänger des Messias," schrieb er 1765 an Nikolaus Götz, „war die Tage her bei mir! Tausend Vorschläge zur Beförderung des Geschmacks, zur Aufnahme der schönen Wissenschaften geschahen. Ich vermaß mich, ein Jahrhundert zu stiften, wie August und Ludwig eins stifteten, wenn ich Friederich wäre, oder Friederich mich erwählte, sein Colbert oder Mäcenas zu seyn. Ich zählte alle die guten Köpfe auf den Fingern her, aus denen ich meine Sophokles, meine Pindars, meine Anakreons, kurz alle großen Griechen und Römer ma-

chen wollte. Von eines jeden Fähigkeit gab ich meinem Klopstock Proben, der nicht alle guten Köpfe so gut kennt, als ich. Sie, mein alter wertheſter Freund, wurden nicht vergeſſen, Sie waren vielmehr einer der Erſten. Ihre „Warnung an einen ſchönen Knaben“ ward von mir vorgeleſen, und ich hätte Sie in meinem Jahrhundert zu dem deutſchen Horaz gemacht, wenn Ramler es nicht ſchon geweſen wäre. Aber wenn ſchon ein Horaz da iſt, ſo fehlt mir ein Pope, ein Lafontaine, denn auch die großen Engländer und Franzoſen ſollten meine großen Deutſchen übertreffen. Bin ich nicht ſehr patriotiſch, oder vielmehr habe ich nicht viel Zutrauen zu meinen Landsleuten? Aber hätte wohl Hermann die Römer, und Friederich die Oeſtreicher geſchlagen, wenn ſie nicht ein großes Vertrauen in ihre Deutſchen geſetzt hätten? Wir wollen nicht ſo ſtolz ſeyn, wie die Spanier, aber auch nicht ſo kleinmüthig, wie die Böotier, die doch den großen Pindar hervorbrachten.“

Dieſer Eifer, dieſer heiße Durſt nach allem, was ſein Vaterland und ſeine Freunde verherrlichen konnte, machte ihn eben auch den Jünglingen ſo ſehr geneigt, bei denen er irgend hervorragendes Talent bemerkte. Es war ihm das ſüßeſte Geſchäft, „daß er aufſuchte das ſtille Verdienſt, die guten Köpfe, die von Umſtänden niedergehalten wurden, die Anfänger, aus welchen, weil ſie noch unverdorben ſind,

alles, was man will, zu machen ist." *) Ein junger Mann, der sich nur irgend der Musengunst rühmte, war ihm trefflich empfohlen. Er näherte sich den Jüngern mit einnehmender Offenheit, und wusste seinem Wohlwollen einen so anziehenden Reiz von Unbefangenheit und aufrichtiger Schätzung zu geben, daß sie sich ihm gern hingaben, mit unbegränztem Vertrauen Herz und Seele ihm öffnend. Keiner wusste so anmuthig wohlthätig zu seyn, als Gleim, wenn er sich jüngerer Freunde annahm, ihnen das Leben erleichternd, und mit tausend Freuden verschönernd! Ihm war es Bedürfniß geworden, mit jüngeren Freunden zu leben, seitdem die älteren ernster, beschäftigter geworden waren. Die lebendige Theilnahme und Erweckung jugendlicher Seelen that ihm wohl, und er suchte sich ihrer zu bemächtigen, wo er irgend konnte. Wer sich ihm nahte, den beseelte er auch alsbald mit der Liebe zur Dichtkunst; Keiner, der auch nur im Briefwechsel mit ihm stand, konnte der Begeisterung widerstehen, und versuchte sich möglichst in Versen; denn auch der unvollkommene Versuch ward ermunternd belohnt, und es war ihm eigen, eines jeden Art und Weise sogleich mit irgend einem berühmten neuern oder ältern Dichter aufmunternd zu vergleichen. So geschah es denn frei-

---

*) Gleim an Johannes Müller. Siehe die Briefe deutscher Gelehrten, 3. Band, S. 229.

lich oft, daß er diesen den deutschen Arioſt, und jenen gar mit noch ſüßerem Namen nannte; wenn einem ſolchen auch der himmliſche Geiſt des Italieners ſo fremd war, als dem nordiſchen, obgleich wohldurchpflügten, Ackerlande des Südens blüthenreiche Flora.

Genug aber, daß Gleim die Muſenliebe in jungen Gemüthern aufregte, und, wo er ſie ſchon fand, mit der lebhafteſten Aufmunterung nährte, zur beſtändigen Uebung anreizend: „Kann man Sie denken,“ ſchrieb ihm Benjamin Michaelis 1766, „ohne in die Verführung zu fallen, nach ſeinen Kräften dichten zu wollen?“ — Apollo weiß es, und hat dem oft lächelnd zugeſehen, wie ſeitdem in Halberſtadt ſo viele nach allen Kräften dichteten, dann bald in Uebung kamen, ſo daß die leichtfertige Fertigkeit des Reimens daſelbſt noch umgeht, bis auf den heutigen Tag. Nimmer aber gereicht ſo ſchuldloſes Verſchulden Gleimen zum Tadel; wohl aber bleibt ihm der Ruhm, manchen vortrefflichen Jüngling begeiſtert und nach Halberſtadt hingezogen zu haben, ſo daß eine Zeitlang ein heiteres Leben voll Geſang dort erblühte, und die Liebe zum Guten und Schönen in Vielen erweckt ward.

Gleim, Uz, Ramler und Götz waren gewohnt, einander ihre Gedichte handſchriftlich mitzutheilen, und ihre gegenſeitigen Kritiken darüber zu vernehmen. Eine vortreffliche Gewohnheit, unter

Freunden, die mit gleicher Gesinnung in demselben Streben stehen. Gleims Kritik hatte besonders den eigenthümlichen Reiz, daß sie bei großer Aufrichtigkeit ein sehr warmes Colorit annahm, und sein Lob das Gepräge des lebendigsten Gefühls der eigenthümlichen Schönheit hatte, im Tadel aber den Ton des herzlichsten Wohlwollens anzunehmen wusste. Selbst sein ungemessenstes Lob setzte nie in Verlegenheit, denn es erschien nur als freudige Aufwallung. Tadelte er, sein Tadel war eingehüllt in die Lust am Lobenswerthen. Diesen Enthusiasmus wollte auch er nun gern für seine Lieder erwecken. Erweckte sein Lied des Freundes freudiges Lob nicht, so gab er zwar dem Liede die Schuld, denn er war im Innersten bescheiden; aber es kränkte ihn, daß weder in des Freundes Lob noch Tadel jene Herzlichkeit lag, die ihn allenthalben für des Freundes Werk belebte. Wenn er das besonnene Urtheil der Freunde mit seinem freudig auflodernden Enthusiasmus verglich, musste ihm dasselbe immer kalt erscheinen, und er vermisste dann um so unmuthiger dieselbe Stimmung für sein eigenes Werk, und daß Keiner, wie er, warm im Eifer der Liebe werde. Deßhalb waren ihm die Gefühle von Wärme und Kälte der Gesinnung, so wie die Begriffe: Lob des Freundes, und Lob des Kunstrichters, Blumen und Waffen zugleich, mit denen er seine Freunde und sich schmückte, angriff, oder vertheidigte, je nachdem sein Gemüth gereizt

war. Beleidigte ihn ein weniger zärtlicher Brief: so beklagte er sich über die Kälte des Freundes; eine Kritik: so schmerzte ihn des Freundes geringe Theilnahme. War ihm ein Lob zu verschwenderisch, so tadelte er den Kunstrichter, als übertreibend; war ihm ein Lob zu bedingt, so vermisste er des Freundes Enthusiasmus. — So hatte er beständig das Heft in Händen, und rettete ihm selber immer die eigene Gesinnung.

Eine solche Kritik nun, die mehr in der gegenseitigen Liebe wurzelte, als in ernster Ansicht der Kunst, konnte nicht größere Folgen haben, als die sie zufällig für das Einzelne des Werks hatte. Genug aber, daß durch diese Kritiken der Verein der edeln Männer inniger, und ihr Eifer für poetische Kunst schöner genährt ward. Wie glücklich preis't auch der jüngere Plinius die Freundschaft mit seinem Tacitus, durch welche er der Nachwelt würdiger und der Unsterblichkeit gewisser werde. *)

*) S. des Plinius 20sten Brief im 7ten Buch: „Librum tuum legi, et quam diligentissime potui, annotavi, quae commutanda, quae eximenda arbitrarer. Nam et ego verum dicere assuevi, et tu libenter audire. Neque enim ulli patientius reprehenduntur, quam qui maxime laudari merentur. Nunc a te librum meum cum annotationibus tuis exspecto. O jucundas, o pulchras vices! Quam me delectat, quod, si qua posteris cura nostri, usquequaque narrabitur, qua concordia, simplicitate, fide vixerimus! Erit rarum

Ramler sandte Gleimen, im September 1764, eine alkäische Ode, ihm schreibend: „Sie haben, ohnerachtet Ihrer noch übrigen Schwäche des Körpers, die Poesieen unsers Freundes *) strenger und richtiger, als ich partheiischer Herausgeber, beurtheilt. Ich werde sie dem Verfasser doch noch einmal zum letzten Spruche übersenden. Weil Sie, mein bester Gleim, so frei gerichtet haben, so werde ich Ihnen meine Sächelchen nicht mehr gedruckt, sondern geschrieben zu lesen geben, und mir ausbitten, sie eben so zu richten, wie jenen. Hier haben Sie also meinen „Abschied von den Helden.“ **) — Gleim antwortete ihm einige Tage darauf: „Ihre alkäische Ode ist vortrefflich, mein lieber Horaz. Aber ich soll ja schlechterdings critisiren. Gut, so will ich denn!“

---

et insigne, duos homines, aetate, dignitate propemodum aequales, nonnullius in litteris nominis (cogor enim de te quoque parcius dicere, quia de me simul dico) alterum alterius studia fovisse.“ — Quae omnia huc spectant, ut invicem ardentius diligamus, cum tot vinculis nos studia, mores, fama, suprema denique hominum judicia constringant. Vale.“ — Mögen solche Beispiele die Freundschaft und den Ehrgeiz deutscher Jünglinge läutern und beschwingen!

*) Ramler war mit einer Ausgabe der Gedichte von Nikolaus Götz beschäftigt.

**) Siehe Ramlers Werke. 1. Bändchen. Berlin 1800. 8vo. Seite 86.

„In der ersten Strophe dünkt mich die Anführung sechs berühmter brennischer Helden überflüssig; auch sind die Namen nicht harmonisch genug, um sie deßwegen nicht für überflüssig zu achten. Sollte es für sie nicht Ehre genug seyn, nur bloß angeführt zu werden?“

„Nicht Friederichs Helden allein
Sind der gewaltigen Hymne würdig.“

scheint in der hohen alkäischen Ode genug gesagt.“

„In der zweiten Strophe mißfällt mir das „habt“ am Ende der ersten Zeile, die beiden langen a — „Staaten“ — „habt“ — scheinen eine Kakophonie hervorzubringen; man muß beim Lesen den Mund zu weit aufthun.“

„In der dritten Strophe gefällt mir die Auslassung des „die.“ — Vielen, nicht zu verachtenden, Kennern wird sie hingegen nicht anstehen, sie werden sie zu lateinisch finden. In der vierten Zeile habe ich das Verbindwörtchen „und“ zwischen „Sitte“ und „Gesundheit“ nicht so sehr vermisst, als andre Kenner es vermissen werden.“

„In der vierten Strophe machen die Sylben: „ruhn“ und „un“ keinen Wohlklang. Anstatt: „Im Köcher eines Dichters“ läs' ich lieber des Dichters, wegen des darauf folgenden pronom. relativ. Der Dichter würde näher bestimmt werden. Anstatt „frühe“ wünscht' ich früh.“

„In der fünften Strophe wird man bei „Afterwelt“ erinnern, daß es kein Synonymum von Nachwelt sey.“

„In der sechsten ist „Haar“ in „Haupthaar“ kurz gebraucht. „Haupthaar“ dünkt mich ein Spondäus zu seyn. „Bevor“ gefällt mir in dieser hohen Ode nicht recht.“

„Die siebente Strophe scheint mir die schönste und vollkommenste.“

„In der achten ist „mals“ in „ehmals“ lang gebraucht. Ob „Vaterheerd“ in der alkäischen Ode eine Schönheit sey, würde der Sylbenmaaßkenner Klopstock besser bestimmen, als ich; auch Galliens „vergnügte“ Sänger! Warum die vergnügten? Man wird darunter nur die Chansoniers verstehen wollen. Auch der hohen Ode Dichter wird meines Ramlers Oden in der Uebersetzung nicht ohne Scheelsucht sehen! — Da haben Sie meine hyperkritischen Grillen! Flüchtig genug hingeschrieben sind sie; aber ich wollte schlechterdings meine Grillen mit der heutigen Post absenden, und Ihnen ein Exempel geben, wie Sie es machen sollen; denn mit der nächsten Post werden Sie das ganze erste Buch meiner Fabeln verbessert bekommen, und da sollen Sie mir Ihre Kritik eben so bald zu lesen geben.“ — Man siehet es dieser Kritik Gleims vielleicht an, daß kritisirt werden sollte und musste. Mocht' es selbst auch darauf abgesehen seyn, in

jeder Strophe einiges zu tadeln, um, bei aller Gutmüthigkeit des Tadels, den immer feilenden und bessernden Ramler leichthin zu necken. Genug, Ramler fand sich getroffen, und sandte Gleimen die Fabeln im Anfange des Oktobers, mit beigeschriebenen Randglossen und mit folgendem Briefe zurück: — „Hier haben Sie meine tadelsüchtigen Randglossen, liebster Gleim! Ich habe hurtig von der Leber weggesprochen, wie Sie sehen werden. Eine Gewohnheit, die ich sonst nicht habe, die ich aber von einem unserer Freunde, dessen ähnliche Glossen ich Ihnen einmal zeigen werde, dieser Tage her mir angewöhnt hatte. Folgen Sie meinen Capricen, oder verwerfen Sie solche. Sie sehen wenigstens meinen guten Willen, meinen berühmten Gleim zu einem unfehlbaren zu machen, wenn nämlich vier Menschenaugen so viel sehen können, daß wir unfehlbar werden. Ich will bitten, es mir nicht besser zu machen, als ich es Ihnen gemacht habe. Werde ich, aus natürlicher Eigenliebe für meine Geschöpfe, nicht den Augenblick folgen und umschaffen, so weiß ich, daß ich es doch nach einiger Zeit thue. Aber ich habe Ihnen nicht viel zu schicken, und eben weil ich so wenig arbeite, und es mit so vielem Besinnen und Ueberlegen und Ueberfeilen bearbeite, so sind freilich nicht mehr so viel große Kritiken zu machen, als zu machen wären, wenn Sie bei mir in Berlin wären, und alle Tage in meine Werkstatt kämen. Ach was würden sie da

auszulachen finden! Ich selbst lache laut, wenn ich manchmal lese, was ich gestern schmierte. Ich spotte sogar meiner selbst mit lauter Stimme, wenn ich weiß, daß mich Niemand hört. Ich kann Ihnen nicht weiter schreiben, weil ich den halben Tag versprochen bin, mich in die Kleider werfen und weglaufen muß, ehe ich einen Boten bekomme. Ich küsse Sie also, und bin mit der heißesten Liebe, und mehr als mit Bruderliebe, Ihre getreue —

ja nun muß ich mich wohl

Naide

unterschreiben."

Gleim, der sich schon längst auf Ramlers Kritiken der Fabeln gefreut hatte, nahm, nach Lesung des Briefes, das Manuscript zur Hand, und er fand die erste Glosse: „Erbettelter Reim." Die andere: „Man muß nicht Alles beibehalten wollen, was man einmal hingeschrieben hat." Die dritte: „Hier guckt der Schmeichler allzusehr hervor." Die vierte: „Der Schmeichler scheint alle Gelegenheit zu suchen, über alle Kleinigkeiten seines gebietenden Herrn ꝛc." Die fünfte: „Abgenutzte Erfindung." Die sechste: „Lieber Dichter, suchen Sie sich eine andere Gelegenheit, sich die Miene der Frömmigkeit zu geben, und lassen Sie diese Fabel in Gottes Namen weg!" Nicht der Tadel der

Fabeln beleidigte Gleim, wohl aber der kalte spitzweg gemachte Vorwurf von Lastern, die ihm am fremdesten und abscheulichsten waren, nämlich: der Schmeichelei, des Heuchelns und des Frömmelns. Ramler, der Gleim so genau kannte, musste wissen, wie überschwenglich ihn diese Vorwürfe erbittern würden; oder er war nie Gleims Freund, war nie fähig und werth, Gleims Freund zu seyn. Diese Beleidigung des Besten und Zartesten, was in Gleim lebte und webte, lässt sich durchaus nicht entschuldigen, und wirft gleich im Anfange des Streits auf Ramler ein bedeutendes Unrecht. — Nicht weniger schmerzlich erschien Gleimen der Ton dieser Kritik. — „Kleist“ schrieb er an Ramler, „sagte mir seine Kritik auch geradezu, aber so ein beleidigender Ton war seiner Freundschaft nicht möglich. Die Kritik beleidigt mich nicht; ich bin für viele Ihrer Erinnerungen Ihnen sehr verbunden; aber was brauchte es dieser Art? Sie ist schlechterdings etwas mehr als tadelsüchtig.“ — Ramler entschuldigte seine Randglossen: „So gehts, wenn man eine Sprache annimmt, die man nicht zu führen gewohnt ist. Alexis pflegte immer fein zu loben und zu tadeln. Daphnis, der feurige Daphnis, schilt ihn, daß er alles durch feine Umzüge sagt; er soll nichts zu verstehen geben, er soll nicht so strafen, wie Horaz, daß man den Stich, wenn man will, nicht gefühlt zu haben noch Freiheit behält.

Nein, nein! Er soll geradezu reden. Lieber soll er schimpfen, als so listig zu verstehen geben. Nun gut! Er macht einmal einen Versuch in einer unglücklichen launischen Viertelstunde.“ ꝛc. — Dies Alles musste Gleimen wenig befriedigend seyn, und die Art der Entschuldigung war wahrlich weniger geeignet, Ramlers wahre Liebe zu Gleimen zu zeigen, als man in Gleims Art seine aufrichtige, herzige Gesinnung für Ramler klar erkennt. — Wichtiger aber und aufklärender, als alles andre, ist: welche Ursach der übeln Aufnahme seiner Randglossen, Ramler in seinem nächsten Briefe an Gleim vermuthet; denn sie zeigt, in welchem Verhältnisse sich Ramler zu Gleim fühlte, und aus welchem Gesichtspunkte Ramler dies Verhältniß ansah. — „Die ganze Ursache von der übeln Aufnahme ist diese: Daphnis kann von dem Alexis gar nichts leiden, denn er hat ihn genug gekannt. Er ist vier Jahr jünger, als er ꝛc. — Daphnis will gegen den Alexis immer hitzig seyn, Alexis aber soll bescheiden bleiben; er soll immer seinen ältern Daphnis für eine Art von — — wie soll ich mich ausdrücken, um nicht zu beleidigen? — Ich will mich gar nicht ausdrücken. So viel weiß ich: — Alexis ist ein wenig demüthiger, als Daphnis, aber so demüthig doch nicht, daß er sich mündlich, und nun auch leider schriftlich, von dem Daphnis immer

kann tyranniſiren laſſen. — Ich weiß wohl, Daphnis kann nichts vergeben, was nicht höflich genug iſt; er ſelbſt aber hat die Freiheit, ſich auszudrücken, wie er will! — Gott ſey Dank, mein lieber Gleim, daß Sie keine Standesperſon geworden ſind! Schade, daß ich ſelbſt keine geworden bin! Sie ſollten Wunder ſehen! Ich würde nicht einen Grad eitler ſeyn, als ich jetzt bin. Aber Sie, mein Liebſter! werden Sie wohl einen Wink von Ihrem Ramler leiden? ach nein, Sie leiden nichts! Sie ſind wirklich zu — ſtill! — Friede von nun auf Erden! — Amen, Amen! Laſſen Sie uns (wenn wir wollen) gegen jeden andern höher thun, aber gegen Ramler muß ſich Gleim nicht höher gebärden. Der Schatten unſers Kleiſts würde erröthen, wenn er Einen unter uns als einen bürgerlich Stolzen, als einen Hoffärtigen erblickte!“ — Gleim war Ramlern, ſeit der erſten Stunde ihrer Bekanntſchaft, wohlthuend geweſen, wie denn Gleim überhaupt Niemandes Freund ſeyn konnte, ohne nicht in beſtändiger Thätigkeit zu leben, dem Freunde Freude zu machen. — Er war als Freund ein ächter Tyrann. Seiner Liebe muſſte alles ſich beugen, weil er, ohne Maaß und Ziel, immer geben und wohlthun mochte. Seine Waagſchaale war immer gefüllt, daß das Zünglein der Waage immer zu ihm ſich neigen muſſte. — Die

Freundschaft aber macht nur das ewige Streben nach Gleichheit segensreich und von Dauer. Nur dem Geringeren, der großer Gesinnung und Freundschaft überhaupt unfähig, ist möglich, immer nur anzunehmen; dem Bessern ist unerträglich, nicht auch geben zu können. Wo nun Dankbarkeit das Herz nicht reizt, als Tugend oder Liebe, beschwert sie das Herz, als todte Last. In diesem Falle war Ramler. — Dazu kam: nicht leicht konnte des Freundes Schaale die seinige heben; denn, wie ein ächter Tyrann, wusste Gleim auch des Freundes Verdienst und Eigenthum in seine Schaale zu bringen, indem er sich's eifrig angelegen seyn ließ, es rühmend zu vergrößern, ihm Nahrung, Leben und Glanz zu geben. Dabei hatte aber seine ganze Art und Weise, selbst sein gebieterisches Wollen, ein so unverkennbares Gepräge von inniger anspruchloser Gesinnung, daß man ihm gern nachgab, und seinen Eifer endlich mit ihm theilte; jüngern Freunden fiel dies weniger schwer, sie gaben sich gern dem Eifernden hin. Aeltern Freunden aber konnte dies beständige Verhalten und Verläugnen der eignen oder neuen Ansicht leicht lästig werden. Glaubte nun ein Freund, späterhin des größern Werths der eigenen Meinung sich bewusst, der Freundschaft genug gethan zu haben im Nachgeben, und die eigne Ansicht bestehen zu dürfen, so konnte ein solcher Uebergang dem heftigen Manne selten anders, als herzlos scheinen. Fast mit allen seinen Freunden erlebte

Gleim eine solche Periode, jenseit welcher nicht alle ihm treu zu bleiben vermochten. Nur das zärtliche Gemüth Kleists, das im Freunde eben das Uebergewicht liebte, das von dem übermächtigen Herzen gern sich beherrscht sah, konnte die Sehnsucht dieses Mannes ganz erfüllen, der in seinem feurigen Edelmuth den Freunden alles seyn wollte, und mit weiblicher Habsucht und Eifersucht über sie wachte.

Ramlers Treue aber konnte jene Prüfung nicht bestehen. Er fühlte sich Gleimen zu sehr verbunden, und in mancher äußeren Rücksicht untergeordnet. — Wenn Gleim in Berlin war, fügten es die Geschäfte wohl, daß er bei Ministern und Großen oft zu Gaste seyn, und der Freunde öfter entbehren musste, als ihm selbst lieb war. Wenn ihm Ramler darüber schon früh Vorwürfe, wenn nicht machte, doch hegte, so war Gleim dabei ganz unschuldig; denn nichts war ihm mehr fremd, als jener armselige Stolz, das Brüsten mit vornehmem Umgang, dessen nur ein leeres Gemüth sich erfreuen mag. — „Bürgerlich stolz sah Ramler seinen Gleim wol nie; nie war Gleim ein Stocknarr, und ein solcher ist in seinen Augen der stolze Bürger und der stolze Kritikus.“ —

Gleim fühlte sich sehr gekränkt durch die Art, wie sich Ramler vertheidigte. Er fühlte sich um so tiefer verwundet, da er nur seiner aufrichtigen Freundschaft für Ramler sich bewusst war. Dieses lautere und immer in ihm rege Bewusstseyn vergrößerte ihm

auch das leichtere Versehen des Freundes, wie es ihm denn überhaupt zu eigen war, sich oft durch seine Freunde leidend zu fühlen, und diesem Leiden, um des eigenen süßen Bewusstseyns willen, sich hinzugeben. Es ist der Freundschaft, wie der Liebe, eigen, sich keinem Leiden um das Geliebte zu entziehen, und von Adam bis Christus, von ihm bis zu uns, ist der höchste Genuß der Liebe das Märtyrerthum gewesen. Die Liebe ist das Licht, das nicht im Lichte sich erzeigen kann, aber auf dunkles Gewölk mag sie den lichten himmlischen Bogen der Treue wölben, und in der Nacht die reinen Liebessterne anzünden, den Geliebten ein Zeichen und dem Herzen eine Wollust. — Aus diesem Quell entsprang die Eigenthümlichkeit Gleims, daß er dem Freunde auch ein geringes Versehen, bis zum Vorwurf der überlegtesten Herzlosigkeit steigern konnte. Während er sich verlor im Kummer über einen unterbrochenen Briefwechsel, einen unterlassenen Besuch, und vor seiner Einbildungskraft sein Freund, wie ein böser Geist, wider ihn sich aufthürmte, riß er sich selber das Herz wund, getröstet durch das bittre Leiden seiner unbefleckten Freundschaft. Also nun erschien Gleimen Ramlers ganze Art und Weise als überlegteste Bosheit, als überschwengliche Herzlosigkeit: — „Ihre beiden letzten Briefe“ schrieb er ihm, „stoßen dem Faß den Boden aus. So ganz abscheulich zeigt mein so sehr von mir geliebter Ram-

ler sich darin, daß ich's nicht ertragen kann, daß ich die Augen wegwenden muß, tief im Herzen betrübt über das abscheuliche Bild dessen, der mein Freund war."

„Zeile vor Zeile jener Briefe glühet von Bosheit, stößt mir einen Dolch ins Herz, den, daß Sie den Freund in meinem Herzen auslöschen und tödten, den ich so sehr liebte. Aber besser ist es, ihn verlieren, als ihn behalten, wie er ist; ich werde in Berlin seyn, und ihn nicht sehen; und ich bitte ihn, daß er auch mich nicht sehe." — Dieser gränzenlose Unwillen, der ihn ergriff, wo er die Freundschaft wider ihn verletzt glaubte, so ungegründet er seyn mochte, so hart und ungerecht er in seiner unerbittlichen Dauer erschien, zeigt nur um so klarer das Gefühl Gleims für Freundschaft, wider welches er nie gesündigt hat.*)

Gleim ging wirklich im Januar 1765 nach Berlin, zufällig fand er Ramler in einer Gesellschaft bei Nicolai. Er fand sich durch Ramlers persönliches Betragen noch heftiger verwundet, und trennte sich unwiderruflich von ihm. Keine Bemühung ihrer Freunde war im Stande, Gleims Gesinnung nunmehr zu ändern, er fühlte sich wie durch den Tod von Ramler getrennt, und selbst des letzten briefliche Versuche, das alte Verhältniß wieder herzustellen,

---

*) Siehe Himly über Gleim, im Decemberstück der N. Berl. Monatsschrift für 1803.

blieben vergeblich. Der neue Streit überwältigte bei Gleim die alte Liebe, während Ramler denselben durch die alte Liebe zu überwältigen suchte. Beides war bei Beiden natürlich; Gleim fühlte sich unheilbar verwundet, Ramler dagegen hatte nur ein anscheinendes Mißverhältniß zu beenden gesucht, weil ihn in dem freien Leben der Freundschaft allenthalben Banden drückten, deren Abstreifen er freilich ohne so heftige Gebärden und Worte hätte vollbringen mögen. Beide deuteten mißtrauisch-kunstreich ihre Worte und Werke. In ihrem bisherigen Edelmuth selber, den Beide in sich klar fühlten, fanden sie die unglückliche Nahrung der Flamme; jeder meinte sich von dem Andern verkannt, und Beide mißverstanden sich gerade in dem, was sie ewig hätte vereinen sollen!

Gleim hatte, außer seinem feurig liebenden Herzen, weder etwas zu bieten noch zu verlieren; wenn dieses, war ihm alles genommen. Dies mag der Grund seyn, aus welchem Gleim immer nach jenem unseligen Uebergewichte strebte, seinen Freunden beständige Verbindlichkeiten bereitend. In der Freude seines Liebe-reichen Gemüths war und blieb dieses Uebergewicht gewiß völlig lauter und rein, aber im täglichen Leben bildet sich auch in der reinsten Gesinnung leicht einmal ein leiser Anspruch, eine leise Erwartung irgend der Gegengabe, welches, je leiser es ist, bei zufälliger Veranlassung plötzliche Unzufriedenheit erwecken kann, so daß aus dem Hinterhalt auch des

redlichsten Gemüths bittere Vorwürfe hervorbrechen. So bei Gleim. —

Fast jeder seiner Freunde, der in seinem beständigen Umgange lebte, hätte ihm irgend einmal sagen können, was Tasso dem Antonio:

„Schon lange kenn' ich diese Tyrannei
Der Freundschaft, die von allen Tyranneien
Die unerträglichste mir scheint. Du denkst
Nur anders, und du glaubst deswegen
Schon recht zu denken. Gern erkenn' ich an,
Du willst mein Wohl; allein verlange nicht,
Daß ich auf Deinem Weg' es finden soll."

Die förmliche Lossagung von Ramler, und mancherlei damit verbundene Umstände griffen Gleimen über die Maaßen an. Ein tödtliches Fieber befiel ihn, er glaubte sich dem Tode nahe, und setzte sich die Grabschrift schon: „Die Freundschaft bracht' ihn um." Aber nach sechs überstandenen schmerzhaften Fieberanfällen blieb das Fieber zurück, und er hoffte, daß das Gift, das Ramler ihm gab, selbst zu dieses, seines ehemaligen Freundes Beruhigung, nun ohne weitere Folgen seyn würde. — „Der arme Ramler," dachte er in den zwölf Tagen dieser schweren Krankheit oft, „der arme Ramler, wenn Gleim stirbt!" *)

---

*) Eigenhändiges Brieffragment von Gleim.

Der Verlust Ramlers schmerzte Gleim fast unüberwindlich; er wandte sich um so sehnsuchtsvoller zu jüngern Männern hin, die er nach Halberstadt zu ziehen suchte.

Der Erste, mit welchem ihm dies gelang, war Johann Georg Jacobi, dessen Name in der Geschichte deutscher Poesie, mit Gleims unsterblich verbrüdert ist. Gleim hatte ihn 1766 im Bade zu Lauchstädt kennen gelernt. „Die enthusiastische Freude und die Liebe, womit derselbe, ungeachtet seiner Schüchternheit, sich zutraulich ihm nahte," die zarte, innige und fast weibliche Weise seines Gesangs, und sein leiser Tact für das Schickliche und Schöne, hatten Gleim unwiderstehlich zu dem jungen Manne hingezogen, dessen er sich seitdem, auf die ihm so ganz eigene herzgewinnende Art, zu bemächtigen wusste. All sein Streben war darauf gerichtet, den jungen Freund, der gegen das ränkereiche Professorleben nicht wohl Ausdauer haben konnte, ausschließend der heitern Muse zu gewinnen, und ihn zu sich nach Halberstadt zu ziehen. Jacobi selbst erzählt von Gleim: *) „Der erste Druck seiner Hand war zugleich eine Aufforderung, meiner Muse getreu zu bleiben. Er kannte von ihr nichts, als ein kleines Lied in Ramlers Blumenlese; auf dieses allein gründete sich

---

*) Siehe: „Iris. Ein Taschenbuch für 1804." Seite 60 u. f.

seine Weissagung, daß es mich nicht gereuen würde, wenn ich meinem Genius folgte.“ — „O der seligen Tage in Lauchstädt, wo Gleim jeden Morgen mit einem neuen Liede mich weckte, während dessen die Sonne um mich her alles vergoldete, herrlicher als je! Das Zimmer wurde mir zum Tempel, ich fühlte die Nähe des Gottes, war meiner Weihe gewiß.“

„Wir trennten uns als Brüder, und er wollte das Angefangene vollenden. Mit der ihm eigenen rastlosen Thätigkeit ließ er einen Brief an mich dem andern nacheilen, damit er mich in fortdauernder Begeisterung hielte, bis ich, aus der Wirklichkeit in ein Feenland weggerückt, und darin einheimisch geworden, überall von Gesängen umtönt, unter den lieblichsten Erscheinungen wandelte.“

„Gleim, welcher in einem sehr melodischen Liede von sich selber sagt:

Nicht für alle Doppien der Welt
Gäb' ich meine Leyer!

hatte Recht, daß ich gegen kein Erdenglück die meinige vertauschen sollte.“ — „Es thut mir wohl, vor allen zu bekennen, daß ich meinem Freunde darum das Glück meines Lebens schuldig bin, weil er, als ich die Muse des Gesangs zu verlassen entschlossen war, mein Bündniß mit derselben erneuerte, und mich in ihre Geheimnisse tiefer einweihte.“ — „Mit Hülfe der Muse schuf ich mir eine Welt, so reich an Genuß, daß ich dasjenige, was sonst am ängst-

lichsten gesucht, am schwersten gefunden wird, nicht bedarf, es nicht einmal zu gebrauchen weiß.“ —

„Ohne Gleim aber hätte ich nicht mehr auf den Wink der Muse geachtet, in so fern sie mich zu Gesängen hätte begeistern wollen; denn, so entschieden in mir, von den Kinderjahren an, die Liebe zur Dichtkunst war, so erhielt dieselbe dennoch, bei dem Antritt meiner akademischen Laufbahn in Halle, durch das Zusammenleben mit Klotz eine andere Richtung.“ —

„Um mich noch fester an sich und an die Muse zu binden, wünschte Gleim einen Besuch von mir in Halberstadt. Ich machte mich auf den Weg, langte ziemlich spät in Aschersleben an, und indeß ich der Thorwache den verlangten Bescheid gab, trat ein Unbekannter an meinen Wagen. „Ich habe den Auftrag, Sie in Empfang zu nehmen,“ sagte er, im Ton eines Polizeidieners, der einen verdächtigen Fremden in Verhaft nimmt. Das aber war es nicht; es war Gleims Bedienter, welcher mich in einen Gasthof brachte, wo ich ein Nachtessen und alles Uebrige zu meiner Aufnahme in Bereitschaft fand. Auch hatte der Bediente Pferde bei sich, mit denen ich am folgenden Tage weiter reisen sollte.“

„Früh Morgens erwachte ich unter einer angenehmen Symphonie von blasenden Instrumenten, die sich vor meinem Zimmer hören ließ, und die,

weil ich an diesem Orte völlig ein Fremdling war, nicht bloß etwas Ueberraschendes, sondern etwas Feenmäßiges für mich hatte; als ich, im ersten Erstaunen, mich aufrichtete und umhersah, öffnete sich die Thür — und Gleim stürzte in meine Arme. Schon am vorigen Abend war er angekommen, hatte bei seinem Bruder übernachtet, und die Hoboisten des dortigen Regiments in meinen Gasthof bestellt.“ —

„Nach dem Frühstück fuhren wir nach Ermsleben, dem Geburtsorte meines Freundes. Hier gingen wir in sein väterliches Haus, wo kein Plätzchen unbetrachtet blieb, in den anstoßenden Garten — und setzten dann unsern Weg nach Halberstadt fort.“

„Wieder ein herrlicher Tag! und welch ein Abend am Familientisch meines Gleims, zwischen ihm und seiner Nichte Gleminde! und nun in seinem Hause mein erstes Erwachen!“

Um seinen geliebten Jacobi ganz nach Halberstadt zu versetzen, war Gleims erster Schritt: daß er für ihn, als einen Fremden, die landesherrliche Erlaubniß zum Ankauf eines Halberstädtischen Canonicats bewirkte. Gleims Gesuch deshalb beim Könige, vom 30. Mai 1768, wird der Leser hier gern finden: „Der Professor Jacobi zu Halle, der einige Jahre daselbst, ohne Gehalt, die schönen Wissenschaften gelehrt hat, ist, nach dem Zeugniß der besten Kenner, einer der geschicktesten Gelehrten in

Deutschland; auswärtige Fürsten haben sich bemüht, ihn in ihre Lande zu ziehen."

„Hier zu Halberstadt zeigt anitzt sich eine solche gute Gelegenheit, diesen dem Vaterlande, als einen durch seine Talente sehr nützlichen Mann, für beständig zu conserviren."

„Der von K — ist vor Kurzem an dem hiesigen kleinen Morizstifte zu einer sogenannten Majorpräbende ascendiret, und es ist ihm, als einem Ausländer, allergnädigst befohlen, zuvörderst seinen Aufenthalt hier zu nehmen. Wegen verschiedener deshalb sich zeigender Schwierigkeiten wäre dieser v. K. zu disponiren, daß er die erhaltene Präbende auf den Professor Jacobi resignirte, wenn Ew. Königl. Majestät den höchsten bischöflichen Consens dazu ertheilten!"

„Der Professor Jacobi ist ein Sohn des sehr bemittelten Cammerrath Jacobi zu Düsseldorf, von welchem er ein beträchtliches Erbtheil einst zu hoffen hat."

„Ew. Königl. Majestät landesväterliche Absicht, den Flor der Königlichen Lande zu befördern, würde also hierbei auf doppelte Weise befördert, und daher unterstehe ich mich, hierdurch unterthänigst anzufragen:

„Ob Ew. Königl. Majestät geruhen wollen, die Resignation seiner, durch die Ascension erlangten, Majorpräbende auf den Professor Jacobi allergnädigst zu erlauben."

„welchenfalls ich das Weitere zu Stande bringen, und dadurch dem Staat einen nützlichen Bürger zu erwerben mich äußerst bemühen will.“

„Der ich mit getreuester Devotion ersterbe ꝛc.“

Gleimen ward nicht nur sein Gesuch gewährt, sondern er erhielt auch für seinen Freund noch mehrere Vortheile. In einer Cabinetsresolution heißt es: „es ist zur Animirung eines gelehrten Mannes und seiner Conservation in den Königlichen Landen resolviret worden, daß derselbe nur die Hälfte von den zu erhebenden Annatengeldern erlegen dürfe, damit ihm einige Erleichterung wegen der erhaltenen Präbende widerfahren möge!“

Die Freude dieses glücklichen Erfolgs machte Gleimen die alten Plane für sein liebes Halberstadt wieder rege. „Zu Ihrem Oberprocurator“ — schrieb er an Jacobi — „dergleichen jeder Canonicandus haben muß, habe ich den Herrn Regierungsrath Lichtwehr erwählet; denn dieser ist künftig Ihr Bruder an dem Morizstifte. Ein Aesopus und ein Gresset an Einem deutschen Stifte! Welch einen Flor der schönen Wissenschaften in unserm Teutonia beweis't das! Wie berühmt soll einst unser Halberstadt seyn! Ein großer Schritt zu einer im Kopf habenden Vorbereitungsacademie *) geschah

*) Späterhin dachte sich Gleim unter dieser Academie eine Humanitätsschule.

durch die Eroberung meines Jacobi. Könnten wir nur erst gemeinschaftlich an den übrigen arbeiten! Für unsern Klotz habe ich eine fette Dechanei bestimmt! Das Kloster Huysburg *) liegt mir sehr am Herzen. Wären die Mönche nur Jesuiten! „Rechtlicher Erweis, daß die Jesuiten zu vertreiben, und ihre Güter Halberstädtischen Musensöhnen zu übergeben wären," sollte bald geführt werden!"

„Um eine Stelle für unsern Meusel **) bin ich besorgt; sie soll und muß sich finden. Mein Plan erstreckt sich noch weiter, er geht auf Uz, Götz, Riedel und Herder! er geht auf eine ganze deutsche Academie der Wissenschaften!"

Während Gleim die Voranstalten traf, seinen Freund Jacobi in Halberstadt häuslich einzurichten, erfreute er sich des Briefwechsels mit ihm, der in dieser Zeit seine ganze Glückseligkeit ausmachte. „Wie der süßeste Honig fließen die Worte in die Seele Ihres Gleims! Was für eine Seligkeit giebt uns die Freundschaft! Mögen doch Könige Thronen haben; wer einen Freund hat, kann keine Könige beneiden!" So schrieb Gleim seinem Jacobi. —

---

*) Damals eine reiche Benedictinerabtei; seit 1805 aber ein Königlich Preußisches, und seit 1807 ein Kaiserl. Königl. Französisches Domainenamt, eine Meile von Halberstadt.

**) Damals Magister zu Halle.

Dieser Briefwechsel der beiden Freunde, während der Jahre 1767 und 1768, erschien im Jahr 1768 in zwei Sammlungen im Druck. Es kann wohl keinen größern Beweis geben von der lautern Unbefangenheit der Gesinnungen Gleims und Jacobis, als der, daß sie erlaubten, diese durchaus vertrauten Briefe öffentlich herauszugeben. So sehr man auf der einen Seite das süße, vertraute Spiel mit allen Liebesgöttern, die herzinnige, zärtliche Freundschaft der beiden Männer, und die reine, leichte, anmuthige Weise in diesen Briefen mit Lob und Liebe anerkannte, so ward ihnen auch auf der andern Seite die Einförmigkeit des Inhalts und das lange Getändel nicht wenig spöttisch vorgeworfen. Diese Briefe sind zu charakteristisch im Leben Gleims, der es liebte, allenthalben offen und frei zu erscheinen, wie er war, als daß ich nicht hier mittheilen müsste, was die Karschin und Uz, bei Erscheinung dieser Briefe, an Gleim schrieben. Die Karschin repräsentirt die Gegner dieser Sammlungen, und Uz die Freunde; Beider Urtheile enthalten die Stimmung, mit welcher diese Briefe vom Publicum aufgenommen wurden: die Karschin: „Endlich erhielt ich die beiden Denkmäler einer Liebe, die seit dem Untergange des griechischen und römischen Glanzes nicht mehr gebräuchlich gewesen ist. Diese Liebe bestehet in einer genauen Geistervereinigung, aber es werden zu viele Küsse dabei ausgetheilt, als daß sie der Verläumdung, dem

Argwohn und dem Gespött entgehen könnte. Ich begreife die Möglichkeit der Sache, ich weiß es, daß man auf die Art lieben kann; doch je mehr ich dies weiß, je mehr ist es mir empfindlich, daß Sie ehedem meine eben so platonische, reine und vielleicht aufrichtigere Liebe mißbilligten.“ — „Ueberhaupt dünkt mich, hätte vieles in den Briefen wegbleiben können. Bei dem, was wirklich gut darin ist, berauben die Verfasser den Leser und Kunstrichter des Vergnügens, zu loben, weil sie selbst einander, vor den Augen und Ohren des Publicums, so hitzig und so unaufhörlich loben.“ — Uz: „Tausend Dank für das reizende Buch, das Sie mir überschickt haben! In langen Zeiten habe ich kein solches Vergnügen gehabt. Ich habe es mehr verschlungen, als gelesen. Ich habe geglaubt, in Anakreons, in der Musen und Grazien Gesellschaft zu seyn. Ich lese es immer wieder, und werde es immer wieder lesen. Alles ist fein, Empfindungen und Bilder, und sogar die eingestreute Kritik. Sie sind sich auch in dieser Schrift gleich.“ — „Noch einmal, die Briefe Gleims und Jacobis verdienen in allen Händen zu seyn!“ — „Eine reizende Folge dieser herausgegebenen Briefe war,“ sagt Jacobi in jenem Aufsatze, „daß man die Namen Gleim und Jacobi, gleich denen von Damon und Pythias mit einander aussprach.“

Im Dezember 1769 endlich hatte Gleim die Freude, daß sein Jacobi in Halberstadt häuslich sich

niederließ. Sie lebten mit einander wetteifernd in Gesang und Musenlust. Jacobi unternahm es, Gleims Werke zu sammeln und herauszugeben. „Jedes Buch meiner Liederchen," schreibt Gleim davon, „wird einem Kenner und Freunde der Musen gewidmet." — Jacobi hatte schon eine gedruckte „Nachricht" von der eröffneten Pränumeration auf Gleims sämmtliche Werke versandt, laut welcher die Ausgabe sehr sauber gedruckt werden, und zwölf Bände von unbestimmter Bogenzahl enthalten sollte. Klopstock, welchem dieselbe zugeschickt wurde, schrieb an Gleim: „Brauchen Sie mir ja Ramlers Feile nicht zu viel, und bringen Sie mit Ihrer eigenen hier und da ein wenig Politur weg. Ich schlage Ihnen hiedurch nichts anders vor, als was ich selbst thue." — „Ich freue mich recht sehr auf Ihre Gedichte; nur eins dauert mich, daß mein lieber deutscher Gleim griechische Götter in seinen Gedichten hat." — *) Die Ausgabe kam nicht zu Stande.

Der dankbare Genius der Freundschaft schien Gleimen den verlornen Ramler mehrfach ersetzen zu wollen, denn er führte ihm in den nächsten Jahren wiederum drei jüngere Freunde zu, die sein ganzes Herz erfreuten. Im Jahre 1771 nämlich kam Benjamin Michaelis nach Halberstadt. Fehlgeschla-

---

*) Klopstock liebte in dieser Zeit nur „dem Laube der vaterländischen Haine zu horchen,"

gene Hoffnungen hatten ihn genöthigt, von Hamburg wegzugehen. Gleim lernte den geistvollen grundguten Jüngling schon im Jahre 1766 zu Leipzig kennen, und dessen Musenkunst sowohl, als auch dessen große Dürftigkeit zogen ihn zu demselben hin. — Er hörte, Michaelis sey, auf seiner Reise von Hamburg, zu Osnabrück krank geworden, und leide Mangel. Augenblicks schrieb er ihm, mit der ihm so eigenen herzigen und discreten Art: „Mein Michaelis ist krank, ist unzufrieden! das sagt den Augenblick mir mein Jacobi! zu Osnabrück ist er, — und ohne Zweifel hat er den vortrefflichsten Mann in Westphalen kennen gelernt, er hat ihn sich zum Freunde gemacht. — Wenn Möser sein Freund ist, wie kann er unzufrieden seyn? — Aber krank! O mein bester Michaelis, mein Dichter, mein Freund! Sie krank? Sie junger rascher Jüngling krank? Lassen Sie mich alten Mann krank seyn! Ich bin's und will's für meinen Michaelis mit seyn, denn wie lange kann es noch währen, so wandle ich in den elysäischen Feldern und suche meinen Kleist! — Es ist nicht zu hoffen, daß ich je wieder gesund werde. Sie hingegen haben die Kräfte der Natur noch alle beisammen, Sie sollen leben und gesund seyn. Den Musen, dem Freunde sollen Sie leben, Sie vortrefflicher Mann!“

„Wenn zum Unglück der vortreffliche Möser meinen Freund noch nicht kennt, so mag dies Briefchen zum Creditiv bei ihm dienen!“

„Schrei-

„Schreiben Sie mir nur ja gleich mit der ersten Post; sagen Sie mir, daß Sie gesund und zufrieden sind, oder es nicht sind, damit ich an Ihrer Kur arbeiten kann. Denn wahrlich ein Freund kann besser gesund und zufrieden machen, als der beste Doctor! Wenn Sie aber Lust haben, mir viel zu schreiben, nun so sprechen Sie mit mir von allem, wovon Sie gern sprechen. Man wird durch Gespräche mit seinen Freunden munter und gesund.“

„Fehlt es Ihnen irgend woran, so wissen Sie, mein lieber Michaelis, daß ich Ihr Freund bin.“ —

Michaelis verließ bald darauf Osnabrück, kam nach Halberstadt, und Gleim beredete ihn, mit seiner unwiderstehlichen Art, bei ihm zu bleiben. Zur selben Zeit war auch Jähns zu Halberstadt; ein liebenswerther, talentvoller Jüngling, und Gleimen blutsverwandt. — „So jung er war“ — sagt Gleim von ihm — „so hatte er doch warlich die Weisheit eines Mannes, und eines Kindes Unschuld!“ Auch Sangerhausen und Benzler lebten damals zu Halberstadt, und Klamer Schmidt war bereits von der Universität zurückgekehrt. Gleim war im Zirkel dieser musenliebenden jüngern Männer, welche alle herzliche Freundschaft vereinte, in seinem liebsten Elemente. Jacobi, Jähns, Michaelis, Sangerhausen, Klamer Schmidt und Gleim der Jüngere sangen mit einander wetteifernd, fast täglich bei Gleim vereint, der gastfrei war auf die

edelste und sinnreichste Art. Das schönste Zimmer seiner Wohnung war zu einem Tempel der Musen und der Freundschaft geweiht. Die Bildnisse fast aller seiner Freunde, und der trefflichsten deutschen Männer, hatte er für diesen Tempel schon seit 1745 gesammelt. Da er Lange zu Laublingen um sein Bild bat, schrieb er ihm: „Ich will in einem Kabinet meiner Freunde Bilder um mich her hängen; sie sollen sehen, was ich mache, und die Erinnerung ihrer Tugenden soll meine Lehrerin seyn!“ *) Der Sinn, mit welchem Gleim diese Sammlung anlegte, war schön, aber schöner noch war die herzige Art, mit welcher er sich dieses Tempels erfreute. Die schönsten Musen- und Freundschaftsfeste wurden in ihm gefeiert, im Angesicht aller Geliebten.

Michaelis sang in dieser schönen Zeit von Gleim:

„Von jeder Träumerei der Weisheit losgerissen,
Ein Mann für seine Welt, ein Mann für seine Zeit,
Ein Mann für seinen Stand, fliegt unter Thätigkeit
Der Tag dahin, und, unter unsern Küssen
Der Abend, der ihn nicht bereut.

*) Siehe die Beilage: „Gleims Musen- und Freundschaftstempel.“

Der Morgen ist die Zeit der Lieder,
Ihm und der Nachtigall!
Sein muntres Sans-Souci, am nahen Wasserfall,
Nimmt dann den Hirten auf, und giebt den Bürger wieder,
Doch Vater ist er überall! *)

Nur zu bald aber ward der freundliche Verein zerrissen. Während Gleim, im Frühjahr 1772, mehrere Monate lang, stiftischer Geschäfte wegen, in Berlin sich aufhalten musste, raffte der Tod seinen geliebten Jähns hinweg, eben da er, als Feldpredi-ger, in Halberstadt sich häuslich niederlassen wollte. Michaelis beerdigte den geliebten Freund, ahnend schon den eigenen Tod. Auch er starb, am 30. Sep-tember, desselben Jahrs. Gleim ließ ihn auf dem Friedhofe der Domkirche, welchen der Kreuzgang umschließt, neben seinem Jähns, zur Erde bestatten. Beiden Freunden gab er ein gemeinschaftliches Denk-mal am südlichen Portal des Doms. Als Gleim des seligen Michaelis Papiere ordnete, fand er viele Briefe von dessen Vater, aus welchen er desselben große Armuth ersah, und wie ihm der Selige von seiner Armuth insgeheim so reichlich wohlgethan und unterstützt hatte. Gleim nahm sich mit Eifer auch der Eltern seines seligen Freundes an, und trat an

*) Siehe Michaelis vierten Brief, „Unsere Bestimmung.“ Seite 62.

des wohlthätigen Sohnes Stelle. — „Ihnen, theuerster Freund und Wohlthäter unseres verewigten Kindes," schrieb Michaelis, der Vater, an Gleim, „danken wir mit gebeugter Seele für alle ihm erwiesene Hulden. Alle Briefe unseres seligen Sohns sind voll Dankens und Lobens seines unschätzbaren Freundes! ach wie oft erinnerte er uns, für seinen unschätzbaren Freund fleißig zu beten. Wir haben's gethan. Wir wollen unser Flehen zu Gott verdoppeln. Gott wird's erhören. Unsre Dank- und Liebesthränen wollen wir als kostbare Perlen in eine Krone binden, Ihr theures Haupt damit bekränzen, und Ihnen so vor Gott ewige Vergeltung erflehen!" —

„Anhaltende Theurung und nahrlose Zeiten lassen uns keine Besserung sehen, aber ich muß dem Schicksale stille halten. Ach, wie oft will der Glaube schwach werden, und alle Hoffnung verschwinden! Jedoch, wenn ich Ihre trostvollen Briefe übersehe, so bleibt mir immer Hoffnung; ich kann mich dann nicht so unglücklich halten, als ich geglaubt zu seyn. Ich finde in Ihrem erbarmenden Herzen immer etwas, das meinen gefallenen Muth mit neuer Hoffnung belebt! Ach aber, Theuerster, es ist eine Weite von vierzig Meilen, ehe ich einen gütigen, barmherzigen Gleim antreffe!" —

Solche Gesinnungen wusste Gleim für sich zu erwecken, in der Nähe und in der Ferne. Solche Blüthen reichte ihm seine Freundschaft. Dank und

Segen schmückten reichlich dies Leben der Liebe, der Freude. Diese Segnungen armer und unglücklicher Menschen sind heiliger, als aller Prunk des Ruhms; und hier, wo tausend Segnungen leiser und lauter über Gleim ausgesprochen wurden, ist die heiligste Stelle des Tempels! —

In der Mitte jener jungen Freunde, und unter ihren heitern Liedern und Dichtungen, sang Gleim „Alexis und Elise.“ Ein idyllisches Gedicht, veranlasst durch die Hochzeitfeier der jüngsten Nichte Gleims. Wieland sagte seinem Gleim darüber das freundlichste Wort: „Lassen Sie sich umarmen für Ihre köstliche Alexiade, mein lieber, schwärmerischer, unnachahmlicher Gleim! Sie allein können aus Nichts, oder aus Etwas, das beinahe Nichts ist, das niedlichste, anziehendste, interessanteste Ding machen, das jemals ein Barde gemacht hat. Wie liebe ich diese anmuthig-wilden Noten, diesen kunstlosen, von der bloßen Natur eingegebenen Nachtigallengesang; es ist mein Lieblingston, der Ton Ihrer Alexias, aber Niemand kann und Niemand soll darin componiren, als mein Gleim. Ja wohl müssen Sie begeistert gewesen seyn, da Sie diese Alexiade sangen; sie sieht so ganz der freiwilligen Ergießung einer vollen glücklichen Ader von Geist, Gefühl und Laune gleich! — Könnte ich noch etwas dabei wünschen, so wäre es Zeit und Geduld für meinen Gleim, um allen Strophen, ohne Ausnahme,

diese Leichtigkeit, diese Blüthe der Grazie zu geben, die ich nur in wenigen vermisse!“

Im Jahre darauf, 1772, erschien zuerst die Sammlung der „Lieder für's Volk,“ im Selbstverlag. — Hätte Gleim eine eben so dauernde, freudige Anregung zu diesen Volksliedern gehabt, wie er sie zu den Kriegsliedern hatte, so würden dieselben den letztern in nichts nachstehen. Gleim war ganz für diese Lieder geschaffen; seine Liebe für die heitere Zufriedenheit und einfache Lebensweise der erwerbenden Volksklassen machten ihn zum wahren Volksfreunde, und er hatte eine ausgezeichnete Gabe, mit allen Individuen derselben auf eine anziehende und befreundende Art zu reden. Die Volkslieder zeugen hiervon genug; es sind darin ächte Stimmen aus der Mitte des arbeitslustigen Volks, das mit den Händen schafft, arglos-frommen Gemüths und einfältigen Sinnes im Freien lebend, und der Natur im Schooß. Lieder der Freude an allem, was das Leben in diesem Stande giebt, und worin die Gottheit sich demselben am schönsten offenbart. — Lessingen besonders machten diese Lieder für's Volk große Freude, denn ihn traf alles mit vollem Licht, was irgend lichtes Leben in sich trug. „Sie haben mir“ — schrieb er — „mit Ihren Liedern für's Volk eine wahre und große Freude gemacht. — Man hat oft gesagt, wie gut

und nothwendig es sey, daß sich der Dichter zu dem Volke herablasse. Auch hat es hier und da ein Dichter zu thun versucht, aber noch keinem ist es eingefallen, es auf die Art zu thun, wie Sie es gethan haben; und doch denke ich, daß diese Ihre Art die vorzüglichste, wo nicht die einzig wahre ist."

„Ihre Vorgänger, mein Freund, haben das Volk bloß und allein für den schwachdenkendsten Theil des Geschlechts genommen; und daher für das vornehme und für das gemeine Volk gesungen. Sie nur haben das Volk eigentlich verstanden, und den mit seinem Körper thätigern Theil im Auge gehabt, dem es nicht sowohl am Verstande, als an der Gelegenheit fehlt, ihn zu zeigen. Unter dieses Volk haben Sie sich gemengt, nicht um es durch gewinnstlose Betrachtungen von seiner Arbeit abzuziehen, sondern um es zu seiner Arbeit zu ermuntern, und seine Arbeit zur Quelle ihm angemessener Begriffe, und zugleich zur Quelle seines Vergnügens zu machen. Besonders athmen in Ansehung des Letztern die meisten von diesen Ihren Liedern das, was den alten Weisen ein so wünschenswerthes ehrenvolles Ding war, und was täglich mehr und mehr aus der Welt sich zu verlieren scheint; ich meine jene fröhliche Armuth, laeta paupertas, die dem Epikur und dem Seneka so sehr gefiel, und bei der es wenig darauf ankömmt, ob sie erzwungen oder freiwillig ist, wenn sie nur fröh:

lich ist.“ *) — Lessings Beifall ermunterte Gleim zu mehreren Volksliedern, wie ihn denn immer eines Freundes Lob mit neuer Lust beseelte: „Meine Lieder“ sprach er, „sing' ich immer nur für Einen Freund, und dieses Einen Freundes warmer Beifall ist immer mein Apoll.“ Das schöne Lied, welches Georg Jacobi dem Volkssänger zum Geburtstage sang, eines der sinnigsten Lobgedichte, darf hier nicht fehlen, es spricht den innern Geist jener Lieder auf die anmuthigste Weise aus:

„Bis in des Landmanns Furchen sieht
Die Lerch' im höchsten Flug;
Aus goldnen Wolken tönt ihr Lied
Herab auf seinen Pflug:

Die Volksmuse schwebt, wie sie,
Vertraut zum Arbeitsmann,
Und stimmt in leichter Melodie
Ein frommes Loblied an.

Des frommen Lieds gedenken wir,
Bei'm heut'gen Becherklang,
Und weih'n den Kranz von Aehren hier
Dem Sänger, der es sang!“ **)

---

*) Siehe Lessings Briefwechsel mit Gleim. Berlin 1794. 8vo. Seite 179—181.

**) Siehe J. G. Jacobis sämmtliche Werke. Dritter Band. Zürich 1809. S. 179.

In diesen glücklichen Jahren voll heiterer Umgebung lernte Gleim auch die Jünglinge Johannes Müller* und A. G. Bürger** kennen, beide damals auf der Academie zu Göttingen. — Ersterer zog ihn ganz besonders an. Ihn, damals ein Jüngling von 19 Jahren, hatten die Alten mit Kraft genährt, daß er schon in blühendster Jugend in großer Gesinnung dachte, schrieb und lebte. Sein ganzes Wesen hatte Gleim für ihn gewonnen, bei'm ersten Blick hatt' er es dem seltenen Jüngling angesehen, daß er sein Freund werden würde; mit dem ersten Blick in dessen Herz fand er darin den warmen, unveränderlichen Freund für Weisheit und Tugend. Müller war im Begriff, nach seinem Vaterlande zurückzugehen; in Gleimen entbrannte der Gedanke, ihn für sein liebes Preußen zu gewinnen, und er ging seitdem eifrig damit um. — Bürger'n lernte Gleim durch den Ruf kennen. — „Zu Göttingen" schrieb er an Boie, „soll ein ganz vortrefflicher Kopf sich aufhalten, Namens Bürger; er soll aus Aschersleben, eine Meile von meinem Geburtsorte, gebürtig seyn. Man hat mir Wunder von ihm erzählt. Er soll den Homer übersetzen, und vortrefflich. Können Sie mir's verdenken, wenn ich mich augenblicklich nach ihm erkundige?" —

„Alles Fragen bei Seite, mein lieber Herr Boie! kürzer ist, Sie zu bitten, mir doch mit der ersten Post alles das zu sagen, was Sie von dem jungen

* g. d. 1752
** g. d. 1747

Unbekannten wissen. Das aber bedinge ich mir, mein werther Freund, daß Sie dem Herrn Bürger von meiner Erkundigung nichts sagen. „„Schade,““ sagte der Erste, der seinen Namen mir nannte, „„daß er sich dem Trinken zu sehr ergeben hat!““ — Wie aber, wenn Sie fänden, daß es mit dem „Jammerschade“ seine Richtigkeit hätte, würden Sie dann nicht gleich für Eifer brennen, ein junges Genie vom Verderben zu retten? und dürfte ich's wol wagen, Sie darum zu bitten, daß Sie mit dem Genie Bekanntschaft machen, und es in bessere Gesellschaft einführen möchten? Denn ohne Zweifel wird er durch die Gesellschaft verdorben, in die er zufällig gerathen ist. Ein Genie verdirbt sich nicht selbst, aber es kann von Andern leicht verdorben werden. Ich schreibe nur von dieser Sache, denn ich möchte nicht gern Ihre Aufmerksamkeit zerstreuen, und bin, wenn Sie mir bald Nachricht geben, noch mehr, als schon jetzt, Ihr Gleim.“ —

Boie gab Gleimen eilend Nachricht von dem vortrefflichen Jüngling und seiner großen Dürftigkeit. Da suchte Gleim ihn für sich zu gewinnen, und Bürger segnete den edeln Freund seitdem als seinen eifrigsten und treusten Beistand in Rath und That.

Im Oktober 1772 gelang es Gleimen, auch noch Wilhelm Heinse nach Halberstadt zu versetzen. Wieland hatte ihm den feuervollen, aber darbenden Jüngling empfohlen, und Gleim hatte

ihm seitdem eine wahrhaft väterliche Sorgfalt zugewandt. Das flammenreiche Herz des Jünglings, das seine Gefühle so in lichte Flammen zu entzünden wusste, fesselte Gleim, der nichts so sehr liebte, als diese Fülle des Liebens.

Gleim hatte ihm eine Hauslehrerstelle zu Halberstadt verschafft, und ihm den Namen Rost gegeben, damit nicht etwa der Name des Uebersetzers Petrons ein Anstoß bei dem Hauslehrer sey. Mit ihm, dem freundschaftsheißen Jüngling, erstand eine neue jugendliche Zeit für Gleim; denn keiner seiner Freunde that ihm so Genüge. Solche Glut allein war ihm recht und wohlthätig; solcher Eifer für jeden Genuß des Schönen und Guten labte ihm Geist und Gemüth. Die herzinnige Liebe, mit welcher Gleim an Heinsen hing, die väterliche Sorgfalt, die er sein Leben lang für ihn hegte, beurkundet der Briefwechsel mit ihm auf die einnehmendste Weise.*) — Schon um Heinse's und Michaelis willen, hat Gleim das Eichenblatt verdient, das Klopstock in der gelehrten Republik dem zum Preise aussetzt, welcher geistvolle Jünglinge fördert. **) Wetteifernd ertönten nun neue Lieder um Gleim her, und gesangreicher war keine Wohnung, als Gleims, in welcher

---

*) Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Joh. von Müller. Zürich 1806. 2 Theile. 8vo.

**) Klopstocks deutsche Gelehrten-Republik. Seite 85.

„immer Mai war für die Musen, immer Fest, das Gesang aus ihnen lockte.“ Gleim selbst vergnügte sich in dieser Zeit besonders an den von Bodmer mitgetheilten altdeutschen Minneliedern, deren er mehrere in moderne Weisen übertrug, und zum Besten zweier armer Mädchen, der Schwestern zweier seiner jüngern Freunde, drucken ließ. Er hatte dabei keinen andern Zweck, als „einige Proben zu geben, daß die alte deutsche Literatur nicht allein für den Wortgelehrten und Kunstrichter, sondern auch für den Künstler einigermaßen ergiebig ist.“ *) — Diese Umarbeitung einiger Minnelieder kann als ein Beispiel gelten, wie Gleims Kritik und Kunstfähigkeit für fremde Werke, fast immer im Genusse unfrei wurden. Der Enthusiasmus überwältigte in ihm das freie Urtheil, und verscheuchte das stille Erlauschen des innern Geistes. Sein Genuß war immer reiner, als sein Urtheil, oder gar seine Nachbildung. — So ist auch diese Bearbeitung dem Geiste, wie der Kunst der alten Dichter, völlig widerstrebend. Die lieblich freien, reichen Weisen der Originale, die, wie ein lebendiger Quell, der süßen Leidenschaft entspringen, wechselnd im leichten klingenden Steigen, und sanft-harmonischen Fallen, sind in enge Verse gezwängt; in eintöniger Sylbenzahl ist nur der pure prosaische Hauptinhalt des alten Minneliedes wieder-

*) Siehe den Vorbericht.

gegeben; die männlichen und vermehrten Reime leiten ungehörig fremdes, sprödes Wasser in den klaren Quell. *) — Man findet in den Nachbildungen keine Spur vom tieferen Auffassen des Geistes dieser Lieder, und daß er der melodischen Wollust nachgegangen, welche in dem üppig reichen Spiel der Sylbenfüße und Reime der meisten dieser Lieder ausgegossen ist. Im Ganzen verräth die Nachbildung nur ein vernünftiges Bemühen, den prosaischen Inhalt der Worte, dem zeitigen Geschmack gemäß, so viel als möglich, poetisch auszudrücken; im besten Falle, da des Liedes Inhalt das Gemüth Gleims inniger aufregte, ward aus der Nachahmung ein eigenes freies, schönes Gleimisches Lied, **), das sich seinen besten Liedern verwandt anreiht. — Die eigenthümlichste Schönheit aber der alten Minnelieder, ihr blumenhafter Bau und ihre mannigfaltig süße Tonlust, ging überall in diesen Nachahmungen verloren. Also mag wohl gewiß dafür gehalten werden, daß der wohlthätige Zweck Gleims bei dieser Sammlung mehr erreicht worden, als der künstlerische: die nüchterne Mitwelt für die Liebereiche Vorwelt zu gewinnen. X

---

*) Gleich die erste Nachbildung: „Nach dem Kaiser Heinrich."

**) Wie z. B. das „Gedichtchen" und der „Morgengesang," nach König Wenzel von Böheim.

In dieser Zeit sang Gleim auch die einzelnen Stücke, welche im Jahre 1774 unter dem Namen: „Halladat, oder das rothe Buch," erschienen.

Die Veranlassung zu diesen Gesängen gab der Consistorialrath Boysen zu Quedlinburg, welcher, damals mit der Uebersetzung des Korans in deutsche Prosa beschäftigt, Gleimen Proben davon mittheilte. — Schon früher, 1745 und besonders 1765, hatte Boysen und auch Hofrath Michaelis zu Göttingen, Gleimen nicht genug rühmen können „von der Pracht der muhamedanischen Muse, von der Kühnheit in ihrem Schwunge, von dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit ihrer Bilder.*) — Gleim tadelte, daß Boysen in Prosa übersetze, was in Versen gedichtet sey. Als Probe, wie er den Koran übersetzen würde, sandte er ihm ein Gedicht ernsthaften, religiösen Inhalts, das man jetzt unter der Aufschrift: „Der Zweifler," im Halladat findet.

Eine Reihe widriger, höchst erbitternder Unannehmlichkeiten des Jahrs 1773, hatte Gleimen in eine düstere menschenfeindliche Stimmung versetzt, und seinen Körper geschwächt. — „Ich habe," schrieb er der Karschin, „den ganzen Winter hindurch gekränkelt, ich habe nicht wagen dürfen, in die freie

---

*) Siehe „Briefe von Herrn Boysen an Herrn Gleim. Frankfurt und Leipzig 1772." 1. Theil Seite 38, und 2. Theil S. 171.

Luft zu gehen; und doch hätte ich diesen bösen Feind überwunden, leider aber hatte ich auch mit bösen Menschen zu kämpfen, und mit aller meiner stoischen Standhaftigkeit war's nicht möglich, mein Gemüth in Ruhe zu setzen." — „Dennoch verliere ich den Muth nicht, ich gehe meinen Weg, und handle nach meinen Grundsätzen; könnte ich's nur dahin bringen, daß ich gar nicht mehr an böse Menschen gedächte, daß ich von Feind und Verfolger nichts mehr hörte! So wenig Nachtheiliges ich von diesen Verfolgungen zu fürchten habe, so sehr ich mein Vertrauen auf Gott, ungeachtet dieser wenigen Erfahrungen, eher vermehrt, als vermindert in meiner ganzen Seele fühle, so ist doch die menschliche Natur zu schwach, so vielem Verdruß nicht zu unterliegen. Indeß

Ich fürchte, fürchte nicht die Teufel auf der Welt,
Und nicht die Teufel in der Hölle!"

Die ihm einwohnende Liebe zu den Menschen suchte sich zu retten vor der Wirklichkeit, die ihn zu Menschenhaß verleiten wollte, ihm verleidend das unbefangene Vertrauen zu den Menschen. — Der in poetischer Nachbildung mohamedanischer Feierlichkeit und Prophetencinfalt gefundene Ton und Inhalt sprach seinem tief verletzten Gemüthe tröstend zu, und er fand darin heilige Stärke. Dazu kam: ein schon in zarter Kindheit, von der geliebten frommen Mutter ihm eingeflößter Enthusiasmus für die Bibel, hatte in dem feurigen Jünglinge die Begier

erzeugt, einmal ein Buch wie die Bibel zu schreiben. Das frische Jugendleben, das Treiben in der Welt umher hatte diese Begier nicht erstickt, vielmehr ward sie bei manchem Anlaß von neuem rege, und vor allem in jener Stimmung, und da die Jahre der Müdigkeit vor der Thür waren. Er fühlte sich wunderbar vom Ton und Inhalt des Korans ergriffen, und machte der Proben zwei, drei und mehrere. So entstand in wenigen Wochen das rothe Buch; *) eine Sammlung von Gesängen, deren Inhalt sämmtlich aus dem inneren Leben und Denken genommen ist. — Eine Erkenntniß zugleich und eine Rettung des eigenen Gemüths. Still und daheim empfangen und geboren, wie alles Göttliche im Menschen sich zu erzeugen pflegt. Von allen seinen Freunden ward nur Heinse der Vertraute dieser ernsten Muse. Keiner auch hätte den Geist dieser Gesänge lebendiger und richtiger auffassen, und seine Freude, seine Bewunderung so seelenvoll, so innig ausdrücken können. Ihm theilte Gleim jedes einzelne Stück, so wie es ihm entquollen war, alsobald mit:

den 20. Juni 1773.

„Da lesen Sie, mein liebster Freund, die erste Sura des neuen Korans, und sagen Sie mir, und keinem

*) Briefwechsel zwischen Lessing und Gleim. S. 201—206.

keinem Menschenkinde sonst, wie diese erste Sura, die in diesem Augenblick geboren ist, Ihnen gefällt, und senden Ihr Gefallen oder Mißfallen mit diesem Blatt mir zurück; denn ich habe keine Abschrift. In Blitzes Eil. Ihr Gleim.“

Antwort.

„Göttlich, Vater Gleim, ist Ihre Idee von Gott, dem Wesen der Wesen, hier den Sterblichen in Herzen und Seelen gesungen; der Sinn Gottes muß sogar bei denen im Herzen erwachen, die noch nicht mit ihm den süßen Schauer seiner Gegenwart empfunden haben, wenn sie diese erhabene Beschreibung lesen, die wol schwerlich in irgend einem Koran der Welt so schön und stark zu finden seyn wird. Derdüscht, der zwanzig Jahre bei einem Käse, in den Wäldern des Kaukasus, über Gott nachdachte, wie er seine Idee davon den Erdenkindern mittheilen könnte, hat dieser wohl mehr von diesem unbegreiflichen Wesen denken — mehr sagen können? Hat Klopstock mehr sagen können, mit seinem Bilde von tausend Sonnen, den Sinn Gottes im Herzen? Nein, Genius Gleim, nichts mehr! Wenn alle Kapitel Ihres Korans diesem gleichen werden, und warum sollten sie das nicht? so können sie mit mehrerem Recht, als Horaz, davon sagen:

Exegi monumentum aere perennius
Regalique situ pyramidum altius.“

Carm. 3, 30.

den 24. Juli.

„Ich sagte gestern meinem lieben, getreuen Sohne, daß ich ein Lied in einer meiner Suren anbringen wollte. Ist mein lieber, getreuer Sohn damit zufrieden? damit insonderheit, daß ich von den frommen Abuladots Zebarits erzählt habe, wo sie geblieben sind?“

„Ich sende Ihnen den Jean Hennyer; man kann den vortrefflichen Voltaire schlechterdings nicht verkennen. Lesen Sie doch gleich den letzten Perioden der Vorrede, denn beim Lesen derselben dacht' ich an meinen Rost, und wünschte, so jung wie er zu seyn, um einmal aus meinem zehnten Himmel auf den Erdenklump zurückzusehen, nicht unvergnügt, d'y avoir fait le métier d'homme et d'écrivain.“

Heinse:

„Rührender kann der Löwenzähmer Orpheus die Seligkeit der guten Seelen nicht gesungen haben, als Sie hier, Bester unter den weisen Dichtern, dem verarmten menschlichen Geschlechte vorsingen. So lachend, so reizend, so anziehend hat noch kein Maler, vom Vater Homer an, das Gemälde der häuslichen Freuden gemalt! Stellen Sie es nur erst unter dem Volke aus! Ich habe so viel Zutrauen zur Güte der Herzen der Menschen, daß kein Lucian dabei ausrufen soll: warum sind's nur Träume, wenn die Phantasie mit weiser Schöpfungskraft gol-

dene Wolken um sich her erschafft! Leicht können die Menschen leben, wenn ihnen nur ein guter Genius sagt, wie sie es machen sollen. Sie und Voltaire können mit gleichem Stolze auf die Erde herabsehen, und sich freuen, d'y avoir fait le métier d'homme et d'écrivain. O könnt' es auch einst Ihr Sohn

Rost."

Den 28. September.

„Den Augenblick ist diese Sura (die Todtenköpfe) fertig geworden; was sagt mein lieber, erster, geheimer Apostel, von welchem man nichts hört und nichts sieht, zu den beiden hineingesungenen Todtenköpfen? Ich käme mündlich, dies zu fragen, bin aber mit meinem Schreiben noch nicht fertig."

Heinse:

„Sie sind, meines Wissens, der Erste, nicht allein unter den Propheten, sondern auch Philosophen, der aus zween Todtenköpfen, so scharfsinnig und erhaben, die Unsterblichkeit der Seele und die Bestimmung der Menschen heraus geoffenbaret, philosophirt und gesungen hat. Lucian stellt in einem seiner Dialogen auch Betrachtungen über zween Todtenköpfe an, über den Todtenkopf des häßlichsten und des schönsten der Homerischen Helden, Thersites und Nireus; aber seine daraus gezogene Philosophie

macht mehr seinem Witze Ehre, als seinem Herzen und Geschmacke. — Die Bestimmung des Keims der Meliposier, aus Tippoli, wünscht' ich hier ein wenig ausgeführter zu sehen." — „Ihr wesentlich gutes, gehorsames Kind der Natur."

Seit dieser letzten Mittheilung ward auch Schmidt ins Geheimniß des Propheten gezogen, und Gleim sandte ihm zuerst die Sura „an Adazul.l."

„Gestern, mein bester Schmidt, spannte die Seele die Segel ihrer besten Freuden, nach Ihnen entgegen; ich wollte mit Ihnen zugleich den schönen freien Himmel sehen; weil ich Sie nicht fand, und unsern Rost bei seinen Musen traf, so ging ich allein, und setzte mich an die Muschelquelle, saß und las im rothen Buche meines lieben, meines geliebten Jüngers, mit einer Andacht, die die Felsen und die kleinen Singevögel um mich her horchen machte. Wahrlich, mein bester Schmidt, in diesem rothen Buche hat mir Alles wohlgefallen. Was dem Kunstrichtervolke zuerst in die Augen platzen wird, und woran sie ihre Bosheit auslassen werden, das sind die beinahe zu oft, in wenigen kleinen Gedichten, vorkommenden Lieblingswörter, z. B. hehr, von welchen, nicht dem Kunstrichtervolke zu Gefallen, sondern seinem Freunde zu Liebe, mein lieber Schmidt eines und das andre noch einmal ins Auge nehmen soll, ehe er sein rothes Buch zu einem schwarzen umgestalten lässt."

„Wie aber, mein bester Schmidt, gefällt Ihnen dieses neue Capitel (an Adazull), das ich gestern so gern Ihnen vorgelesen hätte? — Damit Sie sehen, daß ich Ihnen kein Geheimniß aus den vorhergehenden machen will, soll die künftigen unser Rost nicht sehen, und wir wollen ihn dann auf einmal mit zwanzig Capiteln auch überraschen.“

So lebte Gleim, der funfzigjährige, mit seinen zwanzigjährigen Freunden, und sang ihnen seine Lieder und sein Halladat, traut und heiter, unbekümmert um die Welt und ihr Urtheil.

Als die Sammlung der Suren vollendet war, sandte Gleim seinem Lessing zuerst das Manuscript. Diesen überraschte die Form, der Inhalt und der Ton. „Wahrlich, mein lieber Gleim, Sie hätten mich in der Ungewißheit nicht lassen sollen, ob Halladat ganz, so wie es da ist, aus Ihrem Kopfe allein gekommen, oder ob es sich nicht sonst woher schreibt. Ich bekenne meine Unwissenheit, aber so viel ich auch Ihrem Kopfe zutraue, so glaube ich doch wirklich Spuren zu finden, daß irgendwo, irgend einmal auch noch sonst, so ein Kopf gewesen ist. Sagen Sie mir immer das Geheimniß ganz, wenn ich es wissen darf.“ Gleim erwiederte: „Ja, mein bester Freund, Halladat ist ganz, so wie es da ist, aus Ihres Freundes Kopfe allein gekommen; nicht Ausdruck, nicht Dichtung, nicht ein Name darin schreibt sich anderswo her.“ — Und seinem Uz schrieb

er: „Hier sehen Sie ein sogenanntes rothes Buch. — Indem ich's schrieb, dachte ich an meinen Uz, bei allen diesen Stellen, in welchen das Herz am lautesten spricht:

„Wenn unter deinen Brüdern einer ist,
Der mit der Güte seines Herzens dir
In's Auge leuchtet, und mit seinem Geist
Den deinigen befriedigt und erquickt,
Wohl dir, o Mensch, dann hast du einen Mann,
Dem du dein Leben anvertrauen kannst!"

„Bei diesem allen dacht' ich tief an meinen lieben Uz, und seufzte, daß ich nicht in meines Gottes Welt in einer kleinen Hütte, Gott und Welt und ihn um mich herum, mein Leben lebte."

„Zwanzig Exemplare send' ich Ihnen. Ich habe dieses rothe Buch auf meine Kosten zum Druck befördert. — Klopstock wollte es durch seine Sammler verkaufen lassen. Er musste verreisen, und es blieb alles mir zur Last — und also, mein Bester, ich sende Ihnen die 20 Exemplare; kennen Sie einen Mann in Ihrer Stadt, der der Verkäufer seyn will, dann gut, so geben Sie dem die Exemplare; wo nicht, so verschenken Sie dieselben an die dortigen besten Bücherleser. Wenn Gott mein Leben verlängert (sehr oft bin ich sterbenskrank), dann, mein höchstgeliebter, bester Freund, seh' ich Sie in diesem Leben noch einmal, und schwatze mit Ihnen aus dieser Mitte des Herzens, in welcher Sie Ihr Gleim

bewahrt. — Wie meinem Uz das rothe Buch gefallen hat? ob er's für ein kleines Verdienst dem Verfasser anrechnet, daß er, zu einer Zeit, in welcher alles niederreißt, gern aufbauen will, das, mein Bester, von Ihnen selbst zu hören, ist mein jetziges großes Verlangen." Uz antwortete alsobald: „Ihr rothes Buch hat meine eingewurzelte Hochachtung für Ihren Geist und Ihr edles Herz verstärkt. Ich habe es schon mehrmalen mit immer gleichem Vergnügen gelesen. — Die Schrift macht Ihnen gewiß Ehre, so verschieden auch die Urtheile ausfallen möchten. Es ist ein großes Verdienst, den Menschen besser zu machen, und das thut ein Dichter, der edle Empfindungen in ihnen erweckt."

Von allen seinen Freunden, und auch von Fremden, gingen herz- und seelenvolle Urtheile über Halladat ein. Der alte Bodmer schrieb: „Ihr Halladat hat mein welkendes Leben erquickt."

Der Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg: „Im rothen Buche ist zugleich Saamen und Frucht aller Wissenschaften zu finden. Die Gedichte „der Weg des Lebens" und „die Tugend" sollen den jungen Gemüthern sofort durch Auswendiglernen und Proben von Uebersetzungen eingedrückt werden. Das Gedicht „die Landschaft" wird bei mir dem Geist der Landescultur einen neuen Schwung geben; vielleicht wird noch mancher öde Distrikt im Schaumburg-Lippeschen dem

verehrungswürdigen Verfasser des rothen Buches mehr Fruchtbarkeit zu verdanken haben.“

Herder: „Herzensdank, lieber Vater Gleim, für Ihr rothes Buch. Schon heute, am Tage des Empfangs, hat's uns in einem Walde, wie zum rothen Buche gehört, im Angesicht unschuldiger Hütten und schwirrender, voller Thäler, das Herz erhoben und die Brust erweitert. O die ganze Seele und das Siegel Gleims ist unnennbar darin; immer die Stimme: wer Ohren hat ꝛc. Und seelig ist der redliche verkannte Gleim; er hat seinen Lohn hier nicht dahin, wie die Heuchler, das kriechende, staubfressende, fersennagende Gewürm der Erde.“ —

„Sie haben wirklich Morgenlandsposaune aus der Hand des Engels erhalten. Reden Sie auch durch sie, was nur der Engel, einer der sieben, sprechen würde.“ — „Was soll ich zum rothen Buche vorreden? Mahomet sagte: „ich bin vom Himmel gesandt, Euer Prophet. Wer will mein Vezier seyn? (ohne Vorrede.) Ali stand auf und sagte: Ich! Du bist der Prophet des Herrn. Der ganze Stamm sagte: Du bist der Prophet des Herrn!“

Die Gräfin Maria Eleonore zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg an die Fürstin zu Anhalt: — „Mich erquickt des vortrefflichen Gleims Halladat, das mir, je mehr ich's lese, und je mehr ich's lesen möchte, nicht etwa kahl gefällt, aber tief

und viel regt, ganz hält und, wie ich hoffe, auch mich mit neuem Gottesleben beleben wird.“

Zimmermann zu Hannover: „Dieses rothe Buch ist mir mehr werth, als hundert der berühmtesten und gepriesensten Bücher. Ein Reichthum von Weisheit in der begreiflichsten Götterspracbe.“

Wieland: „Dieses Halladat müsste, wenn wir nicht alles Gefühl für das Wahre, Schöne und Gute verloren hätten, eine eben so große, allgemeine Aufmerksamkeit erwecken, und eben so aufgenommen werden, als ob es eine Taube vom Himmel herabgebracht hätte.“ — „Halladat ist zwar Ambrosia für die wenigen guten, von der Natur reingestimmten, empfindsamen und unverfälschten Seelen, aber nur für diese! Den Juden ist's ein Aergerniß, und den Heiden eine Thorheit. Auch dies, Seher Gottes, muß Sie nicht irre machen; Sie selbst mussten's fühlen und wissen, daß Halladat zwar ein Buch für alle, sonderlich für bessere Zeiten, aber kein Buch für viele Leute in dieser unserer Zeit ist. Sie fühlten dies, da Sie auf den Titel setzten: „Zum Vorlesen in den Schulen.“ — Guter Himmel! wie manche Generation wird noch kommen und verschwinden, bis wir so weit gekommen sind, daß ein Buch, wie Halladat, ein Schulbuch wird und werden kann!“

So urtheilten edle Geister über Gleims Halladat. Was ein Buch in edeln Menschen erweckt,

gehört ihm selbst, und ist sein eigenstes Wesen. So mögen viele Leser leichter den innern Geist desselben erforschen und den Schatz heben, der darin verborgen liegt. In solchen Urtheilen liegt die wahre Geschichte vortrefflicher Geisteswerke.

Die öffentliche Aufnahme Halladats war dagegen, wie die Freunde es vorausgesagt hatten. Sowohl der fremde Ton, als auch die heimische Kindes-einfältige Innigkeit waren den Vielen weder anziehend noch zugänglich. Das Buch blieb dem Publicum fremd. Von einem bedeutenden Erfolge hier oder da hat sich nichts verlautet. Nur Einzelnen, den Bessern, ward das Buch heilig und blieb es.—

„Leser dieses Halladats“ — sprach Gleim — werden erst dann sich finden, wenn die bekehrten Atheisten einst wieder sagen werden: Wäre kein Gott, so müsste man Einen erfinden!“ Indessen ward Halladat schon im Jahre 1775 von der Esslingerschen Buchhandlung zu Frankfurt am Mayn nachgedruckt. Oeffentliche Critiken tadelten besonders am Aeußern und Beiwerk — wie gewöhnlich — und forderten vor allem: Andere Namen. „Andere Namen,“ erwiederte Gleim, „darf ich den Personen und Dingen des rothen Buchs nicht geben; sie sind weder persisch, arabisch, noch tartarisch. Welche Scene aber hätte ich dem Werklein geben sollen, um nicht überall anstößig zu werden?“ — „Andere Namen gäben dem Propheten das Ansehn eines falschen.

Auch darf ich am Styl nicht künsteln. Halladat ist kein Kunstwerk, soll kein Kunstwerk seyn! Wie die Begeisterung es eingab, muß es bleiben. — Halladat ist eines guten Geistes Eingebung.“

So wie Halladat in der historischen Mitte von Gleims Leben liegt, so kann man es auch als den Mittelpunkt seines idealen Lebens ansehn; alle seine Stärke, sein Streben, seine Liebe und seine Güte, seine ganze Art und Kunst findet sich im Halladat vereint. Der Prophet ist, wie der Sänger der scherzhaften Lieder und der Fabeln, ein freudiger Lehrer heiterer Lebensweisheit und schuldlosen Scherzes. Wie der Grenadier, lehrt er mit heißem Gemüth den Ruhm und die Liebe zum Vaterlande; wie der Freund, preiset er das Heil und den himmlischen Segen der Freundschaft; wie der Dichter der Lieder für's Volk, richtet er den Blick des Einzelnen auf seines Landes Ordnung und Gesetz, auf den Ruhm und das Glück des friedlichen Bürgers, auf die freudige Armuth des thätigen Landmanns und sorglosen Hirten; wie der Bürger und Geschäftsmann, rühmt er den Fleiß und das thätige Theilnehmen am Wohl des Ganzen! — Halladat wölbt den Charakter, die Kunst und die Weise Gleims in sich zusammen, und ist der Inbegriff seines wahren Lebens. Und wer grüßet nicht liebend diesen Mann mit dem schönen Gruße, welchen sein ganzes wohlthätiges Leben verdient:

„Der Seher Gottes ist ein Menschenfreund!“

Der heitere Kranz jugendlicher Freunde war nicht lange um Gleim versammelt. Er ward zerrissen, als Gleim seines Flors am innigsten sich erfreute. Der Winter 1774 war von allen der gesangreichste, der angenehmste gewesen, durch einen lustigen poetischen Verein. Gleim, Jacobi, Heinse, Schmidt, Sangerhausen und Gleim der Jüngere sandten einander jeglichen Morgen eine verschlossene Büchse zu, in welche jeder eine Musengabe warf: ein Sinngedicht von zwei Zeilen, oder ein Heldengedicht von so viel Tausenden, ganz nach eines Jeden freiem Willen; nur daß der Gegenstand heiterer Spott der Kritiker und Journalisten seyn musste. Damit der Büchsenträger aber ernster und geflissener umhertrüge, und die muthwillige Büchse für einen Armenstock etwan halten möchte, warf Jeder einen klingenden Beitrag vor den Augen des Boten hinein; es war aber ein festes Gesetz, daß wer kein Goldstück hinein zu werfen habe, nur einen Kupferpfennig spenden durfte. Sonnabends Abends, nach dem öffentlichen Winterconcerte, kamen dann die Dichter bei Gleim zusammen, und saßen im Kreise. Gleim las die Beiträge vor, und ließ die Verfasser errathen. Der beste Beitrag erhielt einen kleinen Preis, welchen die Mehrheit der Stimmen zuerkannte. Die Beiträge wurden, je monatlich oder

wöchentlich zusammengeheftet und in Gleims Archiv niedergelegt, wo sich bis jetzt noch zehn Hefte dieser scherzhaften poetischen Sammlung, unter dem Titel: „die Büchse“ aufbewahrt finden. *)

Wichtiger als diese poetische Lust, war der von Gleim früher veranlasste poetische Epistelnwechsel mit Jacobi und Michaelis, späterhin mit Schmidt, Heinse und Sangerhausen, noch später mit Göckingk und Tiedge. — Die deutsche Literatur verdankt die größere Ausbildung dieser leichten, angenehmen poetischen Art vorzüglich diesem Kreise der Freunde Gleims, welcher keine Gelegenheit unbenutzt ließ, sie dazu anzureitzen und aufzumuntern.

Nur Einen Winter hindurch dauerte jener heitere Verein, denn schon im Frühling 1774, da Gleim in Magdeburg war, verließ Jacobi Halberstadt, um nach Düsseldorf zu gehen, und dort eine Zeitschrift, Iris, herauszugeben. Jacobi hatte Heinse zum Mitarbeiter an der Iris gewonnen, und nahm ihn mit sich. Heinse schrieb Gleimen seinen Entschluß, und zugleich die bestimmte Nachricht seiner nahen Abreise. Dieser fühlte sich dadurch schmerzlich gekränkt: „Ich bin es gewohnt,“ — antwortete er Heinsen, — „von meinen Freunden gemordet zu

---

*) Siehe Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johann v. Müller. Band 1. S. 216 und 218. und J. G. Jacobi's Werke. 2. Band. Zürich 1808. Die Vorrede, V.

werden! — Ich sagte, nach dem Lesen Ihres Briefs, zu meiner Nichte: „Jacobi kann mit leichtem Herzen mir meinen Heinse entführen.“ — „Ich sagte es, mein lieber Freund, und kann und will nichts weiter sagen, als daß ich bin Ihr Vater Gleim.“

Und als er nach Halberstadt zurückgekehrt war, schrieb er wieder: „Meinen geliebtesten Heinse fand ich nicht wieder; ich klagte den Petrarchen, den Catullen, den Gleimen, Gleminden, mein Leid!“

„Mein geliebtester Wilhelm Heinse ließ seinen Vater Gleim eine Fehlbitte thun. Und es wäre so schön gewesen, wenn er nach funfzig Jahren einmal hätte sagen können: Ich ließ meinen Vater Gleim keine Fehlbitte thun!“

„Hätte es Ihren alten Papa nur träumen können, er wäre zu Hause geblieben, und hätte seinen lieben Bruder Jacobi nicht aus den Augen gelassen!“ —

„„In einem halben Jahre bin ich wieder hier!““

„Kann seyn, ist's aber erlebt? und wie? Gott verzeih es dem lieben Bruder und dem lieben Sohn! Ich, der Vater, will's vergessen, ganz vergessen, und wo Bruder und Sohn auf dem Hirsekorn, das Erde heißt, herumwandern, da will ich im Geiste sie begleiten.“

„Ja, das will der gute Vater, und von Stund' an soll alles in ewiges Vergessen gestellt seyn, und unsre Herzen sollen, rein wie der reinste Krystall,

von Freundschaft überfließen, in eine Welt, in welcher wir Erdenwürmer nicht mehr seyn werden." —

Bald aber überwältigte wieder der Unmuth über Heinsens Verlust, diese sanftmüthige Fassung. Er konnte nicht vergessen, aus Liebe, was ihn um der Liebe willen so unaufhörlich schmerzte. Er schrieb am folgenden Morgen wieder:

„Ja, mein bester Heinse, wir hätten unser Halberstadt zu Athen gemacht, wenn's nicht der Tod und unser Jacobi verhindert hätte! Jähns und Michaelis mussten sterben, und Sie mussten uns von unserm Jacobi gewaltsam und listig entführt werden. Gestern wollt' ich alles vergessen — ich sprach mit unserm Schmidt, und meine ganze Seele war in Aufruhr. — Nein, ich kann's dem sonst so guten Jacobi nicht vergeben, daß er unsern Ariost uns weggenommen hat." — „Mein Gedanke war: Jacobi, Rost und Schmidt sollten die Iris schreiben — jeder sollte tausend Reichsthaler jährlich an Einkünften davon haben, sie sollten brüderlich sich theilen, und, von hier aus bis Griechenland, Weisheit und Tugend verbreiten. — Ich, der Vater, hätte keinen Antheil an den Einkünften haben, mir aber von den großen Geistern, die in solche Gesellschaft sich vereinigt hätten, ausbitten wollen, daß sie sich in meinem kleinen Sans-Souci, in meiner kleinen Grasvertiefung, zuweilen verlustiren möchten."

„Glauben Sie, wir hätten's zu großen Dingen gebracht!“

„Genug für jetzt, denn ich hätte noch viel zu sagen!“ — „Meine Blicke suchten meinen Freund, aber sie fanden ihn nicht!“ *) Diese Stelle, bester Heinse, soll keiner Ihrer Leser fühlen, wie sie gefühlt hat Ihr Vater Gleim.“ **)

Und seinem Jacobi, der ihm den geliebten Heinse entführt hatte, schrieb der nun Einsame: „Im Tempel der Freundschaft bin ich nun wol ganz ohne Zweifel der Getreueste! Fast alle meine Freunde wurden mehr oder weniger, nicht eben ungetreu, kalt aber! Die meisten fingen's feurig an, schlugen in ätnaischen Flammen der Freundschaft auf, zuletzt, was war's? — das Flämmchen eines Nachtlichts. — Nein, ich will nicht klagen. Traurig aber ist's, erfahren, welch ein elendes jämmerliches Ding es ist mit unserm Leben. Da sitze ich einsam nun auf meiner Zelle; die Bilder aller meiner Freunde seh' ich an, und seufze nach ihnen hin, suche um mich her noch ein sympathetisches Herz, finde keins so warm von Bruderliebe, als ich's wünsche.“

Gleims

---

*) Heinsen's Laidion.

**) Briefe zwischen Gleim, Wilh. Heinse und Joh. von Müller, 1. Band, S. 148—166.

Gleims günstiges Schicksal aber suchte ihm auch diesen Verlust im Zirkel seiner Freunde zu ersetzen. Im Jahr 1775 hatte er die Freude, den vielseitig gebildeten, herzvollen Fischer, nicht ohne bedeutendes eigenes Mitwirken, als Rector der Stadtschule, nach Halberstadt versetzt zu sehen. Gleim hatte ihn als Jüngling zu Lauchstädt kennen gelernt, und ließ ihn seitdem nicht aus den Augen. Fischers lebendiger Eifer für alles Große, Schöne und Gute, und sein Enthusiasmus für Friederich machten ihn Gleimen unendlich werth, so wie er durch die ihm eigene höchst einnehmende Gabe gesellschaftlicher Mittheilung, und durch seine originale Lebensfreudigkeit, die Seele des Zirkels musenliebender Freunde war, in welchem Gleim lebte. — Wer hätte besser verstanden, denn Gleim, sein Leben durch die Freunde zu verschönern, und selbst sein häusliches Wohlseyn durch der Freunde mannichfache Gaben und Talente freudenreich zu machen? Er liebte zwar den Glanz vornehmer Freundschaft, und suchte ihn selbst, weil es ihm zu guten Zwecken reichlich diente; doch über alles werth und theuer war es ihm, mit den Freunden als den Seinigen daheim zu leben, sich ergießend mit ihnen in Freud' und Traurigkeit. *)

---

*) Cicero schreibt seinem Atticus im 18. Briefe des ersten Buchs sehr schön: Illae ambitiosae nostrae fucosaeque amicitiae sunt in quodam splendore forensi; fructum

Bei seinem letzten Besuche zu Berlin hatte Gleim die persönliche Bekanntschaft des dortigen verdienstvollen Ministers von Zedlitz *) gemacht. Er benutzte das günstige Verhältniß, das sich zwischen dem Minister und ihm gebildet hatte, zur Empfehlung vortrefflicher Männer, und stiftete einzelnen Freunden manchen Vortheil. Der erste, für welchen Gleim des Ministers Vertrauen und Freundschaft benutzte, war sein und Klopstocks Freund, Cramer, damals Hofprediger und Professor zu Koppenhagen **), welchem er den Ruf zu der im Jahre 1771 erledigten Abtei zu Klosterbergen verschaffte. Gleim war heftig aufgebracht, als der vortreffliche Cramer den Ruf ausschlagen zu müssen glaubte. Er suchte ihn auf alle Weise zur Annehmung des Rufs zu bewegen, den er mit so vieler Freude für ihn bewirkt hatte, aber vergeblich. Cramer antwortete ihm: „Lieber süßer, heißer Gleim; denn wie soll ich Sie nennen,

---

domesticum non habent.“ — „Reperire ex magna turba neminem possumus, quocum aut jocari libere, aut suspirare familiariter possimus.“ Ja! Gleim verstand es, mit keiner Freundschaft zu glänzen, aber diejenigen aus dem Haufen glücklich zu erlesen, mit denen er an seinem Heerde ungestört scherzen und traulich klagen konnte!

*) Gestorben in Schlesien im Jahre 1793.

**) Starb im Jahre 1788, als Kanzler und Kurator der Universität Kiel.

um alles auszudrücken, was ich gegen Sie fühle! Ihr Unwille über mich würde mir das Herz verwunden, wenn ich glaubte, ihn zu verdienen; aber ich verdiene ihn nicht. Sie müssen mich vielmehr um des „Nein's“ willen, das Sie „fatal“ nennen, lieb haben; hätte ich es nicht gesagt, so möchten Sie künftig haben das Gegentheil thun müssen. — Der liebe Gott wollte Sie dadurch nicht demüthigen, daß ich diesen Ruf nicht annehme, sondern ich sollte Ihnen Gelegenheit geben, mit Recht auf Ihren Cramer stolz zu seyn, wenn Sie das seyn wollen.“

Am innigsten ward Gleims Verbindung mit Zedlitz im Jahre 1776, da Zedlitz Gleimen zu Halberstadt besuchte.

Wo nur seitdem ein Talent in der Fremde sich zeigte, machte Gleim es dem Minister bekannt; so z. B. schickte er ihm Kleukers damals gewagte Bearbeitung des Zend-Avesta, mit folgendem Briefe: „Sr. Excellenz, dem Minister der geistlichen Sachen, übergeb' ich Zend-Avesta, Zoroasters lebendiges Wort, und bitte, wenn eine geschäftslose Stunde sich findet, und dieser Zedlitz, welchen Gleim für den ersten Beförderer des Guten und Schönen in seinem Vaterlande verehrt, auf seinen Stuhl an dem großen Tisch sich hinsetzt, zu betrachten, was gut und schön ist; wenn er einsam dasitzt, wie damals, als Mendelssohn von ihm vorgelesen wurde, dann so bitte ich, diesen Zend-Avesta zu lesen, und an Gleimen

zu denken, der's Ihm sagt, daß Kleuker, ein junger Mann von 23 Jahren, und jetzt noch Schulmeister zu Lemgo, dieses Zend-Avesta so bearbeitet hat, und daß dieser Kleuker von Gleim für einen Mann von großen Talenten und edlem Herzen gehalten wird, der würdig wäre, von unserm ersten Beförderer des Guten und Schönen bemerkt, und bei Zeiten, ehe die Göttinger sich seiner versichern, in's Vaterland berufen zu werden."

Um diese Zeit, im Jahre 1775, lernte Gleim, auf einer Reise nach Pyrmont, seinen lieben Herder persönlich kennen, mit welchem er schon seit 1765 Briefe wechselte. Die herzinnige, liberale und geistreiche Art, mit welcher Herder Gleims Kriegslieder und scherzhafte Lieder in seinen Fragmenten beurtheilte, *) hatten Gleim zu dem edlen Jünglinge hingezogen, der mit solchen Erstlingsversuchen vor den Deutschen auftrat, bemüht, die elende Kritik jener Zeit zu verbessern. Gleim ward immer mehr begeistert von den reinen Flammen dieses Mannes, alles zog ihn zu demselben hin; sein Herz entbrannte für ihn, und erkannte ihn für den, welchen er suchte, in dessen Herrlichkeit mitzuleben, ihm eine Seligkeit war. Und wie ward Gleim hinwiederum Herdern lieb! Nach der ersten Trennung schrieb

---

*) S. Fragmente über die neuere deutsche Literatur. 1767. 2. Sammlung. Seite 338 u. f.

ihm dieser: „Lebe wohl, liebster Gleim! Mann von Herzensenthusiasmus und Unschuld, Einfalt und Stärke, wie ich noch keinen sah!“ —

Auch Herdern suchte Gleim in sein liebes Preussen zu verpflanzen, und legte es seinem Zedlitz warm ans Herz: — „Ich hörte Herder predigen“ — schrieb er ihm — „und als er von der Kanzel kam, gerieth ich in Enthusiasmus, umarmte den großen Mann, sagte: Herder, du bist ein Apostel! So einfach predigte er, wie die Apostel, die keine Gelehrte waren, ohne Zweifel gepredigt haben. Es ist unglaublich, wegen mancher seiner Schriften, aber wahr! Und welch ein Umfang, welche Tiefe, welche Schönheit seines Geistes. Sein Umgang ist der angenehmste, freieste Freundesumgang, die höchste Humanität. Kein Stolz auf Wissenschaft, keine Gravität; gesprächig, munter, natürlich.“

„Ich beschwöre meinen gnädigen Zedlitz, ihn zu dem Unsrigen zu machen; keinem Menschen aber etwas bekannt werden zu lassen von meiner Beschwörung, damit nicht, wenn mein Zedlitz Waizen streut, Satan Unkraut dazwischen werfe.“

„Werbung großer Männer für's Vaterland ist Waizenstreuen, zu dem ich meinen gnädigen Zedlitz, wenn's gleich nicht nöthig ist, doch gern ermuntern mag. Der Kaiser wirbt um alle unsre Virtuosen. Herder, Müller, Heinse waren lange schon zu haben, und wir haben sie nicht. War's Ueber-

zeugung, daß wir der großen Männer schon zur Genüge haben? Ich weiß es nicht, das aber weiß ich, daß mein gnädiger Freund nicht Schuld daran ist, daß wir nicht schon lange sie haben, und daß er meinem Patriotismus es zu Gute hält, daß er zuweilen ausschweift, und sich mischt in Dinge, die der Patriot Zedlitz unendlich besser versteht, und besser leiten und zwingen kann, als ich, sein ohnmächtiger, treuester Verehrer."

Im Jahre 1777 erschien von Gleim eine neue Sammlung Romanzen. Nicht mehr im Geist der früheren, sondern freier, gemischter in Ton und Inhalt, jedoch nicht frei von damaliger Mode, z. B. von vielfacher Abkürzung der Endlaute. Gleim war zu dieser Zeit sehr einsam; die meisten der musenliebenden Freunde hatten Halberstadt verlassen, aber sein gutes Geschick gab ihm auch jetzt wieder Ersatz: „In unserm Halberstadt" — schrieb er an Heinse — „wird es immer trauriger. Alles, was die Musen liebt, verläßt uns. Ich habe ein kleines sechsjähriges Mädchen, *) von welchem ich Großonkel bin, zu mir genommen. Dieses kleine Mädchen horcht, wie eine Muse, den Liedern, die der Großonkel ihr vorlies't; ein herrliches Kind, das in meinem Schneckenhause,

---

*) Luise Ahrends, seit 1798 die Gattin des Kriegsraths Himly zu Berlin, innig geliebt und verehrt von allen den Ihrigen.

denn ich habe mich in meine Behausung zurückgezogen, mir viel Vergnügen macht.“

Im Frühling des Jahrs 1778 ließ Friederich seine Truppen wider Joseph marschieren, zum Schutz des in der Erbfolge gefährdeten Kurfürsten von Baiern. Da erscholl des Grenadiers Kriegeslied von neuem in der alten Kraft, mit dem mannhaften Auftritt, trotzig und kühn:

„Von Mann zu Mann auf Feld und Flur
Schleicht sich ein bös Gerücht! —
Greif, o du Kaiser, greif doch nur
Nach diesem Lorbeer nicht.“

„Von diesem, der sein graues Haupt
So fest umschlungen hat,
Von diesem Lorbeer nimmt und raubt
Dein Schwerdt ihm nicht ein Blatt!

Wiederum hatte nicht Friederich den Krieg gewollt, ruhmsüchtig und habgierig, sondern Joseph hatte mit ungerechtem Willen Krieg gedroht, und Friederich hatte mit Gott den Krieg nicht gefürchtet. Das war wiederum des Grenadiers Kriegslied.

Die neuen Kriegeslieder machten nicht so allgemeinen Eindruck, als die alten, aber Heinse schrieb von denselben einem Freunde: „Was denken Sie zu dem Kriege zwischen unserm alten Helden Fritz

und dem jungen Kaiser, wenn's noch Krieg giebt? und was fühlen Sie bei diesen Kriegesliedern aus Schlesien:

O Vater, Vater! diese Rast
Fällt unsern Herzen schwer! —
Obgleich du bessre Ruhe hast
Bei deinem Kriegesheer,

Wenn's wartet, ob der falsche Freund
Sich dir noch mehr entdeckt,
Und nun der Löwe seinen Feind
Mit offnem Auge schreckt;

Obgleich du bist, o Vater, alt
Und wie ein junger Held,
So führ's, o Vater! doch nur bald
Hinaus in freies Feld!

O ging's in dieser kühlen Nacht
Ging's deinem Feinde zu!
Viel besser wär's uns in der Schlacht,
Als hier in dieser Ruh!"

„Was fühlen Sie bei dieser Serenate, die dem Alten in kühler Sommernacht um sein Zelt herum von Heldenstimmen ist gebracht worden?"

„Und was von diesem Marsch in der Gegend von Lissa?

Auf diesem Hügel saßen wir
Und schmeckten Siegesfrucht,
Der Reiter und der Grenadier,
Und sahn des Feindes Flucht!

Der Schrecken Gottes trieb ihn fort,
Sie liefen taub und stumm,
Von Feld zu Feld, von Ort zu Ort,
Und sahen sich nicht um!

Sie dachten: Teufel! — dachten sie —
Das Donnerwetterheer
Ist auf, ist munter schon so früh,
Ist hinter uns schon her!

Wir aber saßen Mann bei Mann,
Und dachten ihren Spott,
Und stimmten all' auf einmal an:
„Nun danket alle Gott!“

O dieses Lied zu singen, so
Zu preisen Gottes Macht,
Geh' ich, ich gehe frei und froh
Noch einmal in die Schlacht!“

„Ist dies nicht ächtes Kriegslied, wo Heldenherz voll Leben schlägt, und ächte, alte Poesie, mit dem Adlerauge überall, mit und dabei? — Ich habe

lange nichts gelesen, was mich so wahr, so kühn, so edel und voll Feuer ergriffen hätte." —

„Den Augenblick bekomme ich ein Dutzend andre, die schon gedruckt sind. Welche Fülle, welche Herrlichkeit: Alle von Einem! — Die Vaterlandsliebe, die verlorne Tugend der alten Welt, beseelt den Mann ganz und gar. Ich befürchte nicht, daß irgend Jemandem des Vortrefflichen zu viel seyn möchte. Die Preußen hatten ja Zeit und Muße genug, es zu singen, und sängen alle Tage ein neues, wenn der Grenadier ihnen eins vorsingen wollte, in Herrlichkeit und Freuden und Heldenungeduld!"

Gleim verschenkte diese Sammlungen, wie die andern, seinen Freunden, und sandte sie auch zur Armee. Der damalige Feldprediger Lüdecke *) nahm sich ihrer besonders an, so daß ihm Gleim die Vertheilung der Lieder unter die Soldaten überließ, von welcher jener, aus dem Lager bei Rumburg in Böhmen, folgende Nachricht gab: „Die Repartition der Lieder habe ich so gemacht, wie Sie es haben wollten. Jede Compagnie hat zwei Exemplare bekommen, und der Hauptmann giebt sie jedesmal dem, welcher sie lesen und sich im Singen üben will; da wird's denn nicht fehlen, daß sie jeder bald auswendig kann." — Wer mag berechnen wol:

---

*) Nachmals Consistorialrath und Oberdomprediger zu Magdeburg.

len, ob der preußische Grenadier durch diese Lieder wol Vielen den Muth und die Liebe zum Vaterlande wirklich erhöht habe? — Daß er die edelste Gesinnung auch nur in Einzelnen erwecke, ist schon ein heiliger Ruhm und Lohn des Sängers.

Diesen Kriegesliedern folgten unmittelbar die „Lieder der Liebe.“ Herder hatte sie veranlasst, und ihm sandte Gleim das erste Exemplar: „In zweien schlaflosen Nächten wurden sie gesungen. — Du, mein Bruder, warst der Apollo dieser Lieder!“

„Etwas des Griechischen ist hineingeflossen, der Pfeil der Liebe zum Beispiel, und etwas Deutsches, der Neckar und der Rhein. Soll's anders seyn, so sprich, und bist du mit den Liedern nicht zufrieden, so sag's. Noch kein anderes Auge, als des Druckers, hat sie gesehen, sie können noch vernichtet werden. Ich ließ sie drucken für meinen Bruder und meine Schwester Herder, damit Sie sie besser lesen könnten, denn ich schreibe schlecht.“ — Herder antwortete: „Die Lieder der Liebe haben mich kindisch gefreut; wie sie das werthe Publicum ansehn wird, weiß ich nicht; weiß ich's doch von meiner Uebersetzung des alten Hebräers selbst nicht. Sollten meine Lieder der Liebe noch eine zweite Auflage erleben, werden Sie sehen, wie ich die Ihrigen nutze; denn Naivetät und Treuherzigkeit war Ihr Theil aus den Händen almae matris.“

Es war in dieser Zeit, daß eines Tages ein junger wandernder Sänger in Gleims Haus trat. Sein Ansehn war schlicht, und seine reinliche Kleidung die eines Landmanns, aber sein Gesicht war offen und edel, und seine Stimme künstlerisch gebildet; er sang mit Empfindung und gutem Ausdruck die schönsten deutschen Lieder zur Harfe. Die edle Art des Jünglings überraschte Gleim; es war etwas Romantisches in dem Gegensatze der schlichten Kleidung und des gebildeten Gesangs; er fragte theilnehmend nach des Jünglings Namen, Wohnort u. s. w., und dieser erzählte: „Ich heiße Valentin Berg, und bin 1750 in Bornhausen geboren. Mein Vater war einer der ärmsten Einwohner im Dorfe, und hatte das Unglück, zu einem Proceß genöthigt zu werden, und Haus und Hof zu verlieren. Meine Eltern starben darüber vor Gram, und ich war im dreizehnten Jahre eine Waise. Die Gemeine nahm sich meiner an, und ließ mich das Vieh hüten. Da saß ich nun einst auf der Höhe des Berges und sang: „Wer nur den lieben Gott läßt walten,“ da trat ein Mann des Weges, und fragte nach dem Wege, und ob meine Eltern ihn wol beherbergen könnten?“ — Ach, lieber Gott, brach ich in Thränen aus, die sind weit weg!“ — Wo denn? — „Im Himmel.“ — „Der Mann, den diese Antwort rührte, machte mich vom Viehhüten los, und nahm mich mit nach Krahstädt, wo er Organist war.

Er kleidete mich, unterrichtete mich im Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen und Harfe spielen, und war Sechs Jahre lang mein unermüdeter Wohlthäter, ohne von Jemand anderem, als dem, der am besten zu lohnen weiß, Belohnung zu erwarten. Anno 1771, im Mai, nahm er mich mit auf einen Spaziergang, und als wir im Walde allein waren, redete er mich so an: „Valentin, ich habe jetzt meine Absicht mit dir erreicht. Ich weiß, wie sehr du, im Grunde deines Herzens, dich nach deinem Dorfe zurücksehnst, und habe bei deiner Erziehung keinen andern Zweck gehabt, als den, dich wieder dahin zu bringen. Aber sieh, du wirst nur auf einem weiten Umwege hinkommen. Reise! Meine einzige Harfe schenke ich dir auf den Weg; sie wird dir mehr einbringen, als ein Murmelthier. Ich habe dich singen und spielen gelehrt; und wo du dich als ein reisender Musikant wirst hören lassen, da wirst du immer der einzige deiner Art seyn, weil du unsere besten deutschen Lieder mit Verstand und Ausdruck singst. Die Neuheit der Sache wird dir Zuhörer gewinnen, und wenn du dir dann genug gesammelt hast, so gehe heim, und kaufe die väterliche Hütte wieder.“ — Das Herz wollte mir bei der Anrede springen; ich schluchzte, und Herr Schmaling (so hieß der Mann) drückte mich weinend an sich. Ich hatte ihn selten weinen gesehn. Kurz, lieber Herr, ich musste mich von meinem liebsten

Vater Schmaling trennen. Seit der Zeit bin ich nun in Deutschland umhergewandert, und viele große Männer haben mich ihrer Theilnahme gewürdigt; die meisten unserer Dichter schenkten mir einige ihrer ungedruckten Lieder zum Andenken, und ich fühlte dann eine Melodie dazu heraus, so gut ich konnte." — Gleim hörte diese Erzählung mit steigender Wärme an, lobte den Jüngling, daß er seine väterliche Hütte so sehr liebe, und rieth ihm ab, zu studieren, wozu die meisten ihn hatten bereden wollen. Er behielt den wackern Sänger einige Tage bei sich, beschenkte ihn dann reichlich, und gab ihm beim Abschiede ein Lied, welches die Freude bei der wiedererlangten väterlichen Hütte prophetisch ausdrückte. — Valentin Berg kehrte im Jahre 1779 nach Bornhausen zurück, reich genug, seine väterliche Hütte kaufen zu können. Ein edler Reisender, der im Jahre 1779 des Weges kam, fand Valentin Berg, hörte das Gleimsche Lied von ihm singen, und Gleims Andenken segnen: „Sollte ich wol je" sprach er — „meines theuern Vaters unwürdig werden, so lange ich hier auf dieser Bank Gleims Lied singe?" *)

Gleim, der mit so vieler Liebe an den Seinigen hing, kannte bis in's Jahr 1779 nur drei seiner

---

*) Nach der Erzählung jenes Reisenden in der „Auswahl der besten zerstreuten, prosaischen Aufsätze der Deutschen," 10. Band, Leipzig 1788. 8. Seite 310.

noch lebenden Brüder; die beiden jüngsten, Lorenz, Hofapotheker zu Marburg, und Franz, Kaufmann zu Stettin, hatten die vier ältern, seit ihrer Trennung vom väterlichen Hause zu Ermsleben, nicht wieder gesehen. Von einem günstigen Schicksal geführt, hatten die Geschwister durch betriebsamen Fleiß den Segen des redlichen Vaters erfüllt, und lebten sämmtlich im Wohlstande. — Gleim veranstaltete eine Zusammenkunft sämmtlicher Brüder zu Magdeburg. Eine erwählte Gesellschaft von Freunden war Zeuge des Wiedersehens: die einander unbekannten Brüder sollten sich die Brüder unter den Anwesenden aussuchen. Die Frauen der Brüder waren lebhafter, und vertrauten dem innern Genius: „Daß dies mein Bruder sey“ — sprach die eine Schwägerin, auf Leberecht zugehend — „das trägt mir mein Herz zu!“ — Die Brüder vergossen Thränen der Freude, und damit ein Andenken wäre dieses Brüdercongresses, so beschlossen sie einmüthiglich, in frommer elterlicher Weise den Altar der Hauptkirche ihres Geburtsorts neu malen und vergolden zu lassen, den geliebten Eltern zu Ehren. Solches ward auf der Stelle von den Nächstwohnenden erfüllt, und als bald darauf die Brüder, bei der Zurückreise über Halberstadt, die Grabstätte der theuern Eltern zu Ermsleben besuchten, ward beschlossen, zum Andenken dieser Wallfahrt von Gott gesegneter Kinder zum Grabe ihrer seligen Eltern, das Denkmal setzen zu

lassen, welches zwei Jahre darauf wirklich errichtet ward. *)

Wichtiger und segensreicher, als diese Zusammenkunft, war die der drei ältern unverehlicht gebliebenen Brüder zu Halberstadt, im Juni 1781. — Gleim, immer mit wohlthätigen Planen beschäftigt, hatte schon seit Jahr und Tag seine beiden Brüder, Leberecht, Oberamtmann zu Berge, bei Nauen, und Daniel, Kaufmann zu Magdeburg, für den Plan einer Stiftung, zum Besten der Gleimschen Familie, zu gewinnen gewusst. Jene Zusammenkunft ward zur Ausführung dieses Plans veranstaltet, und die völlige Vereinigung der drei Brüder zu diesem Zweck kam, am 15. Juni 1781, zu Stande. — „Ich hatte" — schrieb Gleim der Karschin — „vorher alles entworfen, und der Landesvater hatte seine Einwilligung dazu gegeben. Es würde, glaub' ich, Nachahmer finden, wenn es bekannt würde. — Man ist vergnügt, wenn man ein gutes Werk gethan hat; deßwegen war ich gestern so vergnügt, wie ich in langer Zeit nicht gewesen bin."

Dem Gesuch an den König, die Stiftung zu genehmigen, gebührt eine Stelle in dem Leben des wohlthätigen Familienvaters:

„Wir,

---

*) Siehe die Beilage I. „Gleims Eltern und Geschwister."

„Wir, die Endes unterschriebenen nicht verehelichten Gebrüder Gleim, haben in unserm heranna-henden Alter uns entschlossen, einen Theil unsers Vermögens zu einer Familienstiftung, unter Aufsicht der Burgvoigteigerichte hier zu Halberstadt, gemeinschaftlich auszusetzen, in der heilsamen Absicht, daß diejenigen unserer Anverwandten beiderlei Geschlechts und deren Nachkommen, die zu ihrem Fortkommen einiger Unterstützung bedürfen, ein Gewisses zur Erziehung ihrer Kinder, zur Erlernung guter Wissenschaften, der Handlung, und sonst zu einem Etablissement, ferner auch zur Fortpflanzung ihrer Familien aus dem Stiftungsfonds erhalten sollen.“

„Gleich wie nun diese Stiftung zum Besten des Staats ganz offenbar gereichen wird, also bitten wir zuvörderst, und ehe wir sie zu Stande bringen, um derselben allergnädigste landesväterliche Genehmigung, und ersterben in allergetreuester Devotion E. K. M.“ ꝛc.

Friederich, nachdem er den Stiftungsplan seinem Minister zur näheren Beurtheilung übergeben und desselben billigendes Gutachten erhalten hatte, bestätigte durch ein Rescript vom 16. Januar 1781 die Stiftung, ihr alle Rechte beilegend, welche, nach denen Landesgesetzen, wohlthätigen Verordnungen zukommen.“

Auf den Grund dieser Bestätigung und der gemeinschaftlichen Entwürfe ward das Document der

Gleimschen Familienstiftung am 15. Juni 1781 zu Halberstadt wirklich abgefasst, unterschrieben und gerichtlich vollzogen.

Die Absicht dieser Stiftung ist des größesten Danks und Lobes würdig; die Einrichtung derselben indeß, jener Absicht nicht überall entsprechend, sehr mangelhaft. Nur einer total verarmten Familie können so geringe Unterstützungen helfen, wie, nach der Urkunde, selbst das höchste zu bewilligende Quantum ist. Es scheint mehr darauf gedacht, schon eingetretene Armuth mild zu unterstützen, als keimender Armuth zuvorzukommen, oder beginnenden Wohlstand kräftig zu befördern, welches ungleich zweckmäßiger und wohlthätiger gewesen seyn würde. Da dergleichen Familienstiftungen so selten zur öffentlichen Kenntniß des Publicums kommen, und diese Gleimsche, als Beispiel und Versuch, dadurch allgemeiner nützlich werden kann, so ist das Document derselben unten als eine Beilage mitgetheilt worden, denen Lesern zu lieb, deren Sinn gern auf Wohlthun gerichtet ist.

Im Dezember 1783 verlor Gleim seinen liebsten Bruder Leberecht durch den Tod. Dieser Verlust schmerzte ihn um so tiefer, da er in dieser Zeit durch Kränklichkeit überaus reizbar war. Der Mangel an jüngern Freunden, und der seltenere Briefwechsel mit den ältern, vermehrte seine Trauer und seine Unlust.— „Ich war“ — schrieb er einer Freundin — „die

Zeit her vom vielen Sitzen, und vom Mangel an erquickendem Umgang so hypochondrisch geworden, daß ich, beim Anfall eines Katarrhs, in Furcht war, zu sterben, ohne von meinen Freunden Abschied genommen zu haben. Von Ihnen, beste Freundin, nehme ich Abschied auf allen Fall, und bitte, mir ein Lied zu singen, wenn ich lieg' im Grabe, ein wenig Staub. Zur Unzeit bitte ich's nicht; die Lust zu sterben ist mir angekommen; ich bin verlassen von meinen Freunden, von allen beinah, wiewol ich nicht klagen darf; ich befinde mich im gleichen Fall, verlasse meine Freunde zuweilen auch; denn seine Freunde verlassen, nenne ich, ihnen nicht schreiben." — Um so begieriger bemächtigte er sich der Gelegenheit, einen Jüngling, der ihm von sehr vortheilhaften Seiten bekannt geworden war, und der gerade die Universität verlassen wollte, zu sich nach Halberstadt zu ziehen. Dieser Jüngling war Johann David Hartmann; er hatte sich bereits zur Annahme einer Lehrerstelle zu Aschersleben verbindlich gemacht, aber Gleim wusste ihn davon loszumachen, und ihn zu bereden, unter gleichen Vortheilen, zu ihm nach Halberstadt zu ziehen. — „Ein Jahr zum wenigsten" — sagte Gleim zu ihm — „ehe Sie andere lehren, müssen Sie frei seyn, und hiezu möcht' ich Ihnen gern die Hände bieten." So kam Hartmann zu Gleim, welchem er eine Zeitlang zur beabsichtigten Sammlung seiner sämmtlichen Werke

behülflich war, bis er, als Lehrer der Domschule bereits angestellt, 1788 als Professor nach Berlin gerufen ward. *)

Im Jahre 1783 gab Gleim seine „Episteln“ heraus. „Ehe er versammlet würde zu seinen Vätern, hinginge zu seinen vorangegangenen Freunden in jene Welt, wollt' er in dieser noch ein kleines Denkmal stiften; allen seinen Freunden, den Todten und den Lebenden, wollte er Episteln schreiben, jedem Eine!“ **)

Das einsame Stübchen, der Bibliothek gegenüber, welches Hartmann bewohnt hatte, bezog bald nachher Tiedge, dessen, schon als er noch Domschüler war, Gleim mit lebhaftester Theilnahme sich angenommen hatte. Tiedgens leichte, Reim- und Spruchreiche, epistolarische Fertigkeit gewann ihm Gleim, welcher mit ihm die heitern, gesangreichen Tage erneute, die er so über alles liebte. Er lebte wieder, wie ein glücklicher Meister, unter heitern Jüngern, deren wol keiner ihm seine eigentliche Bildung, alle aber ihm die größere Gesanglust dankten. Sie waren seine Jünger durch seine Liebe zu ihnen, durch seine Sorgfalt für ihr fröhliches Gedeihen.

---

*) Er kam späterhin, 1790, nach Bielefeld; 1794 nach Herforden, und 1799 nach Holzminden, wo er 1801 als Director des Gymnasiums starb.

**) Gleim an Herder.

Wie am Himmel Sterne auf- und untergehn, so erscheinen im Leben und verschwinden edle Freunde. Gleim verlor im Jahre 1785, am 22. Mai, seinen geliebten, hochwürdigen Domdechant, Ernst Ludwig, Freiherrn von Spiegel zum Diesenberg, ihn, den vielbesungenen Musen- und Menschenfreund, unsterblich durch den heiligen Ruf der Güte, ein Spiegel des edelsten Wohlwollens, der reinsten Liebe zur Menschheit, ein Edler von Geburt und Gesinnung:

„Unter den Todten beweint ein jeder die Seinen,
um Dich weint,
Spiegel, die Stadt und das Land, aber die
Freunde noch mehr!“ *)

Er war Gleims aufrichtigster, treuster Freund und Beschützer. Keine Freude, kein Fest, kein vollendeter Bau und keine erstlingsblühende Laube, — Gleim war Zeuge und Theilnehmer der Freude! — Als der Tod dem Edlen nahte, da dictirte er noch die letzten, liebevollen Zeilen an seinen Gleim, und schrieb noch eigenhändig seinen Namen und die Worte: „Mehr kann ich nicht!“ — Die in der Fremde (zu Wezlar) entseelte Hülle des hochwürdigen Mannes ward, in dem von ihm selber erbauten Grabmale, auf seinen Bergen bei Halberstadt beigesetzt. Sie ordneten, unter Fischers Leitung, eine

*) Blumen auf Spiegels Grab, von Gleim.

jährliche Todtenfeier an, welche, durch Gleims letztwillige Fürsorge, *) auch den Enkeln noch das Andenken Spiegels frisch und werth erhalten wird.

Im Sommer desselben Jahrs machte Gleim, sich aufzuheitern, eine Reise über Göttingen, Hannover und Bremen, nach Hamburg, seinen Klopstock noch einmal zu sehn, und dessen edle Freunde daselbst kennen zu lernen. Er erhielt allenthalben Beweise der innigsten Verehrung, am Heerde der Freunde, und in den Pallästen der Großen. Als er zu Pyrmont, in Gesellschaft des Fürsten von Waldeck, der Herzöge von Weimar und Oldenburg, und des Prinzen Wilhelm von Würtemberg, den Königsberg **) besuchte, welcher seinen Namen von Friedrich hat, der vierzig Jahr vorher hier einsam weilte, Plane der Zukunft in der großen Seele wälzend, wandte Gleim sich an die Fürsten mit folgendem poetischen Einfall:

„Hier stand Er, hier hat Er gedacht
An Hermann und an Hermanns Schlacht,
Und Euch, ihr Fürsten, frei gemacht!“

Auf dem Wege nach Oldenburg fand Gleim in dem in der Oede gelegenen Sandkruge Mangel am nothwendigsten Hausgeräth, so daß ihm nicht

---

*) Siehe unter den Beilagen: Gleims Testament.

**) In seiner Nähe war die Arminiusburg, und in jener Gegend schlug Hermann den Varus.

einmal Theewasser zubereitet werden konnte. Er kaufte daher in Oldenburg alsbald einen Dreifuß, Lampe u. s. w., und schenkte solches, bei der Rückkehr, der Wirthin des armseligen Kruges. Reisende, welche nach Jahren des Weges kamen, hörten von dem wohlthätigen Dichter. Das kleine Abentheuer veranlasste manchen Scherz, und erhielt einen förmlichen Ruf. *)

Spiegels Nachfolger lebte kein volles Jahr, und der regierende Reichsgraf zu Stolberg-Wernigerode erhielt die Dechantswürde. Gleim war dem Stolbergischen Hause seit seiner Kindheit innigst ergeben. Die Wahl des vortrefflichen Grafen (des Enkels jenes in der Biographie erwähnten Wohlthäters) zum Domdechant, war für Gleim eine der erfreulichsten Begebenheiten seines Lebens. Die in blühenden Töchtern und Söhnen glücklichste und schönste Familie war seitdem jährlich einige Monate zu Halberstadt, und Gleimen benachbart. Die Musenliebe des sehr gebildeten Grafen, die auch in eigenen seelenvollen Dichtungen sich bewährte, so wie sein ächt-vornehmes, ritterlich-gastfreies Wesen, machten die Domdechanei gar bald zu einem Tempel häuslichen Glücks, und geselliger, von den Grazien

---

*) Siehe „Meine Reise durch den Ofenberg, von v. Halem, in v. Halems Schriften 4. Band; und in den Blättern vermischten Inhalts. Oldenburg 1792. 5. Bd.

selbst angeordneter Freuden. Es war ein schönes genußreiches Leben, welches die altedlen Stolberge Gleimen bereiteten, in Halberstadt sowohl, als auch in Wernigerode, auf dem hoch und freigelegenen Schlosse, und in den schönen kühlen Wäldern, welche die gräflichen Besitzungen umlagern. Stolbergs nannten ihn „Onkel," und waren heimisch in seinem Hause und in seinem Herzen, wie nur den edelsten Menschen solches Lieben und Leben verliehen ist.

Im Lauf des Jahrs 1785 gab Gleim nur einige kleine Sammlungen: Blumen auf Spiegels und auf Leopolds Grab; entblüht seinem heißen Gefühl für Tugend und Verdienst, bezeichnen sie eine seiner liebenswürdigsten Eigenthümlichkeiten. Fast an jedem Morgen dieser Zeit brachte er Blumen auf das Grab eines Geliebten. „Unter Ihren Blumen" schrieb Herder, „sind außerordentlich schöne Stücke, wirklich der griechischen Muse werth. Worüber ich mit Ihnen hadern möchte, ist, daß Sie auf zwei Gegenstände so viele gemacht haben; das, lieber Gleim, ist nicht griechisch. Man muß mit den goldenen Gaben der Musen hauszuhalten wissen, und Sie sind ein edler Verschwender, der edelste gewiß, der in Deutschland lebt. Sie begraben Ihre Freunde unter Blumen, indeß die karge Hand eines Simonides und Plato nur eine oder zwei derselben aufs größte Heldendenkmahl streute. Lassen Sie indessen, um des Himmelswillen, den reichen Lenz, der in Ihrer Brust

blühet, nicht für Spiegel und Leopold allein geblüht haben. Die schöne und hohe Einfalt Ihres Genius muß noch mehrere und reichere Gegenstände mit edelem Laube kränzen!“ — Wie aber hätte Gleim mit seinem Lieben haushalten können! — Kaum war Herders Wort angekommen, da sandte Gleim ihm schon wieder eine neue Sammlung: „Noch Blumen auf das Grab des Menschenfreundes,“ mit den treuherzigen Worten: „Sie haben Recht, ich habe zu viel der Blumen gestreut, auf Spiegels und Leopolds Gräber. Zwei der besten wären genug gewesen; allein man freut sich zu sehr der schönen Gelegenheit, und wird Verschwender. Indessen sind andere Gräber nicht vergessen, vielmehr habe ich der Nänien so viele gesungen in kleinen Grabgedichten, daß ich schon einmal den Gedanken hatte, sie zu sammeln, unter dem Titel: „Blumen auf Gräber.“ — Gleim streute seine Blumen mit dem immer reicheren Liebessinn. An seinen Freunden wollt' er Allen alles preisen. Nirgends fand er in ihm selber die Ruhe der Genugthuung, immer fand die Muse sein Herz zu reich, wenn's den Preis der Edeln galt. — Aber ihm selber auch wurden der Blumen viele gestreut bei seinem Leben; in seiner Freunde unsterblichen Werken blühen sie unverwelklich fort. In diesem Jahre, da er der Blumen solche Fülle streute, sandte ihm Herder eine aus dem Carlsbade, lieblich duftend und herzerfreulich.

„Hier am erwärmenden Quell, im Kranz von Bergen und Hainen,
Werde dem Vater Gleim dreimal ein Becher gebracht!
Einer dem Wassertrinker, der, wie die Nymphe des Felsen,
Uns mit wohlthätiger Glut, fröhlich zu leben, erneut!
Einer dem guten Manne, dem Freunde von Bergen und Wäldern,
Dessen Busen uns einschließt, wie ein fröhliches Thal!
Und noch einer! — Steig' auf, du Klang der irdenen Becher,
Störe dem Alten die Ruh; denn warum ist er nicht hier!“

Außer den Blumen erschien zur selben Zeit noch eine Sammlung kleiner Gedichte, unter dem Titel: „Epoden,“ mehr eine Dornruthe, denn ein Nesselnkranz; nichts weniger denn satyrische Gedichte, sondern gegentheils ein vollständiges Zeugniß von Gleims totaler Unwilligkeit zur wahren Satyre; es sind sämmtlich reine Ausbrüche Gleimscher Heftigkeit wider alles, was er hassen und verachten musste, zwar meist von gezwungenem, schwierigem Ausdruck, aber voll starker, oft sogar glänzender Wahrheit, wie nur der durchaus rechtliche Mann sie empfindet und ausspricht, welcher es hasst, mit dem Tadel zu

tändeln, beleidigend, statt bessernd. Gleimen war aller Spott unbedingt verhasst; sogar der Witz war ihm zuwider, weil er so gern mit dem Spotte ist. „Witz“ — pflegte er mit Bodmer zu sagen — „ist Krätze.“ — Seinem Uz schrieb er schon 1746: „Ich bin nicht weit mehr von der Feindschaft des Witzes entfernt, wenn ich erwäge, daß so viele Eigenschaften, die dem Menschen einen höheren Werth geben, durch ihn verdrängt und verhindert werden, empor zu kommen. Der bon sens verliert gar zu viel, wenn eine ganze Nation an den Kleinigkeiten des Witzes Geschmack findet.“ — Und später schrieb er an Falk: — „Meine ersten Gedichte waren satyrische. Vater Hagedorn warnte den jungen Dichter; wäre dieser so fortgefahren, so hätte er die Menschen nicht besser, und sich zu keinem guten gemacht.“ — Wörtlich wahr sagt Gleim in einem Gedichte von sich selbst:

„So wahr ich ehrlich bin, ich habe keine Feder,
Zu schreiben einen Spott auf Palmblatt oder Leder!
Ein Spott, ein Spöttchen nur hat einen Musengott
Zum Kriegesgott gemacht, darum hass' ich den Spott,
Und sage dürre Wahrheit lieber,
Gutherzig, ohne Tück' und List,
Und hab' ich sie gesagt, dann freu' ich mich darüber,
Wenn sie vom kleinsten Nutzen ist!“

Im Winter 1785 war Gleim in Stiftsangelegenheiten zu Berlin. Dem preußischen Grenadier

war es schon längst der heißeste Wunsch gewesen, den großen Friederich unmittelbar kennen zu lernen, Ihn, den er mit glühendem Enthusiasmus sein ganzes Leben hindurch so hoch verehrt hatte. Schon im Jahr 1773 hatte Gleims Freund, der berühmte Oberst Quintus Icilius, den großen König veranlasst, Gleims persönliche Bekanntschaft zu wünschen; Quintus trug der Karschin auf, Gleimen den Wunsch des Königs zu eröffnen. Da Gleim nicht liebte, eine solche königliche Aeußerung auf der Stelle zu benutzen, und weiterhin auf keine etwas förmlichere Weise die Rede davon war, so unterblieb die Erfüllung jenes heißen Wunsches. Diesmal aber gelang es den Freunden, besonders dem Marchese Lucchesini, Gleimen Audienz beim Könige zu verschaffen, und er ward am 22. Dezember, Nachmittags um 2 Uhr, dazu eingeladen. — So sorgfältig Gleim alle Papiere, wenn auch ungeordnet, aufhob, so hat sich nicht einmal ein Fragment von seiner Unterredung mit Friederich gefunden; auch hat er von ihr nie etwas öffentlich bekannt gemacht, ja selbst auch seinen vertrautesten Freunden die Mittheilung derselben abgeschlagen. — Daß er die Unterredung gleich nach gehabter Audienz wirklich niedergeschrieben hat, ist übrigens gewiß. Vielleicht war das widerliche Beispiel so vieler bekannt gemachter Unterredungen mit Friederich Ursach, daß Gleim, seiner Gewohnheit zuwider, durchaus nichts davon bekannt werden ließ.

Es hat sich nur folgende kleine versificirte Erzählung davon, vom Jahre 1795, gefunden:

„Der König und Gleim."

Zu Potsdam, den 22. December 1785.

„Wie heißt der Domdechant?" — von Hardenberg. — „Macht der Auch Verse?" — Mehr als ich!
„Macht er sie auch so gut, als Er?"
Ich glaube, nein; man schmeichelt sich
Am liebsten selbst. — „Da hat Er Recht! Die Brüder
„Im heiligen Apoll, die harmoniren nicht."
Wir harmoniren sehr, denn er macht Kirchenlieder,
Ich nicht, und keiner spricht
Von seinen Versen. — „Das ist besser,
„Als wenn Ihr's thätet! Aber sagt:
„Ist Wieland groß, ist Klopstock größer?"
Der, Sire, wäre stolz, der's zu entscheiden wagt.
„Er ist nicht stolz?" — Ich bin's in diesem Augenblick,
Sonst eben nicht. — „Er geht nach Halberstadt zurück,
„In's hochgelobte Mutterland?
Ja, Ihro Majestät! — „Grüß' Er den Domdechant!"

Wenn Friederichs Unterhaltung mit Gleim nicht wörtlich die obige gewesen ist, so scheint doch der Inhalt derselben authentisch.

Sonst finden sich nur noch in einzelnen Briefen aus dieser Zeit einige Worte hiervon. So schreibt von Stamfort, damals zu Potsdam, an Gleim: „Ihre Unterredung mit dem theuern Landesvater hat hier und in Berlin viel zu reden gegeben, und Ihren hiesigen und dortigen Freunden eine große Freude gemacht. Noch am Tage Ihrer Abreise von hier, erzählte mir Luccheſini: der König habe bei Tische gesagt: „Der Kanonikus Gleim hat mir ganz besonders gefallen, und ich habe noch mit keinem Gelehrten gesprochen, an dem ich so viel Freimüthigkeit, und ein so edles, ungezwungenes Wesen (air) bemerkt hätte, als an ihm.“ *)

Als Gleim von Friederich entlassen worden, begegnete er dem Herzog Friedrich August zu Braunschweig-Oels. — „O, wie so gern hätt' ich“ — rief Gleim aus — „den alten Hut, den der Monarch trug, als ich ihn sprach!“ — Ich verspreche Ihnen den Hut nach Friedrichs Tode! erwiederte der Herzog. Luccheſini, wel-

---

*) Nach einem Briefe des Herzogs von Braunschweig-Oels, waren Friedrichs Worte über Gleim: Si tous les savants allemands seroient comme ce Gleim, je pourrois m'en accommoder.

cher vielen Antheil daran hatte, daß Gleim zur Audienz gekommen war, feierte dies Glück des Dichters durch einen lateinischen Hendekasyllabus. *)

Dem hochgefeierten Einzigen, dem Wunder seiner Zeit, dem Helden seiner Muse persönlich bekannt geworden zu seyn, gehörte zur Erfüllung von Gleims Leben. Es war der Gipfel seiner Wünsche, der Kranz seines Ruhms. Die Erfüllung ward ihm spät, aber zu einer Zeit, da sie am wohlthätigsten für ihn war, indem er in's Alter hinübertrat, welches solcher freudenreichen Aufregung seiner treuen Königs- und Vaterlandsliebe am begierigsten und bedürftigsten ward, da die Sonne bald erlosch, welche die heilige Flamme ihm entzündet hatte. Gleim, begeistert von dem Anblick und den Worten des Einzigen, kehrte über Magdeburg nach Halberstadt zurück; welcher Schrecken, als er im Thore zu Magdeburg den Tod seines dortigen Bruders erfuhr!

Im Frühling des Jahrs 1786 erneuerte Gleim seines Namens Lob, durch die vollständige Sammlung seiner Fabeln und Erzählungen, welchen er bald darauf die goldenen Sprüche folgen ließ. Diese, bei nächtlichem Lesen alter und neuer Weltweisen entstanden, spiegeln Gleims ganze Art und Weise, im Leben und Denken, treu und vielseitig wieder.

---

*) Siehe die Berlinische Monatsschrift vom Januar 1786, Seite 91,

Nur was ihm selber als Wahrheit und Güte klar im Gemüth lag, hat er hier in kurzen Sprüchen zusammengereiht. — Heinse schrieb ihm über diese Sammlung: „Ihre goldenen Sprüche, Ihre Lieder — o wenn dies alles so voll und heilig aus Ihrem Herzen in mein Wesen rinnt, wie es daraus hervorquoll in dem Heiligthume — wo tausend Zungen reden, daß der Mann alles das selbst that, was er lehrt — dann wird meine Liebe zu Ihnen Flügel und Fittig, Ihnen nachzueifern.“ — Und Herder: „Die Sprüche haben mir heut eine goldene Morgenstunde gemacht. Sie wissen, wie sehr ich diesen Ton reiner Wahrheit und diesen einfachen Umriß liebe. Einige davon sind meinem Herzen unmittelbar werth und rührend worden; andere sind so groß und stark gesagt, daß sie uns noch manche Freude machen werden, und troß ihrer Anzahl erhält sich nicht nur ihr Ton, sondern auch ihre anziehende innere Schönheit bis zu Ende. — Ich habe es Ihnen mündlich und schriftlich, geschrieben und gedruckt gesagt, wie sehr Ihnen diese Stücke des reinen moralischen Epigramms oder Sittenspruchs gelingen, und danke Ihnen auch für diese mit reiner ganzer Seele!“

Im September 1786 starb Friederich der Große, der König, der Held, der Weise, dessen Lob Gleims liebster Gesang war. — Die damals eben gestiftete literarische Gesellschaft zu Halberstadt feierte

feierte das Andenken des großen Mannes; Gleim sprach darin nur folgendes Gedicht, das aber seinen tiefen Schmerz um den Einzigen, und seine unendliche Verehrung desselben, lebendig, rührend und seelenvoll ausspricht:

„Singt Ihn, den Einzigen,
Den Unersetzlichen,
Den Nichtgestorbenen,
Den Ewiglebenden,
Um welchen bang' uns ward, und bang' und immer bänger!

Singt Ihn, ihr Edelsten der Sänger,
Daß Er, wie in den seinigen,
In Euern Liedern lebt,
So lang' ein Leben lebet; hebt
Euch hoch auf Eures Geistes Schwingen;
Ich kann nicht singen!“ —

Die Welt aber und die Freunde forderten von ihm, daß er Friederich sänge. Johannes Müller schrieb: „Singen Sie Ihn, Ihn, wie seine Schlachten!“ Aber Gleim erwiederte:

„Ihn singen, Ihn, wie seine Schlachten?
Das kann ich nicht! Der Grenadier
Sah neben seinem Feldpanier
Den Schlachtenmann, konnt' ihn betrachten;

Sang, ein Soldat, in Worten ohne Zier,
Die Thaten, die unsterblich machten;
Sang, brauchte keinen Geist und keiner Worte
Klang,
Die Thaten machten den Gesang!

Ihn selber muß ein Gottgerührter singen,
Der mehr den König, als den Held,
Den Landesvater mehr, als nur den Herrn der Welt
Zu singen weiß! Von wunderbaren Dingen
Nicht wunderbar, erhaben, schön und leicht!
Ein Sänger, welcher keinem
Von unsern Sängern gleicht:
Ein Klopstock, ein Homer, ein Fenelon in Einem!“

Dritter Abschnitt.

Vom Tode Friederichs bis an Gleims Ende.

Von 1786 bis 1803.

Seit Friederichs Tode ward Gleims Vaterlandsliebe noch heftiger gereizt. Es war eine allgemeine gerechte Furcht, daß der Staat des Einzigen nur zu sehr ermangeln würde. — Auch trat Gleim in die Periode des Alters, da das vergangene Leben auf das gegenwärtige mächtiger zurückwirkt, und der Mensch, unlustig der Gegenwart, der Lobredner der holden Jugendzeit zu werden pflegt. Sein unbedingter Enthusiasmus für den großen König wandelte sich, seitdem derselbe zu den Unsterblichen hinweggegangen war, in einen heißen Eifer, nun auch persönlich zum allgemeinen Wohl des Vaterlandes möglichst mitzuwirken. Der Grenadier trat mehr zurück, und der eifrige Patriot trat hervor, mit allen den ehrwürdigen Ansprüchen einer wahrhaften, nie verletzten Treue.

In dieser Gesinnung wandte sich Gleim, schon am 23. August, an den eben erst gekrönten Monarchen:

„Sire!

„Unter den Millionen von Menschen, welche mit Hoffnung auf Ew. Königl. Majestät glorreiches Leben, über den erlittenen Verlust sich trösten, findet sich ein alter Mann, bekannt unter dem angenommenen Charakter eines preußischen Grenadiers, welcher in den unvergesslichen Jahren 1756 und 1757 seinen Zeitgenossen unglaubliche Begebenheiten des Krieges sang, und glaubliche Fabeln dem Königlichen Neffen dichtete!“

„Dieser alte Mann, wenn nicht Krankheit ihn hinderte, machte sich auf, mit dem heißesten Wunsche seines Herzens, zuvor zu kommen den Millionen Hoffenden; er forschte den Augenblick aus, in dem er's wagen dürfte, dem sorgenvollen Landesvater unter die Augen zu treten, und ihm zu sagen:

„Es hätten unter Friederich dem Einzigen nur allein die deutschen Musen geklagt, sie hätten in ewigen Gesängen ihn singen wollen, er hätte mit seiner Liebe zu den ausländischen Musen die Muse des Vaterlandes beinahe zum Stummseyn gebracht; die Zeiten des Einzigsten würden gewesen seyn, wie die goldenen Sprachzeiten Alexander's, August's, Leo's, Carl's und Ludwig's; Ew. Königl. Majestät aber hätte die Vorsehung aufbehalten, das sechste Zeitalter der Musen zu stiften!“

„Erlauben Ew. Königl. Majestät in höchsten Enaden dem Wahrheit liebenden alten Mann, der nie geschmeichelt hat, zu sterben, in dieser Hoffnung, als E. K. M.“ ꝛc.

Antwort des Königs:

„Würdiger, lieber Getreuer! Zur Aufmunterung könnt Ihr der Deutschen Muse, der Ihr in Eurem Schreiben vom 23. dieses mit deutscher Treuherzigkeit das Wort bei mir redet, die Versicherung geben, daß ich mit Vergnügen ihr Beschützer seyn werde. Besonders wenn sich alle deutsche Dichter bemühen, Euch zu gleichen, und, jeder in seiner Art, den Eurigen gleiche Werke liefert. Ich bin Euer gnädiger König.

Berlin, den 27. August 1786.

Friedrich Wilhelm.“

Die Königliche Antwort setzte Gleims Wünschen die Krone auf. Von nun an betrachtete er sich dem Könige, wie dem Vaterlande, näher gestellt. Neu belebt von der Königlichen Anerkennung seiner Treue für König und Vaterland, betrachtete er sich von nun als ein Werkzeug zum Besten der deutschen Muse, und die Gesinnung strebte bei aller Gelegenheit thätig zu werden. In diesem Sinne brachte er die Antwort des Königs sogleich zur officiellen Kenntniß des Ministers von Herzberg, welchem er sie mit folgendem Briefe übersandte:

„Vom Schreiben des Königs, in welchem allergnädigst mir anbefohlen wird, der deutschen Muse zur Aufmunterung die Versicherung zu geben:

„„daß Ihre Königliche Majestät mit Vergnügen ihr Beschützer seyn wollen,““

Ew. Excellenz Abschrift hiebei gehorsamst zu überreichen, erfordert meine Schuldigkeit.“

„Ew. Excellenz sind Curator der Academie der Wissenschaften, folglich der deutschen Muse. Das Königliche Wort und Ew. Excellenz Patriotismus versprechen ihr die goldenen Zeiten.“

„Ach solch ein, solch ein Wort von Friederich
dem Zweiten,
So hätten ihre goldnen Zeiten
Wir Alten schon gehabt. — Nun sehn wir sie
vom Weiten.“

„Nicht vom Weiten, wir sehen sie nahe; solch ein Wort, mehr nicht, war nöthig der deutschen Muse!“

„Denn die erwartet nicht, wie wohl die andern
Musen,
Auf ihrem Schooß, in ihrem Busen,
Den Regen Jupiters, der im Olympus thront!
Auch ohne den sind ihr der Lieder viel gerathen!
Die deutsche Muse liebt und ehrt und singt die
Thaten
Der Helden unbelohnt!“

„Gern aber hört sie die beifällige Stimme des Landesvaters!“

„Er sage: „das ist gut!“ und Tausend werden
schneller
Auf ihrer Bahn zum Guten gehn!
Er sage: „das ist schön!“
Und aller Augen werden heller,
Was schön ist, sehn!“

„Diese Stimme wird sie hören. Ew. Excellenz, ihr Curator, werden gnädigst ihr dazu verhelfen!“

„Gebe der Himmel, daß sie Ew. Excellenz der Freuden so viele mache, daß Sie es wünschen mögen, nach Friedrichs des Einzigen Tode so lange noch zu leben, als es aus devotestem Herzen wünscht

Ew. Excellenz

Halberstadt,
den 10. September 1786.

unterthänigster, treuer Diener
Gleim.“

Antwort des Ministers:

„Wohlgeborner Herr,
Hochzuehrender Herr Canonicus!“

„Ich danke Ew. Wohlgebornen verbindlichst für die Mittheilung des Königl. Antwortschreibens. Ich werde in meiner Eigenschaft, als Curator der Academie, gewiß alles, was von mir abhängt, thun, um der deutschen Muse nützlich zu seyn. Bis jetzt haben überhäufte Amtsgeschäfte und weite Reisen mich ver-

hindert, in meinem neuen Amte bei der Academie so wirksam zu seyn, als ich es wünschte. Ich hoffe aber, in einiger Zeit dazu mehrere Muße zu haben. Ew. halten sich versichert, daß ich Ihren großen Verdiensten um die deutsche Literatur jederzeit Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und niemals aufhören werde, mit besonderer Hochachtung zu seyn

Ew. Wohlgebornen

Berlin, den 7. Oktober 1786.

gehorsamster Diener,
C. Fr. Herzberg."

Die Königl. Zusicherung des Schutzes der deutschen Muse begleitete die Ertheilung eines Gnadengehalts an Ramler. „Beweis genug," schrieb Gleim an die Karschin, „daß das fünfte goldene Zeitalter zu stiften, dem Monarchen ein Ernst ist. Gebe der Gott der deutschen Musen, daß wir alle seine Kinder nicht zu begehrig seyn mögen, und nicht den besten Willen verderben mit unserer Bestürmung!" — „Mit unserm Versmacherhandwerk verdienen wir dem Staat nichts ab, und sind belohnt genug durch unser Vergnügen." — Ja, sein Eifer wider das, durch ihn vielleicht nun veranlasste, Anhalten der Dichter um Pensionen war so heftig, daß es ihn verleitete, unter andern auch der Karschin im Vertrauen zu schreiben: wenn er in Berlin wäre, würde er nicht eher ruhen, bis er die Dichterin an irgend einer öffentlichen Anstalt als Aufseherin untergebracht

und in Brod gesetzt habe, so, daß sie nicht mehr nöthig hätte, von ihren Versen zu leben. — Die Karschin aber nahm das nicht so treuherzig-patriotisch auf, wie Gleim es schrieb, sondern antwortete in spitzigen Versen:

„In welchem Hospital soll deine Karschin werden
Frau Oberhauptaufseherin?
Bei allem, was du ehrst im Himmel und auf Erden,
Sie schicket sich sehr schlecht zur Haushofmeisterin!“

Mit jenem hocherfreulichen Schreiben des Königs fast zugleich, erhielt Gleim, durch den geistvollen Herzog zu Braunschweig Lüneburg,*) den so heißgewünschten Hut des Einzigen, nebst folgendem eigenhändigen Schreiben:

„Mein liebster Canonicus Gleim! hier ist der versprochene Hut, den der verstorbene König noch den Morgen vor seinem Ende auf seinem Haupte getragen hat. Damit man an der Wahrheit nicht zweifle, habe ich es auf eine Karte im Hut geschrieben, und mit meinem Siegel besiegelt. Haben wir, hat Europa einen großen Mann an ihm verloren, so hat uns der wohlthätige Schöpfer wiederum mit einem Königlichen, großen, weisen und menschlichen Souverain beschenkt. Gott geb' ihm seinen Segen!“

---

*) Nachher, von 1792 an, regierender Herzog zu Braunschweig-Oels.

„Bleiben Sie mein Freund, wie ich der Ihrige stets bin

Berlin, den 25. August 1786. Friederich August, Herzog zu Braunschweig Lüneburg.“

Gleims Antwort:

„Gnädigster Herr!“

„Ich küsse tausendmal die Hand, die das Zeugniß geschrieben hat in den Hut, die's besiegelt hat, die den herrlichen Brief geschrieben hat, so kurz und alles darin, was dem Patrioten, dem alten, ehrlichen, niedergeschlagenen Grenadier, zum Trost gereichen konnte.“

„Was ist's, du lieber Grenadier,
Daß du so traurig bist?
Ach, ohne Genius scheint mir
Die Welt, in der kein Friederich mehr ist! —
Todt, öde, finster, ohne Licht,
So lässt sie Friedrich Wilhelm nicht!“

„Bei den Worten: „der wohlthätige Schöpfer“ ꝛc., bei diesen Worten, gnädigster Herr, schlug er die Augen auf, nahm die Feder, schrieb an den Landesvater:

„Die Ahnherrn alle sehn auf Deine Majestät,
O Landesvater! Dir weissaget's ein Prophet,
Ein alter, ehrlicher, noch aus der Zeit von Eisen,
Der bald auch weiter wird in andre Länder reisen!“

„Bist, wie die Großen groß, und weise wie die Weisen,
Du gnädig, wie Du's warst in langer Einsamkeit,
So haben wir die goldne Zeit,
Und können, wenn wir recht die silberne nicht messen,
Undankbar seyn, und gar des Einzigen vergessen!“

„Unter der Zeit von Eisen versteht er die, in der's ein Unglück war, eine Spanne länger gewachsen zu seyn; in welcher Prediger von der Kanzel zur Trommel geholt, königliche Beamte, wie meinem eigenen Schwager, dem Amtsrath Fromme, geschah, vom Kornboden zur Hauptwache gerissen, weise Männer, bei Strafe des Galgens, aus dem Lande gewiesen wurden. — Solche Zeiten, gnädigster Herr, nennt der alte Mann die Zeiten von Eisen wol mit Unrecht nicht. Ob die Zeiten Friedrichs mit Recht die silbernen? das, gnädigster Herr, sagt er, könnte Friederich Wilhelm allein entscheiden!“

„Wir hoffen das Beste; Gott geb' ihm seinen Segen! sag' ich mit Ew. Durchlauchten. Ich habe die Gnade gehabt, mehrmalen den Monarchen zu sprechen, als Kind und als Mann, und habe jedem, der mich fragte, was ich hoffte, versichert, daß wir Gott für seine Gnade danken würden!“

„Das wollen wir nun, und täglich mehr, und wollen durch treue Bekennung unseres Vorzugs vor

tausend Völkern, suchen, einigermaßen desselben würdig zu werden!“

Ein Jahr später erhielt Gleim durch seinen Freund Gericke, *) den ehemaligen geheimen Kämmerer Friederichs, die Schärpe, welche Friederich den siebenjährigen Krieg hindurch getragen hatte. — Es lag nicht in Gleims Gemüth, sich irgend eines Glücks oder Gefühls allein zu erfreuen; nur in der Mittheilung lag ihm der Genuß. Er ließ, um seinem Helden eine Gemeine zu bilden, Ringe machen, in deren Oval eine Elfenbein-Urne stand, mit der Inschrift: „dem Einzigen!“ Neben der Urne standen zu beiden Seiten, statt der Cypressen, Federn vom Hut des Königs, und unter der Urne waren Schleifen von den Silberfäden der Schärpe. Diese Ringe vertheilte er seinen Freunden, besonders denen, welche ihm die heißesten Bewunderer seines Einzigen

---

*) Er war ein geborner Ermsleber, und schrieb über die Schärpe: „Da nun dieser weise König diese Escarpe aufzuheben zu befehlen geruht, so befand sich auch selbige, am 17. August 1786, da Allerhöchstdieselben, des Morgens, 20 Minuten auf 3 Uhr, die Welt verließen, und zu der Ewigkeit übergingen, noch in der genauesten Verwahrung in der Garderobe, welche Sr. jetzt regierenden Königlichen Majestät, unser allertheuerster und gnädigster, geliebter, großer Monarch denen Kammerleuten, auf meine Vorbitte, allergnädigst zu schenken geruhten. Ich kaufte vorzüglich dieses remarquableste Stück.“

schienen. Einer derselben schrieb ihm: „Es steht Ihnen ausnehmend wohl an, Reliquien zu spenden nach dem Tode des großen Mannes, dessen Thaten Sie besungen haben. Letztere bedürfen der Zungen nicht weiter, nachdem sie weltkundig geworden. Aber jene stummen Denkmäler, deren eines Sie mir gewidmet, die sprechen nun stärker als alles Lob, welches wie an seiner Gränze still steht, wenn es von Thaten überflogen worden, um der stillen Bewunderung Raum zu machen. Es ist ein Trost in schlechten Zeiten, wenn man sich erinnert, daß alles Uebel eben so vorübergehend sey, als das Gute gewesen ist, und daß am Ende, früh oder spät, Leute aufstehen müssen, welche von neuem zu schaffen und alles in die Richte zu bringen berufen sind. So soll mir denn Ihr Friederichsring ein Amulet für schlechte Zeiten seyn!“

Im Sommer 1786 kam Lavater, bei Gelegenheit seiner Reise nach Bremen, zu seinen Anbetern, auch nach Halberstadt zu Gleim, dem Nichtanbeter. „Ich begleitete,“ schrieb Gleim einem Freunde, „den eben so guten als bösen Mann, auf den Weg nach Dessau. Im Guten vortrefflich, einzig; im Bösen ein armer Sünder, Ursach aber vieles moralischen Uebels.— Wer den Leuten die Köpfe verrückt, der, mein Lieber, nicht wahr? der macht, daß sie des moralischen Guten nicht mehr fähig sind. Ich sagte zu Lavater:

„Dich, Glaubensriesen, dich bitt' ich, der Glaubenszwerg:
Versetze diesen Hoppelberg,
Es macht ja dir so wenig Müh,
Heut noch nach Sanssouci!"

„Der Hoppelnberg gehört der schönen Frau v. B. „„die Frau von B."" — sagte Freund Lavater — „„wird es Ihnen nicht Dank wissen!"" — Je nun, versetzte ich, der setzen Sie eine von Ihren Alpen wieder hin!" —

Gleim hatte Lavatern schon, auf dessen Reise zu Spalding, im Frühling 1763, persönlich kennen gelernt. Nach diesem letztern Besuche trat er mit ihm in Briefwechsel, nicht als sein Verehrer, sondern weil er sich eben so sehr zu ihm hingezogen fühlte, als er sich von ihm abgestoßen fand. Gleimen war nichts mehr fremd, als jene Religiosität, welche selbst im gemeinsamen Gespräch und täglichem Thun mit dem Heiligen Verkehr treibt. Lavater musste ihm zweideutig erscheinen, wie er unaufhörlich Jesus Christus mit erhobnem Auge grüßte, wie er Anbetung überall bei der Hand hatte, und stracks sich seines Herrn und Gottes selig pries. Es musste Gleim anwidern, daß Lavater die einfältigen Herzen so klüglich anköderte, allenthalben als ein Heiliger sich gebehrdend, und daß er der übergroßen Verehrung nicht etwa wehrte. So nun spottete Gleim,

voll Verstand und Vernunft, des schwärmenden Lavaters, wie er von frommer Rede träufelt;

„Lăvater oder Lāvater? —
Wer sagt mir, wie man spricht? —
Lăvater oder Lāvater,
Ich bitte, schwärme nicht!“

Lavater aber bemitleidete Gleim um dieser seelenharten Nüchternheit willen. Beide hegten einander indessen vorsichtiglich, und verfuhren am Ende immer sauber mit einander. Gleim schrieb an Lavater bald nach seiner Abreise: „Ich bitte Sie im Gesichtspunkt zu behalten, daß ich es gut meine mit Ihnen und mit der Wahrheit, daß ich im Grunde des Herzens beklage, daß Sie — wie soll ich mich ausdrücken, wie kann ich, daß es meinem lieben Lavater am wenigsten unangenehm ist? — daß Sie das Christenthum lehren und predigen, nicht im Geiste des Christenthums, der da ist der Geist der Sanftmuth; daß Sie declamiren in Ihren Predigten, in den gedruckten meine ich, daß Sie zu viel schreiben für Ihre Leser, Sie lassen Ihnen keine Zeit zum Denken über das Gelesene, daß Sie folglich Ihre Leser nur einnehmen für sich, Besserung aber, oder welches einerlei ist, Verständigermachen nicht eben bewirken. Ich kenne Freunde meines lieben Lavaters, die er nicht im mindesten gebessert

hat, und die sich todtschlagen ließen für ihn! — Wen nimmt er nicht ein? Wen muß er nicht einnehmen mit seinem göttlich-offnen natürlichen Wesen? Um desto mehr aber müsst' er suchen, keinen Lärm zu machen unter den Menschen, die der Trommel nachlaufen, aber in's Treffen nicht mitgehn."

„Ach, mein theurer Lavater, mein Bruder! hätte ich die Zeit, mit Ihnen in Streit mich einzulassen, er sollte, glaub' ich, nützlich werden, Ihnen und mir!"

So schrieb Gleim an Lavater. Und Lavater an Gleim:

»Zürich, Sonntagsmorgen, den 10. Februar 1787.«

I.

„A. Was hältst du von Gleimen?"

„B. Ein ehrlicher, wackerer, vortrefflicher Mann; ein Freund wie wenige. — Man muß ihm gut seyn, man mag wollen oder nicht! Wenn er fehlt, fehlt er aus Enthusiasmus fürs Gute. — Liebenswürdige Menschen, deren Fehler selber aus Ueberfluß von Güte herrühren!"

„A. Aber weißest du, daß kein acharnirterer Enthusiast wider dich ist, als Er?"

„B. Und wenn er's mir selber sagen, selber zehnfach geschrieben geben würde, so glaubt' ich's nicht. Er mag so verschieden von mir denken, als Er will, mir so viele Schwachheiten beimessen, als

Er

Er will, — Er kann mich nicht hassen, er muß mir gut seyn. Ein ehrlicher Mann hält keinen ehrlichen Mann für einen Schurken, — und keinen, — dem ein Stich durch die Seele geht, wenn man ihn lobt, und der unerbittlich ist, wenn man ihn anbetet — für einen Charlatan. — Und wenn Gleim mich hassen würde bis in den Tod — länger kann er nicht — so würde ich ihn lieben durch alle Ewigkeit, länger kann ich auch nicht."

2.

„Lieber — non-putaram-Gleim!

„Ich mit Dir zanken? Ich mit Dir, Väterlicher, Alter, öffentlich eine Lanze brechen? — und das aus Ruhmsucht?"

„Nicht einen Faden von mir hast Du gesehen, lieber non-putaram-Gleim, wenn Du so was von Lavatern träumen kannst." —

„Lieber, setze dich vor mir über à la 12. Julius 1786 in den Wagen — breite Dein Tuch aus — die königlichen Kirschen — Gott! welche Bonhommie! Der gesunde Kuchen! wenn ich nun dächte, sagte, fragte: „Gleim! ist der Kuchen vergiftet?"

Lieber non-putaram-Gleim! Ich bin der Verruchteste aller Verruchten, wenn ich je etwas wider Dich that, oder thun wollte, das nicht Himmel und Erde wissen darf, Himmel und Erde billigen muß."

3.

„Lieber non-putaram-Gleim!

„Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses. Die Liebe misst nichts zu Argem!“

„Richte nicht, damit Du nicht gerichtet werdest.“

„Wenn alles wider Dich spräche — Ich würde für Dich sprechen. — Sprich, was Du willst, wider mich. — Ich werde alles entschuldigen, verzeihen, prüfen, benutzen — und der Stunde harren — wo Du sagen, schreiben, rufen wirst: non putaram!“

„Hast Du übrigens etwas wider mich, gegen über Dir, lieber väterlicher Freund — so wollen wir's vor Nichte Dorothea — unmittelbar nach einem Momente, da Du eine unvergessliche Zähre bei Anhörung einer guten That — vergossen — und bei dem Baume, wo wir schieden, und Du meinen Christoph küßtest — ausmachen.“

„Adieu, lieber, wahrer Gleim!“

„Johann Caspar Ichmagwohlwarten.“

Bald nach diesem Briefe erhielt Gleim Lavaters Portrait, gemalt von Speisegger, nebst folgendem Briefe: „Lieber Gleim! Hier ein Portrait von mir. Das beste, was je gemacht worden, obgleich unvollkommen. Das größte Opfer, was ich Dir geben kann. — Ich will für diese Kleinigkeit keinen Dank. Mir ist's genug, wenn Gleim diesem Bilde bisweilen einen Blick, ein Vielleicht! ein Gott!

wenn ich ihm Unrecht thäte! — eine Zähre gönnen mag, daß gute Menschen von Guten so verschieden denken können!“ —

Auf die drei Gespräche Lavaters antwortete Gleim:

„Lebbäus Benzler ist von Johann Caspar Lavater kein wärmerer Freund, als Johann Wilhelm Ludewig Gleim! Aber es giebt einen guten und einen bösen Johann Caspar Lavater, und von diesem, von welchem der junge Lebbäus auch ein warmer Freund ist, von diesem kann's der alte Johann Wilhelm Ludewig in Ewigkeit nicht. Der böse J. C. Lavater ist der, welcher dem Juden Mendelssohn sein Glaubensbekenntniß abforderte, der Wasern im Gefängniß überreden wollte, daß man seinem Mörder nicht zuvorkommen müsse.“ — „Der das bekannte Gedicht in der katholischen Kirche machen konnte, zwei Drittheile der „Aussichten,“ ein Zehntheil des „Messias“ schrieb; der, welcher den Gaßnern, den Cagliostro'n, was sie waren, nicht ansah; der, welcher bei Gleim: Tyrtäus wie ein Engel Gottes nur erscheinen und verschwinden konnte; der, welcher nach Bremen reis'te.“ —

„Diese Thaten, Lieber, Guter, hätte Jesus Christus nicht gethan! Darum bin ich dem guten Lavater so gut, und dem bösen so böse! — Genug hiermit, zur Antwort auf alles in Ihren dreien Gesprächen für itzt und immer!“ —

„Unbemerkt durch's Leben schleichen,
In dem kleinsten Musenhain,
Unter Tannen oder Eichen,
Keinen Herzerforscher scheun;
Mit den Menschen sich vergleichen,
Mit sich selbst zufrieden seyn;
Hilft das größte Glück erreichen!“

„Dies höchste Glück zu erreichen, liebte ich schon immer den Frieden, ließ die Feinde meines Daseyns schalten und walten nach Herzenslust, ging meinen Gang, und bin — wo ich bin Gottlob!“

„Und mit Ihnen, lieber Lavater, um Gottes: willen keinen Krieg. Sie schlügen mich mit Ihrer Feder — wer kann so schreiben? — und mit Ihrer Frömmigkeit — wer ist so fromm!“

„So friedlich, wie den 12. Juli 1786, im Wagen, essen wir Kirschen mit einander von nun an bis in Ewigkeit. Amen.“

„Ich umarme herzlich meinen Lavater, und bitte Gott, den andern zu bekehren, vom leichten Glauben zum schweren, vom anscheinenden Vernunft: feinde zum öffentlichen Freunde des gesunden Men: schenverstandes!“

„Ich mag wohl warten,“ soll wol heißen: Sie konnten's abwarten? — In jener Welt wird's alles anders, als ich's sah, sich zeigen. In diesem

Verstande sage ich es auch, mein bester Lavater, und bin Ihr

ewiger Freund
der alte Gleim,“

der „non-putaram“ niemals heißen und nie sagen kann, weil seine Meinung von Lavater sich auf Thatsachen gründet. Non-putaram-Gleim ist ein häßlicher Name, lassen Sie mir meinen wohlklingenden!“ —

„Nur das noch! in Ihrem Schreiben ist manches so deutlich, wie Sie's dachten, nicht ausgedrückt. — Dieser Ihr Fehler, daß Sie das Gedachte sehr oft deutlich nicht ausdrückten, ist wohl am meisten an Ihren Federkriegen Schuld.“ — „Das Publicum ist, wie das Volk, ein vielköpfiges Thier, wer's wählt zum Richter über seinen Streit, der, dünkt mich, wählt den schlechtesten Richter. So sehr auch von andern das liebe Thier für unbestechlich gehalten wird, so wählte ich doch viel lieber Einen, als Alle! Mich graut vor den Vielen! Und vor allen Federkriegen; also, mein bester Lavater! Friede sey mit Uns! Wir lieben einander, und jeder bleibt bei seiner Meinung, in der wir eins sind, und in diesem Eins bin ich meines guten Lavaters nicht schwatzhafter, aber bewährtester Freund, von dem ich glaube, daß er bewährterer Freund ist von Lavater, als alle der Haufen auf den Knieen um ihn her!“ —

Im Herbst desselben Jahres ward Gleim zum Mitgliede der Königlichen Academie der Wissenschaften und freien Künste zu Berlin ernannt. Ein Oelgemälde zum Andenken Sulzers, welches Gleim der Academie widmete, war die Veranlassung dazu, welche der Professor Müller, am Joachimthalschen Gymnasium zu Berlin, eifrig ergriff., um die Ernennung seines verehrten Gleims zum Mitgliede zu bewirken. — Gleim, der davon Nachricht erhielt, schrieb alsobald an Müller: „Was soll ich in meinem Alter mit den Ehrentiteln? Sie belästigen mich, kosten mir Danksagungsbriefe, Complimente. Nein, ich bitte flehentlich, das Unglück abzuwenden. Ihre herzlich gute Meinung von mir hat's krumm gemacht, Sie müssen's in's Gleiche bringen. Konnten unsre Musageten mit eigenen Augen mich nicht sehen vor zwanzig Jahren, so sollen sie es nun auch nicht mit Ihren Vergrößerungsgläsern. Ich schwöre Ihnen, daß es mir am liebsten wäre, wenn Sie's bei meiner Bedingung (daß Niemand erfahre, wer der Academie das Bild geschenkt habe) lediglich gelassen!"

Gleim war während der Regierung Friederichs ein glücklicher Preuße gewesen; des Preises voll von dem gesegneten Vaterlande, litt er nicht, daß man Einzelnes tadelte an dem großen Landesvater. Nach dessen Tode aber folgten andere Tage, Tage der bitteren Sorge, des Unmuths und wohlbegründeter Furcht. Es ergingen Befehle, und Einrichtungen

wurden getroffen, denen jede Weisheit widersprach. Da ging der Andern gemeiner Patriotismus meist von hinnen, und wandelte sich in Furcht und feiges Klagen. Der treue Gleim aber ward in diesen Tagen erst ein wahrer Patriot; seine Liebe zum Vaterlande, die nicht mehr Enthusiasmus bleiben konnte, ward Tugend. Das im Jahr 1788 ergangene „Edict, die Religionsverfassung in den Preußischen Staaten betreffend," erregte allgemeines Mißfallen, und es wurden viele Stimmen des Unwillens darüber laut; Gleim suchte in der Stille alles zum Besten zu kehren, und vertheidigte den Landesvater, als der nur der einbrechenden Willkühr jedes Einzelnen wider die Kirche entgegen wirken wolle. Berlinische Leute aber, die schon längst an einer Aufklärung arbeiteten, welche alle Religion bis zu völlig nüchterner Faßlichkeit hinabklären sollte, schrieen um so lauter und ungebärdiger. Ein kleines Gedicht von Gleim ward von ihnen öffentlich für einen Ausfall auf das Edict erklärt, und höchlich gerühmt. Gleim schrieb alsobald an den Minister von Wöllner:

„Ich lese in diesem Augenblick in der zu Berlin erschienenen neuen Monatsschrift: „Journal für Aufklärung," ein kleines Gedicht von mir, unter dem auffallenden Titel: „Aussichten," und man versichert mich, daß dieses Gedicht gedeutet sey

zu Berlin auf das von Ew. Excellenz angegebene Religionsedikt."

„Weil nun diese Deutung entstanden ist aus Unwissenheit oder aus Bosheit, so sehe ich mich genöthigt, Ew. Excellenz mit zweien Worten die reinste Wahrheit zu sagen."

1) „Daß das kleine Gedicht gemacht sey von mir, in einem Augenblick von Unzufriedenheit über unsere spekulativen Philosophen zu Königsberg und Düsseldorf."

2) „Daß es in fremde Hände gerathen, und der auffallende Titel „Aussichten," ohne mein Wissen, darüber gesetzt sey."

3) „Daß der Vers:

„„Und alle Musen sind verwiesen!""

die Wahrheit andeuten sollte, daß, durch jene speculirende Philosophen und deren Anhänger, aus Deutschland die Musen verwiesen seyen. Dieser Wahrheit kann kein Kenner des jetzigen Zustandes unsrer Wissenschaften widersprechen. Auf unsern Universitäten in und außer Preußen, in Monatschriften, überall Verfolgung der Musen! Der allergnädigste Landesvater erklärte, beim Antritt seiner Regierung, sich für ihren Beschützer; nicht die mindeste Wirkung davon! Die Speculation hat aller unserer besten Köpfe sich bemächtigt. Die Wissenschaften, die man verachtungsweise die schönen nennt, und die so nützlich dem Staat und der Menschheit sind, wie die sogenannten

gründlichen, werden nicht gelehrt; auf Kanzeln und auf Gerichtsstühlen speculirende Philosophen werden machen, daß Barbarei einreißt, wie zu den Zeiten, nicht des Aristoteles, sondern der Aristoteliker."

„Meine Freunde wissen, daß ich diese Zeiten weissagte vor vielen Jahren schon. So weit ist's nun gekommen, daß unsere Jugend Humaniora nicht mehr treibt, weil wider sie Geschäftsmänner eingenommen sind, und sie von unsern vielen speculirenden Philosophen über die Achsel angesehen werden."

„Ew. Excellenz halten diesen Ausguß seines Herzens einem in der Liebe zu den Musen alt und grau gewordenen Patrioten zu gute! Jene Deutung konnte er nicht ertragen! Sie vernichtet seinen Character; er bleibt Patriot bis in sein Grab. Patrioten aber müssen Unzufriedenheit im Staat nicht entstehen machen, und entstandene nicht vermehren!"

Der Minister antwortete ihm: „Es kümmert mich, daß Ihr kleines Gedichtchen einen hämischen Anstrich hat erleiden müssen. Wollen Sie aber vor mir und allen andern Patrioten etwas voraus haben? Das gute unschuldige Edict, vom 9. Julius, findet so viele Widersacher und unberufene Tadler, da es doch nichts weiter ist, als eine kirchliche Policeiverordnung." —

Im Herbst 1790 überfiel Gleim, auf einer Reise, zu Aschersleben eine heftige Krankheit, die

sein Leben mehrere Wochen lang in die größte Gefahr brachte. Er selbst erwartete nur den Tod, und nahm Abschied von seinen Freunden:

„Lebt wohl, und habt noch Lust zu leben,
Und habt für alle Freuden Dank,
Aus Eurem Herzen mir gegeben,
In Briefgespräch und in Gesang!

Lebt wohl, ich geh' aus diesen Schranken
Der Zeitlichkeit mit raschem Schritt;
Ich geh' und nehme die Gedanken
An Euch und Eure Liebe mit!"

Durch die treue Sorgfalt und Pflege der Seinen aber, bei denen er krank lag, so wie durch seine treffliche Natur, siegte das Leben über den Tod, und er kehrte voll frischer, neuer Gesundheit nach Halberstadt zurück. „Sie glauben nicht" — schrieb er damals an Ebert — „wie wohl ich mich befinde. Trink- und Liebeslieder, ohne Wein und ohne Liebe, schmiede ich noch täglich um vier Uhr." Herdern, welcher, seine Gesundheit zu stärken, ins Bad gehen wollte, schrieb er eilend: „Eine Reise zu dem Patriarchen machte gesünder! Sehen sollten Sie, wie der Patriarch noch hüpft und springt, und seine Jünger beschämt! Wasser thut's freilich nicht, die Freude thut mehr!"

„Gebt mir Blumen, gebt mir Kränze,
Seht, ich bin ein alter Mann,
Der noch alle Freudentänze
Mit den Musen tanzen kann!

Gebt mir Blumen, gebt mir Kränze,
Legt mir leicht're Kleider an,
Daß ich alle Freudentänze
Mit den Musen tanzen kann!“ —

Gleims Freunde feierten sinnreiche Genesungsfeste; ein ehrlicher Cuirassierofficier aber zu Aschersleben, welcher im Herzen beschlossen hatte, dem preußischen Grenadier, wenn er stürbe, ein Denkmal in der dortigen Garnisonkirche zu errichten, sagte bei der Nachricht von Gleims völliger Genesung: „Jammerschade, daß der Mann nicht gestorben ist; nun kann aus dem Denkmal nichts werden!“

Gleim war in's Leben zurückgekehrt, um ein Zeuge zu seyn von den Gräueln der französischen Revolution. — Mit Entsetzen sah er die ungeheure Gefahr aus jenem Riesenstrudel gegen Deutschland sich anwälzen. Sein preußischer Patriotismus läuterte sich zu einem edleren deutschen. Er sah im Geiste alle Thronen und alle Verfassung Deutschlands gefährdet. Er entsetzte sich gleich anfangs, und da noch alle sich der großen Begebenheit als einer Heil- und Lichtbringenden erfreuten, vor der anschwellenden Willkühr eines so begeisterten Volks,

und ihn täuschte weder der Glanz der Volksrepräsentation, noch der Köder der proclamirten Menschheitsrechte! — Eine so schnelle und gewaltsam erzeugte Volksmacht hat noch nie das Recht gewogen. Sie stürzt unwillig verheerend auf alles, was als Ordnung besteht, und duldet, immer erneuernd, nur das Neue! —

Gleim, der deutsche Patriot, predigte in allen seinen Liedern und Briefen eine zweifache Gegenwehr: Bekämpfung der umher lodernden Aufruhrlust, durch Berichtigung der Begriffe von Vaterland, Freiheit und Gleichheit, und durch sowohl politischen, als bewaffneten Widerstand wider die nach außen revolutionirende Nation selbst. — Er war im tiefsten, heißesten Gefühle der Reinheit seines Willens und seiner Grundsätze, in dieser großen Angelegenheit heftiger, als irgend sonst; er eiferte mit aller seiner Kraft, und wandte sich an Fürsten und Herren, an Gewalthaber und bloße Bürger, um dem Gifte der umkreisenden Phantome zügelloser Freiheit und Gleichheit entgegen zu wirken. Er sang preußische Soldatenlieder, Marsch- und Kriegeslieder, in derselben Heldenherzigkeit, mit derselben Andacht und deutschen Einfalt und Treue; zwar nicht mit demselben Jugendfeuer, wie 1756 und 1757, sondern mahnend und belehrend, wie das Alter pflegt:

„Wenn eine Macht zu mächtig wird,
Und zeigt zu stolzen Muth,
Dann sorge jeder Völkerhirt,
Und wach' auf seiner Hut!

Dann glaub' er, daß gefährlicher
Als solche Macht nichts ist!
Sie wird ein Wolf, der weit umher
Die Völkerhirten frisst!

Kennst du, du deutscher Patriot,
Solch eine Macht, so sey
Für frühes Kriegesaufgebot,
Und Deutschland bleibe frei!"

Die Soldatenlieder waren im Jahr 1787 durch einen Brief des Freiherrn von der Reck *) veranlasst worden, worin derselbe Gleimen Nachricht gab, von einem dem Könige von ihm mitgetheilten Plane: „durch tüchtige Lieder das kriegerische Feuer, und den Nationalstolz in der ländlichen Jugend verbreiten zu lassen, und Gleimen den Auftrag zur Verfertigung solcher Lieder zu geben." — Der König hatte auf dies Gesuch folgenden Cabinetsbescheid gegeben:

„Vester, lieber Getreuer. Will der gute Gleim, als ein zweiter Pindaros, dergleichen Lieder, wie

*) Zu Oberdick, in der Grafschaft Mark.

Ihr in Eurer Vorstellung, vom 28. Oktober, antragt, verfertigen, so wird es mir zum gnädigsten Wohlgefallen gereichen. Ihm aber solches ausdrücklich, bei seinem Alter und Geschäften, aufzugeben, kann sich nicht wohl entschließen Euer gnädiger König.

Berlin, den 10. November 1786.

Friederich Wilhelm."

Wie hätte ein so patriotischer Aufruf, einer so guten Absicht entquollen; wie hätte ein so schmeichelhaftes und gnädiges Wort des Landesvaters bei Gleim ohne Wirkung bleiben können? Er sandte seine Soldatenlieder dem Könige zu:

„Sire!

„Ew. Königliche Majestät versicherten den Freiherrn von der Reck in einem allergnädigsten Cabinetsschreiben:"

„„Daß es zu Allerhöchst Deroselben gnädigem Wohlgefallen gereichen würde, wenn der alte Gleim zu Halberstadt bessere Lieder, als die Soldaten in den Casernen und auf den Märschen gemeiniglich singen, freiwillig machen wollte.""

„Von dieser allergnädigsten Versicherung begeistert, hat der alte Gleim die beigehenden Soldatenlieder gesungen, und wünscht in seinem 70sten Jahre nichts mehr, als:

daß sie den Soldaten moralisch und patriotisch besser machen, und dadurch des theuersten Landesvaters allergnädigsten Beifall sich erwerben mögen."

„In tiefster und getreuster Devotion ersterbend."

Seinem Freunde Wieland sandte er diese Sammlung mit folgendem Briefe: „Meinem Herzensbruder Wieland soll ich, auf Verlangen des alten preußischen Grenadiers, bei Uebersendung seiner Soldatenlieder, bitten, dieselben aus dem rechten Gesichtspunkt anzusehen. Der alte Grenadier ist eingenommen für seine Monarchie, für seinen König, für seine Landesverfassung! Die Gesetze, nicht der König, regieren in seinem Vaterlande; der König selbst erkennt die Gesetze für die Schranken seiner Macht, und jeder Bürger seines Staats ist unter ihrem Schutze so frei, so sicher, wie der König; daher die Liebe zu seinem Vaterlande! Dies, mein Herzensbruder, soll ich Ihnen sagen. Der König selbst hat, auf Veranlassung eines Patrioten, den alten Grenadier zu diesen seinen Liedern aufgefordert, unsre Soldaten singen sie, statt sonst gewohnter ungesitteter Lieder, auf ihren Märschen; unsre Soldaten, jetzt mit aufgehobenem Schwerdte die Friedensstifter Europa's. — Können Sie's dem alten Mann, der, so alt er ist, an diesem Verdienst um die Menschheit auch noch gerne Antheil hätte, können Sie's dem verdenken, daß er, zur Bezwingung der Feinde

des edeln Friedens, durch seine Lieder ein Kleines, Unmerkliches, beitragen will?“

Den Soldatenliedern ließ er gleich noch eine zweite Sammlung, ebenfalls im Selbstverlage, folgen: Preußische Marschlieder im März 1790. Seine Freunde mussten es dem alten Manne schon zu Gute halten, daß er zu viel sang! zu viel in Wahrheit! Allein er konnte nicht an sich halten, nicht geduldig seyn, nicht unaufhörlich feilen. Dies, der Verdruß, daß er nicht mit marschieren konnte, und noch mehr der Gedanke, daß er zum Todtschlage des Krokodills sein Scherflein beitragen müsse, hatte ihn zum Vielsänger gemacht! „Die neuen Römer“ sprach er, „müssen wie die alten geschlagen werden, oder es ist seines Throns kein deutscher Fürst, und seiner Rasenbank kein Hüttner werth! Wenn Ihr, jungen Leute, das Krokodill nicht schlagt, so schlägt es der alte Hüttner!“ *)

Er lebte seitdem mehr, als je, nur allein in der Ereigniß: reichen Gegenwart, und seine Muse musste, willig oder unwillig, ihm täglich die großen Lehren singen, welche die Gegenwart ihm für die Zukunft offenbarte. „Wie sonst in meinen lieben Alten, den Griechen und Römern,“ schrieb er an Franz von Kleist,“ so leb' und webe ich jetzt in unserer Zeitgeschichte.

*) Gleim an Franz von Kleist.

geschichte. Gräuel über Gräuel! Menschenblutströme, Tigermenschen, mehr als der Gläubigste der Gläubigen nach tausend Jahren wird glauben können. Wahr oder nicht, ich lese, prüfe, fasse in den rechten Gesichtspunkt, was in ihm zu fassen ist, forsche, was für Ungeheuer die Vorsehung zu Werkzeugen braucht; freue mich, wenn ich einen ihrer unsichtbaren Fäden, an welchem sie das übelste der Uebel zum Guten zu leiten scheint, mit dem besten Franzosen entdecke. Kurz, mein Bester, ich bin ein Zeitgenosse."

So entstanden die verschiedenen Sammlungen seiner „Zeitgedichte." „Schon der Titel" (sagt eine handschriftliche Vorrede) „dieser kleinen Sammlung zeigt dem Leser an, was er von ihnen zu erwarten hat. Sie sind alle durch verschiedene Krisen der moralischen und politischen Welt veranlasst, und aus einem Gefühle entquollen, welches mit tiefer Innigkeit an allem Theil nimmt, was der Menschheit werth und heilig seyn muß. Die Sittenlehre aller ist Humanität. Der Verfasser mag eifern oder lächeln, so ist Naivetät immer der schönste Hauptzug der Miene, die das Wesen seines Vortrags ausmacht, die er selbst ist." — Also hätte man diese Gedichte mehr als politische Herzensergießungen, denn als Gedichte ansehen sollen. „Gleim konnte nicht aufhören, Patriot und Weltbürger zu seyn; für jene

Gegenstände aber war er nicht Dichter mehr.“ *) Einzelnes jedoch, in welchem der tiefe Schmerz des Greises über die Gräuel der Zeit, und seine heiße Liebe für die leidende Menschheit ausbricht, reihen sich den besten Poesieen seines Lebens würdig an. Die erste Sammlung dieser historisch-patriotischen Gedichte erschien, wie alle die folgenden, im Selbstverlage, unter dem Titel: „Zeitgedichte vom alten Gleim.“ — Ihr folgte in demselben Jahre eine Sammlung von Sinngedichten.

Auf's höchste ward Gleims Patriotismus gesteigert, durch die Hinrichtung des unglücklichen Ludewig des Sechszehnten; er war seitdem in einem beständigen Affect, und konnte sich nur selten von dem Entsetzen befreien, welches die fast täglich erneuerten Krieges- und Volksgräuel um ihn her schlangen. Er gab im Jahr 1793 eine zweite Sammlung heraus: Zeitgedichte vor und nach dem Tode des heiligen Ludewig des Sechszehnten,“ — und vertheilte sämmtliche diese Sammlungen allen seinen Freunden und Bekannten, überzeugt, einen guten Saamen zu säen unter das Unkraut, das der Freiheitsschwindel reichlich auswarf. Er fühlte sich überdem durch die Reinheit und Stärke seiner Gesinnung berufen, der Gefahr, welche dem geliebten

---

*) S. Himly über Gleim, im Decemberstück der neuen Berliner Monatschrift für 1803.

Vaterlande drohte, mit aller seiner Kraft entgegen zu wirken. Seine Muse musste ihm arbeiten an dem gemeinsamen Werk der Hülfe; sie, die Heitere, die ihn nur immer freudig begeistert hatte zum Gesang, musste ihm dienen, der Trübsal der Zeit unterworfen, einem langen unerfreulichen Tagwerke. — Herder antwortete Gleimen auf diese Sammlungen: „Für Ihre Gedichte danke ich freundlich. O wie sich Ihre Seele in den traurigen Wogen Europa's rudernd mühet!“ Gleim selber aber schrieb über diese Gedichte an Ebert: „Meinem Ebert sollte ich die beigehenden Zeitgedichte nicht schicken, er ist ein Demokrat! Mag er immer einer seyn, er kann den Königsmord nicht billigen, nicht den Blutdurst eines großen Volks. Dem großen Volke selbst lege ich den Königsmord und alle Teufeleien zur Last; es musste von den Demagogen zu Henkern sich nicht brauchen lassen. Er nimmt, das weiß ich, die Vielheit und die Schlechtheit der Gedichte mir nicht übel, weil er sehen wird, daß sie aus der Theilnehmung an dem Unglück der Menschheit entstanden sind.“ — Gleim war, in Rücksicht auf die Revolution, fast mit den meisten seiner Freunde im vollen Gegensatz. Ihm schienen sie alle bezaubert von der verkündigten Freiheit und Gleichheit, und er fürchtete von seinen Freunden um so mehr, da er ihren Meinungen, als gelehrter und von dem Vaterlande geachteter Männer, einen bedeutendern

Einfluß auf die öffentliche Meinung zutraute. Deshalb schrieb er demselben Freunde: „Es ist recht gut, daß wir nicht zusammengekommen sind! Wir hätten, wie brave Ritter, für und wider die Freiheit gestritten. Wider die Freiheit? Nicht doch, besser wider die Freiheitswuth, wider das unselige Complott, das den Abschaum der Menschheit aufhetzt, zu Tigern macht; wider die Freiheitstollen, die den Wächter der Gesetze seines Amts entsetzen, Gesetze geben, und den Gehorsam, den sie fordern, ihnen nicht verschaffen können; wider diese Freiheitstollen, in und außer Frankreich, hätte ich eine Lanze gebrochen mit Ihnen; gut aber ist, daß es dazu nicht gekommen ist. So alt wir beide sind, so hätten wir doch wol zu eifrig für unsre Meinung gestritten; Sie für die Ihrige: daß unsre Fürsten Despoten, und die Nächsten um sie her Tyrannen seyen — ich für die Meinige: daß unsre Fürsten keine Despoten, und die Nächsten um sie her unsere Tyrannen nicht sind. Sie für die Ihrige: daß es besser wäre, wenn wir keine Fürsten hätten; ich für die Meinige: daß es nicht besser wäre.“

„Lassen Sie uns jeder seine Meinung behalten; nur wünsch' ich als Menschheitspatriot, Sie gingen mit Ihrer etwas behutsamer um, und predigten sie, wie die C** und St**, nicht auf den Dächern. Sie sind ein berühmter Mann, wir Deutsche halten Sie für Einen unserer weisesten Männer, Ihre

Worte haben Gewicht; also, wenn auf Ihrer Reise deren, die den Abschaum der Menschheit aus seinem Nattennest aufjagen könnten, Ihnen entfallen sollten, Bester, so heben Sie die wichtigen Worte doch ja sogleich wieder auf, damit sie tausendfache schädliche Früchte nicht bringen mögen."

„Sie könnten der Stifter einer Revolution im Vaterlande werden, könnten das Faustrecht herstellen. — Ach! wie viele Mühe hat es den lieben Vorfahren gekostet, den Landfrieden zu Stande zu bringen! Wir können unter'm Schutze der Gesetze so still, so ruhig bei unsern Musen und unsern Weibern sitzen; können, wenn wir den Gesetzen der Gesellschaft nicht zu nahe treten, so frei seyn, wie die Vögel in der Luft! Was wollen wir mehr?"

Seinem Franz von Kleist schrieb er: „Zu gutem Ausgang großer und angehender Weltbegebenheiten können wir, jeder zu seinem Theil, etwas beitragen. Seyn Sie Patriot im recht eigentlichen Verstande! Machen Sie zufriedene Menschen in dem Staate, von welchem Sie ein Mitbürger sind, so tragen Sie ein Etwas bei; auf andre Weise halte ich's für unmöglich." — Und einer Freundin schrieb er: „Wohl unsern Preußen am Rhein, sie dienen der Menschheit! Wir zu Hause, meine Theure, können so gut, wie sie, ihr dienen! Wir dürfen ja nur unsern lieben Musen, unsern Freunden und unserm Vaterlande getreu bleiben, wie ich; dies ist

mein Stolz!“ — Klopstocken aber, als dieser das erhaltene französische Bürgerdiplom wieder zurückgeschickt hatte, sandte er die beiden Verse:

„Klopstock sah den Freien, Gleim den Knecht;
Von beiden wer sah recht?“

Was im Sturm verhängnißvoller Zeit der Einzelne thut und im Einzelnen wirkt, das ist der Inhalt seines Lebens in solcher Zeit. Deßhalb verweilet der Biograph Gleims bei dessen Eifer wider die Freiheitswuth! — Es war kein unfruchtbarer, kalter Starrsinn, es war eine thätige, lebendige Liebe, die ihn zu diesem Eifer trieb. — Die große Gefahr, über Deutschland aufgestiegen, da Revolutionsschwindel in dem Einen Staat wüthete, in andern Staaten vergiftend umherschlich, gab dem Greise einen neuen Lebensschwung, einen rascheren Blutumlauf, und dadurch das Gefühl neu erblühender Kraft und Männlichkeit! Er ging straff und fest einher, sein Auge funkelte, seine Stimme war voll und tönend, sein tägliches Leben und Seyn zeugte von derber Gesundheit, wie er alles dies, selbst in den besten Jahren seines Lebens, nicht so genossen hatte. Er fühlte den Grenadier in sich erneut, und von den Geschichten des Tages entflammt, wie damals, da er die Thaten Friederichs sang. — Sein Patriotismus ward als vaterländische Tugend öffentlich anerkannt. Sein mit ihm alt verjährter Wunsch nach näherer Theilnahme am Wohl des Vaterlandes ward

ihm jetzt gleichsam erfüllt, und beseelte ihn mit neuer Lebenslust. Er fühlte sich durch seine Gesinnung als einen der ersten Bürger des Staats, und lud sich die geliebte Sorge auf, zur Rettung fromm und eifrig mitzuwirken; er gab seiner Muse in die Rechte ein schneidend Schwerdt gegen die Feinde des Vaterlandes, und einen Oelzweig in die Linke, zu Beförderung jener Tugend, die ihm als Humanität über alles heilig schien in dieser gräuelvollen Zeit. Nirgends fand er diese patriotische Glut, nirgends den heiligen Eifer für die erkannte, wahre Freiheit, nirgends diese wohlgegründete Einsicht von der wachsenden, gemeinsamen Gefahr, die er in ihm selber so heftig empfand. Kein Wunder, daß er sich für eine der wahrhaftesten Stützen der öffentlichen Ruhe hielt, und seine Gesinnung jedem predigte, dem Tauben und dem Hörenden, dem Patrioten und dem Freiheitler, dem Einfältigen, wie dem Klugen, jedem, der's wollte und der's nicht wollte! Seine Briefe wurden lauter patriotische Hirtenbriefe, in welchen er Ehrfurcht und Treue für's Vaterland, und Mißtrauen wider die Revolutionssüchtigen empfahl. Sein Ton darin war so ächt gutmüthig, und hatte so unverkennbar den Ausdruck redlicher Gesinnung, daß er überall gut aufgenommen wurde. Der Herzog von Braunschweig, der, als Generalissimus der Preußen wider Frankreich, seinen Abschied nehmen, und in sein Herzog-

thum zurückkehren wollte, erhielt von Gleim, außer mehreren dringenden Bitten, doch das Commando zu behalten, auch einen etwas heftigen anonymen Brief, worin diese Bitte mit Vorwürfen des Nicht-Patriotismus begleitet war. Der edle Herzog antwortete ihm ebenfalls anonym: „Nicht Trägheit, nicht Mangel an Theilnahme an das über die Menschheit verhängte Unglück, sondern erkannte Unmöglichkeit, unter unzusammenhängenden politischen Umständen zu wirken; und Friederichs Nachfolgers Aeußerungen: nicht wirken zu sollen, gebieten dem Guelfen, Zuschauer der Schande Deutschlands, und des Triumphs des Verbrechens zu seyn. Den 7ten November 1794.“ —

Außer der französischen Revolution, die Gleims ganze Aufmerksamkeit, wegen seines Vaterlandes, auf sich zog, nahm er auch ächt weltbürgerlichen Antheil an den Schicksalen Polens, und des edlen Königs Stanislaus Augustus. Einige kleine Gedichte an die polnischen Fürsten und den König, die beide priesen wegen der vollendeten „besseren Revolution,“ kamen vor die Augen des polnischen Residenten zu Berlin, welcher bald darauf folgenden Brief an Gleim sandte, begleitet von einem Brilliantringe, mit dem Namenszuge seines Königs: „Mit hohem Gefühl las ich neulich die geistvollen Zeilen Ihrer unsterblichen Muse auf unsere Konstitution; ich eilte, eine Abschrift davon dem Könige,

meinem Herrn, mitzutheilen, und sehen Sie hier die Wirkung davon. Ich habe den sehr angenehmen Befehl erhalten, Euer Hochwürden beigehenden Ring zu übersenden, und Sie der größten Hochachtung des Königs zu versichern. Ich erfülle diese Pflicht auf der Stelle, ungeachtet ich äußerst krank und hinfällig bin. Sie sind, wie ich höre, bereits 70 Jahr, und der älteste lebende Dichter Deutschlands, und ich verehre um so mehr Ihre mit heiliger Verbena geschmückte würdige Schläfe. Der ich die Ehre habe, mit vollkommenster Hochachtung zu seyn, Euer Hochwürden

Berlin,
den 12. Februar 1792.

ganz ergebenster Diener
Zablocki,
Resident des Königs und der Republik Polen, am Königlichen Hofe."

Es that dem Greise unendlich wohl, seine Stimme einmal nicht ganz verhallt zu wissen im leeren Raume. Er schickte dem trefflichen Residenten ein Exemplar der Zeitgedichte, in welchem auch die beiden erwähnten Gedichte standen, für seinen König, mit der eigenhändigen Inschrift:

„Wenn dich, du kleines Buch, der beste König lies't,
Und wenn er findet dich geschrieben
Nur für die Könige, die ihre Menschheit lieben,
Dann rühm' es, daß du glücklich bist!"

Den Zeitgedichten folgte im Selbstverlage eine neue Sammlung: Kriegeslieder, welche er allen seinen Bekannten unter den Feldherren, Offizieren und Soldaten des preußischen Heers in der Champagne vertheilte. Unter andern schickte er sie auch dem vortrefflichen Generallieutenant, Grafen von Kalkreuth: „Ew. Excellenz waren auf dem Marsch in die Gegend, in welcher unsere Preußen den Parisischen Gräueln und deren Verbreitung sich entgegen stellen sollen, so gnädig, nach dem alten preußischen Grenadier sich zu erkundigen. Seit dieser Zeit begleitete dieser alte Mann seinen, schon längst von ihm verehrten, lieben General mit seinen Herzenswünschen, und nimmt, in der höchsten Freude seines Herzens über die geheilte Wunde seines Feldherrn, sich die Freiheit, von seinen neuesten Kriegesliedern ein Exemplar gehorsamst zu übersenden. Im Winterlager haben unsere Feldherren Muße zu lesen. Auf dem Thatenwege mit Lesereien sie aufzuhalten, würde der durch sein Alter in Ruhe gesetzte Grenadier sich ein Gewissen machen. Gebe der Gott der Menschheit unsern Preußen einen mit dem mindesten Verlust erfochtenen, großen, herrlichen Sieg, der Menschheit zum Besten! Geb' er unsern Kriegern allen, und besonders Ew. Excellenz, zu Vollbringung des großen Werks, Kraft und Gesundheit!" — Der tapfere General antwortete: „Ueberaus beschämt bin ich, erst jetzt die Feder anzusetzen,

um Ew. Hochwürden für das schöne Geschenk ver-
pflichteten Dank zu sagen. Ich kann aber den Him-
mel zu Zeugen anrufen, daß es nicht von mir abge-
hangen, meinem braven, hochverehrten, alten Gre-
nadier eher zu antworten; denn eigenhändig musste
es seyn, das gebot mir Liebe und Hochachtung!" —
Wie eines Mannes in der Blüthe der Kraft, war
Gleims, des Greises, Wort, Blick und Gang, wenn
er solche Briefe erhielt, zum Zeichen, daß er ver-
standen sey, wo er es am heißesten wünschte. Er
ging dann mit dem Briefe frohlockend zu Freund
und Freund, und handhabte dann oft den treuen Stab,
wie ein Schwert, wider die Feinde der Menschheit. —
Wie war Gleims Leben so reich an Freuden dieser Art.
Aber jegliche Treue ist so freudenreich! —

Gleim nahte sich Jedem offen und vertrauend,
welchen er mit ihm gleichgesinnt fand. Die politi-
schen Schriften des Buchhändlers Dyk waren ihm
wegen ihrer Absicht werth, und er schrieb sogleich
an denselben: „Bei den Beiden, die Seite 13 der
von Ihnen herausgegebenen Briefe Malouet's wün-
schen, daß die Menschen glücklich seyn möchten,
wäre ich gern der dritte Mann! So viel mir in
meinem kleinen Wirkungskreise möglich ist, trage ich
dazu bei, daß man von der gräßlichen Welttragödie
richtige Begriffe bekommen möge! Mit großem Ver-
gnügen ersehe ich aus manchen Ihrer neuesten Schrif-
ten, daß auch Sie, mein werthester Freund, an die-

ser der Menschheit so wichtigen Absicht und derselben Erreichung arbeiten; dieserhalb wünschte ich schon längst, weil sie unterrichteter sind, als ich, alles von Ihnen in dieser Absicht Geschriebene bei der Hand zu haben, um mit Ihren Waffen manchen Gegner überwinden zu können! Gegner nenne ich, die nicht glauben wollen, daß die Gefahr des Umsturzes aller Humanität so groß sey; nicht glauben wollen, daß es kein Krieg gegen die Könige, sondern gegen die Nationen sey, in welchen die Königsmörder die Könige hineingerissen haben!" — Wie lauter liegt hier die edle Gesinnung Gleims zu Tage! Die Mitwelt spottete zu jener Zeit häufig Gleims des Patrioten, aber die Zeit hat jenen Spott hart gerächt, und jene Gesinnung, wie eines Propheten, geheiligt! Ist der Weise, der aus leichtsinniger Gegenwart tief bekümmert in die Zukunft blickt, und heraufsteigende Trübsale bejammerte, nicht immer ein Spott und Aergerniß dem Volke gewesen, das die Zukunft nicht erspähet? — Gleim eiferte nicht aus armseliger Castensucht oder Partheiwuth, sondern als ein Priester, der des Tempels Zerstörung fürchtet. Er wollte nirgends die strafende Geißel dulden, sondern suchte nur Belehrung zu verbreiten, Licht und Liebe für das Vaterland und den Landesvater. Seine Zeitgedichte erschienen damals wie aus einer andern Zeit unter den wild durch einander kreuzenden Partheien, und verloren sich bald, nur von wenigen erkannt, in

der Verborgenheit des Selbstverlags. Seine Bemühungen, sie durch den Buchhandel zu verbreiten, waren fruchtlos, obgleich er sie verschenkte. Er sandte z. B. eine ganze Auflage an Dyk nach Leipzig, und schrieb ihm: „Der alte Gleim hat Zeitgedichte, vor und nach dem Tode Ludewigs des Heiligen — gut oder schlecht thut nichts zur Sache, (die Sache war: er wollte gutgesinnt ein Scherflein dazu — daß die Menschen keine Tiger würden, beitragen) — eiligst, denn er wollte den Zeitpunkt nutzen — zum Druck befördert, hat einem Hamburger Betrüger sie zu verkaufen hingegeben, dieser hat ihm 500 Exemplare zurückgesandt. Diese 500 Exemplare sendet der alte Gleim, Ihr Freund, heute noch ab, an die Dykische Buchhandlung, und bittet Sie, mein lieber Freund und Gönner, die Freundschaft für den alten Gleim zu haben, und entweder selbst diese 500 Exemplare zum Geschenk anzunehmen, oder dahin, daß die genannte Buchhandlung zum Geschenk sie annehme, gütigst sich zu verwenden. Dies ist seine Bitte, die werden und können Sie dem alten Manne nicht abschlagen, welcher glaubt, daß Sie oder die Ihren Namen führende Buchhandlung, die in diesen schrecklichen Zeitpunkt passenden Zeitgedichte, ein Scherflein zu der löblichen Absicht, am besten der lesenden Bürgerwelt in die Hände geben können!“ — Einige Jahre später sandte er demselben Freunde wiederum eine Auflage von Kriegesliedern zum Ge-

schenk, und als ihm dieser antwortete: er treibe die Politik nicht mehr, weil es eine zu undankbare Sache sey, schrieb ihm Gleim: „Der Gedanke, die Lieder Ihnen zu schenken, entstand aus dem Glauben: daß Sie die gute Sache der Menschheit betrieben. Der, daß Sie Politik trieben, kam mir nicht in den Sinn!“ — Wie sehr groß Unrecht that man dem Greise, daß man seine Gedichte nur einem müßigen Kannengießer beimaß, nicht aber einer lebhaften, ewig regen Sorgfalt und Liebe für die ihm klar gewordene gute Sache der Menschheit! — Aus Politik hätte Gleim seine Zeitgedichte nicht so emsig verschenkt, und dem Verleger der Genzischen Schriften damals nicht schreiben können: „Von unsern politischen Schriftstellern ist Herr Genz der einzige, mit dem ich sympathisire! Möchte der brave Mann sich doch entschließen, nach Mallets Plan, eine humane Belehrung für die europäischen Völker und ihre Könige zum Besten der Menschheit auszuarbeiten, und die Aufmerksamkeit der Könige auf dieselbe rege zu machen! Unendliches Verdienst, glaube ich, könntet Ihr beide Herren um die Menschheit Euch erwerben! Wie, wenn Sie jedem in Betrachtung kommenden Fürsten ein schön gedrucktes und schön gebundenes Exemplar unmittelbar zusendeten? Mit Freuden trüge ich die Kosten, weil ich glaube, daß es von großem Nutzen seyn würde. Schon lange wünschte ich, daß unsere

besten Federn thun möchten, was unsern Schwertern zu thun unmöglich ist!“ — *)

Mit solchen Entwürfen und Ideen, weltbürgerlich das Wohl des Vaterlandes zu befördern, war Gleims Herz und Geist unaufhörlich beschäftigt. Besonders gern suchte er den Kunstgriff anzuwenden, dasselbe, was dem Gegentheil mit Erfolg diente, zu seiner guten Absicht zu benutzen. Das Feindselige zu gewinnen, schien ihm eben so ersprießlich, als es zu bekriegen. Das Uebel an der Quelle anzugreifen, war sein Rath; sein Grundsatz war: nicht den einzelnen Sünder, sondern das Laster zu verfolgen. — Ihm schien es weiser, den süßen Köder des Lasters selber umzuwandeln zu einer Lockung zum Bessern. — So, zum Beispiel, war die ihm immer allgemeinere Gleichgültigkeit gegen Schaam und Sitte ein Gräuel, und er glaubte den wahren Grund davon in der gränzenlosen Lesewuth zu finden, welche die Unzahl auch der sittenlosesten Lesebücher gierig verschlang. Er sprach: „Man muß dem Guten auf demselben Wege entgegen gehen, welchen der Gegen-

---

*) In einem Briefe gleichen Inhalts führt Gleim folgende Stelle aus des Barläus Briefen an: „Nec ille parricidii culpa longe abest, qui cum humanitati prodesse possit, et patriae laboranti, sive opere, sive consiliis succurrere, securam taciturnitatem vocis libertati anteponit.“ cf. Epp. Barlaei. Amstelod. 1667. pag. 19.

theil für das Schlechte einschlägt," und schrieb dem trefflichen Göschen zu Leipzig: „Tragen Sie, lieber, braver Mann, zu dem herrlichen Entschlusse der Herrn Buchhändler, keine Sittenverderbenden Schriften auf der Buchhändlermesse dulden zu wollen, doch ja so kraftvoll das Ihrige bei, daß er zur vollkommensten Ausführung gelangen möge. Sie machen dadurch um die Menschheit sich so hoch verdient, wie ein Herder durch seine Humanitätsbriefe, wie ein Klopstock durch seine Messiade. Jene Schriften tödten mit ihrem Gifte die göttlichste Tugend, die Schaamhaftigkeit. Wer sich nicht mehr schämt, der verabscheuet keine Gräuelthat. Bringen die Buchhändler den vortrefflichen Entschluß zu Stande, dann, lieber Freund, möcht' ich in einem Gedicht Ihr Verdienst um die Menschheit singen!" — Möge auch dies schöne Saamenkorn des geliebten Mannes noch fruchtbaren Boden finden, und den Nachkommen zu schöner Blüthe und Frucht aufgehen!

Es war Gleims heiterem Geiste unmöglich, länger in den Gräueln jener Zeit fortzuleben, ohne Freude, ohne Frieden. Die Muse ward des Eiferns müde, sein Herz sehnte sich nach heiterem Genuß. Da baute die Muse ihm ein Hüttchen, in welchem er, geistig einsam, sich nur des liebsten Lebens erfreute, idealisch alles bannend, was aus der gräuelreichen Gegenwart etwa zu ihm eindringen wollte. Er war wieder glücklich in dieser Idee, und als

Hütt-

Hüttner zufrieden mit Gott und der Welt. Die Zeit der Jugend musste ihm wiederkehren, da er sorglos sang, und aller Freude Freund. Der Greinadier ward ein Hüttner, sein Leben gewann den Frieden nach langem Kampfe. Ein reizend helles Abendroth schien ihm in's Hüttchen, daß der Greis des Lebens sich still ergötzte. — Die entsetzliche Zeit scheuchte ihn nicht in eine Höhle, den Menschen meidend; nein, sein schönes liebereiches Gemüth hieß ihm ein Hüttchen bauen, mitten unter die Menschen hin, um darin die Eintracht zu lehren, die Freude, die Liebe; um darin milder zu werden und zu machen, dort auch die wenigen zarten Blüthen schöner Menschheit sorgsam zu pflegen; darin ein Seher Gottes und ein Menschenfreund zu seyn. Hier wusste er sein wirkliches Leben und seine Umgebung in ein freundliches Licht zu stellen, und allem eine schöne Deutung zu geben. Der Biene gleich, trug er fleißig in sein Hüttchen ein: was dem Herzen eine Freude, dem Leben Frieden, dem Geiste Licht und Stärke giebt. Alle Tugenden und alles Geliebte ließ er in sein Hüttchen einkehren, damit sie nicht dem Vaterlande entflöhen. Die ganze Heiterkeit seiner Jugend kehrte mit ihm ein, nur der Muthwillen, der ihm die Schäferwelt und das Glück der Spitzbuben damals eingegeben hatte, durfte nicht mit in das geliebte Hüttchen, wie er seinem jüngsten Freunde Falk erzählt:

„Vor sechzig Jahren, lieber Falk,
Wollt' ich, wie Du, den Schelm, den Schalk,
Den Narr'n, den kriechenden Poeten
Auf unserm winzigsten Planeten
Nicht dulden; sang die Schäferwelt,
Die Bürgerwelt, das Glück der Buben!

Ha, Götter! welch Geschrei erhuben
Der Schelm, der Schalk, der Kriegesheld,
Und der Betrüger, der das Geld
Aus seinem Vaterland' in Säcken
Wegtrug, ein Prachthaus sich zu bau'n,
Und seinen Bau mit Gold zu decken!
Bald aber machte Furcht und Graun
Vor allem, was ich leiden sollte,
Daß ich sie alle dulden wollte.

Nun dank' ich's meinem lieben Gott,
Daß sich mein allzu bittrer Spott
In Liebe, Scherz und Halladat
Durch ihn so bald verwandelt hat!
Dank' ihm, daß er an seinem Faden,
Dem feinen, unsichtbaren, mich
In's Hüttchen führte! Seiner Gnaden,
Der überschwenglichen, dank' ich,
Daß ich den alten, guten Sinn
Für dieses eine stille Leben
Erhalten hab', und ihm ergeben,
Ein alter Mann geworden bin!"

Als Gleim in Herders Humanitätsbriefen die Stelle las: „Da Scherz und Freude die Eltern des Gesangs sind, wo waren diese hingeflohen in jenen traurigen Zeiten, die Griechenland zuletzt erlebte?“ — schrieb er: „Da Scherz und Freude die Eltern des Gesangs sind, wo sind diese hingeflohen in diesen traurigen Zeiten, die Europa jetzt erlebt? In's Hüttchen sind sie geflohen, in's Hüttchen! Wer es kennt, das Hüttchen, der gehe und sehe da die Eltern des Gesangs! — Im Hüttchen bei Gleim, im Winkel sitzen sie, und seufzen über die Gräuel der Zeit, und seufzen, daß die Menschen Tiger sind, daß sie aus dem Bösen das Gute sogleich nicht sehen, und seufzen, daß ihr liebster Aufenthalt in Wüsteneien verwandelt ist, trösten aber sich einander, sagen: Der Gott der Götter mag sorgen; wir, die Kleinsten, wollen seyn, was wir seyn sollen! Sie sagen es, und scherzen und singen! Hier sind einige von ihren Liedern.“ — Seinem Ebert schrieb der gesangfrohe Greis: „Wenn wir alten Leute, bester, liebster Ebert, noch singen, — Gresset, welcher sagte, daß es Thorheit sey, nach 40 Jahren noch singen zu wollen, mag sagen, was er will, — so freuen sich die Musen, die heiligen Engel im Himmel freuen sich über uns. Wer noch singen kann, ist der Welt noch nicht abgestorben; also, liebster Ebert, wollen wir singen, bis der Tod an unsre Thüren klopft, und wir ihn freundlich bewillkommnen!“

Diese Lieder nun sammelte er unter dem Titel: „Das Hüttchen.“ Die erste Veranlassung zu dieser Sammlung war jenes Lied, welches Gleim dem jungen wandernden Sänger Valentin Berg dichtete. Johann v. Müller schrieb Gleimen über dies Hüttchen: „Geschworen hätt' ich, es wäre aus jener Jugendzeit, wenn es nicht historische Züge der unsrigen enthielte. Aber leicht, fein, liebevoll, wie ein Jugendkind, ist das Büchelchen; nur so weise, als der Grenadier rasch und mannhaft war; aber auch so erhaben in seiner Einfalt, wie Halladat, wie die Alten. Das ist die wahre Weisheit für alle Menschen, der wahre Codex des Glücks und der Freiheit. Ich werde vieles davon auswendig lernen, wie vormals die Kriegeslieder.“

Bei dem entschiedenen Widerstreit Gleims wider die öffentliche Meinung von Freiheit und Gleichheit, konnte nicht fehlen, daß er unendlich viele und heftige Gegner fand. Er ward von den Anbetern der proclamirten Freiheit, die sich ausschließend als die Erleuchtenden ansahen, als ein Obscurant verschrieen, als einer, der der obschwebenden Dunkelheit monarchischer Verfassungen Freund sey. Nie aber hat Gleim auf solche öffentliche Schmähungen öffentlich etwas erwiedert; um so mehr gehören folgende Briefe hierher, wo man ihn einem der heftigsten Gegner gegenüber sieht, wie er gerecht und billig, gutmüthig, offenherzig, ehrlich und derb mit ihm verfährt. Der

ehemalige Professor Cramer zu Kiel, welcher sich späterhin als Buchhändler zu Paris niederließ, sandte Gleimen seine Schriften:

Cramer an Gleim:

Hamburg, den 6. Juni 1795.

„Sie hätten mein Herz, o Gleim, nicht empfindlicher rühren, keine glühendere Kohlen auf mein Haupt sammeln können, als durch den Antheil, den Sie an dem Schicksale der unglücklichen Girondisten nehmen, für deren Vertheidigung ich, unter dem Monarchischen Scepter, meine eigene Wohlfahrt aufgeopfert habe. Wie sehr freue ich mich Ihres jugendlich lebhaften Geistes in Ihrem ehrwürdigen Alter!“

„Das erste Stück meiner Uebersetzung Louvets folgt hierbei, und ich werde die übrigen, so wie sie erscheinen, nachsenden.“ —

„Unmöglich kann ich mich überwinden, dies zugleich von dem ersten Stücke meiner Ehrenrettung der Gironde begleiten zu lassen, das die Uebersetzung der beiden Hauptschriften Sieyes enthält; denn ich muß es Ihnen nur geradezu und offenherzig gestehen, daß ich in diesem, bereits vor'm Jahre herausgekommenen, Sie (damals Ihr Feind geworden) stark, bitter und ohne Schonung angegriffen habe, wegen des Ihrer Muse und Gerechtigkeit nicht werthen Epigramms, in welchem Sie, sich zu den Genzen und Rehbergen gesellend, diesen würdigsten Denker und

Handler Frankreichs, der nach Rousseau am meisten für die Grundfesten der menschlichen Gesellschaft gearbeitet, und nie sich auch nur des leisesten Verdachts der gegen ihn ausgestreuten Beschuldigungen schuldig gemacht, öffentlich als einen „Atheisten“ und „Bolzendreher“ brandmarkten.“ —

„Sie werden selbst von diesem Irrthume zurückgekommen seyn. Mit Freuden komme daher auch ich von dem meinigen, der Verkennung Ihrer, zurück. Ich betrachte also Alles, als: non avenu! — Passati errori! — — und da ich mir bewusst bin, daß jedesmal, wenn — procera in vulnera ferox, mein Geist in meinem kriegerischen Blute, zu Angriffen auf Männer, (sonst innig hochgeachtet von mir) wie Schlözer, Wieland, Möser, oder Sie, aus reiner Wahrheitsliebe, gedrungen sich fand, dies nie ohne innere Schmerzen geschah;“ — „So ist mein aufrichtigster Wunsch, daß Sie die vergangenen Irrthümer nicht einmal lesen mögen!“ —

„Anstatt also jener Ehrenrettung der Girondisten, sende ich Ihnen lieber ein gedrucktes Manuscript, meine eigene, zu. Mein Fall wird, es kann nicht fehlen, auch zu Ihren Ohren, verstellt durch alle Fabeln der gesprochenen und gedruckten Verläumdungen, gedrungen seyn. Aber Sie werden die Acten meines Falles lesen, und, wäre es auch nur als Gelehrter, an meinem Schicksale Antheil nehmen.“ —

„Nach diesen sich Ihnen ganz hingebenden Offenheiten, bedarf es meinerseits wol keiner weitern Versicherung meiner Verehrung gegen Einen der achtungswerthesten Aeltesten unseres Bardenhains, den Freund Klopstocks und meines Vaters, noch dafür, wie ich, mit allen Deutschen, die glückliche, lange Dauer seines heitern Alters wünsche!“ —

C. F. Cramer.

Gleims Antwort:

Halberstadt, den 20. Juni 1795.

„Seyn Sie, lieber Herr Professor, meinetwegen außer Sorgen! Und hätten Sie das Aergste gegen mich geschrieben, und hätt' ich's alles auch gelesen, so hätt' ich's Ihnen übel genommen, weil Sie an Ihres Vaters und Klopstocks Freund sich versündigt hätten, Ihr Feind aber wäre ich nicht geworden!“

„Sie sind ein braver, freimüthiger Mann, überschreiten aber, gleich einem zügellosen Füllen, die Grenzen der Humanität und des Wohlstandes; beis des weiß ich, und lasse Sie seyn, was Sie sind, Sie können nichts Anderes, nichts Besseres nach meinem Begriff seyn; also, lieber Herr Professor, seyn Sie außer Sorgen; ich werde, was Sie stark und bitter und ohne Schonung, (als mein Feind) wie Sie selbst sagen, gegen mich geschrieben haben, lesen, und ruhig seyn und schweigen! Im Hüttchen ist kein Krieg! Daß Sie dies Unterstri-

chene verstehen mögen, send' ich Ihnen das nur für Freunde gedruckte Hüttchen, nicht Sie zu meinem Freunde zu machen."

„Sie können mein Freund nicht seyn! Sie hätten sonst wegen des, meiner Muse und Gerechtigkeit nicht werthen, Epigramms mich öffentlich nicht zur Rede gestellt, nicht mich hingestellt öffentlich zur Schau der Einfältigen, als einen Spießgesellen der genannten beiden Männer, mit denen ich nicht in der entferntesten Verbindung stehe, von deren Einem ich nicht eine Zeile gelesen habe; hätten mit zwei guten, gelinden Worten mich zurecht gewiesen! Daß ich irrte, konnten, mussten Sie sehen, und irrt' ich nicht, (bis diese Stunde halten brave, rechtschaffene Männer den Abt Sieyes, den sie persönlich kennen, für den schlauesten Rathgeber der Tigermenschen) so, lieber Herr Professor, so — Genug aber! Im Hüttchen ist kein Krieg! Eins noch: jenen braven Männern glauben, ist verzeihlich, ist nothwendig sogar; denn hat nicht Abt Sieyes zum Raube der Bibliothek des Statthalters stille geschwiegen?"

„Sie schreiben viel, lieber Herr Professor, von diesem vielen machte vieles dem Hüttner viel Freude. — Sie streuen viel schöne Saamenkörner! Aber, lieber, bester Herr Professor, lassen Sie mich's, als Freund Ihres Vaters und Klopstocks, auch Ihnen sagen, was ich einem Freunde, der auch ein feuriger, freimüthiger, junger Mann war, und viel schrieb, einst sagte:

„Wer Saamenkörner streut, der nehme sich in Acht,
Daß ihm einmal es nicht gereue!
Welch Unglück haben in die Reihe
Der Dinge Worte nicht gebracht!“ *)

„Anlangend übrigens Ihren Fall, lieber Herr Professor, so gestehe ich, daß über diesen viel mit Ihnen zu sprechen seyn würde. Viel, alles beinahe in diesem Fall bedarf Erläuterung.“

„Das Manuscript selbst hat alles mir nicht aufgeklärt.“

„Alles Dunkle hell, lieber Herr Professor, erleb' ich nicht, ich bin ein alter Mann; erleben möchte ich, daß Sie ganz glücklich wieder wären; Klopstocks Oden möcht' ich gern noch lesen, Baggesen möcht' ich gern noch einmal sehen!“ —

„Gleim.“

An Denselben.

Halberstadt, den 26. Juni 1795.

„Nun, lieber Herr Professor, habe ich die beiden ersten Hefte von Louvets Schicksal, und die beiden gedruckten Handschriften durchgesehen, (nicht gelesen, dazu hatt' ich die Zeit noch nicht) und gefunden, daß Sie ein in Leidenschaft brennender Ueberspannter sind!“

---

*) S. die goldnen Sprüche des Pythagoras.

„Also fürcht' ich mich vor näherer Verbindung mit Ihnen!"

„Ich bin ein alter, dem Grabe naher Mann, und habe was Besseres zu thun, als mit einem noch kraftvollen Athleten mich einzulassen!"

„Also will ich nun auch, was Sie geständlich im Eifer, nicht für die Wahrheit, sondern für Ihre Meinung, gegen mich geschrieben haben mögen, nicht lesen! Es sey, was es wolle, gereuen wird's Ihnen. Gott geb' es! Dieu fit du repentir la vertu des hommes."

Diesen Geist der Hüttchenruhe, die seinem Alter so wohl stand, wusste Gleim sich allenthalben zu erhalten, so fremdartig auch die Außenwelt ihm sich aufzudringen suchte. Der Revolutionskrieg, das Geschrei von Freiheit und Menschenrechten, hatte neue Ordenswuth erweckt, Geheimniß und Wirken im Dunkel. Gleim hatte nie Achtung für Ordensverbindungen gehabt. Geheimnißkram war ihm zuwider; das Gute, sprach er, bedarf seiner nicht, dem Bösen muß man ihn verbieten. Vor allem duckte zu dieser Zeit der Illuminatism auf, der weit verbreiteten Maurerei entrankt, genährt von einer sauren Gährung der Zeit. Ihm war es nicht (wie vermuthlich dieser) um Gründung eines höhern, sittlichen Reichs zu thun, sondern um unmittelbaren, einzelnen Widerstreit. Wenigstens äußerte sich in solchem sein kurzer Fortgang. Er begann sein Werk

auch nicht in der Tiefe, sondern sein Werk war der Oberfläche, des Scheins, der Wagniß auf schnellen Erfolg. Der Orden verkündete: Recht der Vernunft und Freiheit, und in seinem Mittelpunkt waltete das Element aller Tyrannei, der Grundsatz: „Auch die Mittel, welche das Gesetz der Vernunft, Freiheit und Sitte nicht erlaubt, heiligt der Zweck!“ — Der Orden aber konnte nicht bestehen; Vernunft und Freiheit erstarben und verdarben unter den materiellen Fäusten der Gemeinen. — Das Schicksal der meisten geheimen Verbindungen. — Wie kann es denen, die da draußen sind, anders erscheinen, als eine Thorheit; ein Geheimniß vom Heiligsten unter Tausenden der Unheiligsten? — Anders freilich durchschaut ihr Wesen der Meister von innen, der wahre Obere und Meister vom Stuhl, als welcher ihm einen festen Sitz bereitet und erworben hat, von welchem herab er überall die Gründung und Tiefe erkennt,“ die Rechtwinklichkeit und Regelmäßigkeit, Loth und Waage und die bindenden Kräfte“ des unternommenen Baues.*) Gleim ward von einzelnen Gliedern jener ephemeren Orden heftig verlästert; man nannte ihn einen Obscuranten, einen Feind der Freiheit und Vernunft, weil er die Theilnahme an der Ordensverbindung verweigert

---

*) Siehe die Wahlverwandtschaften von Göthe. 1. Theil. Tübingen 1809. Seite 152—156.

hatte. Dies zwar kümmerte Gleim wenig, weher indeß that ihm, dem redlichen Menschen und Bürger, daß die auftretenden Gegner jenes Ordens sich nun wider Vernunft, Freiheit und Aufklärung selber auflehnten, nicht aber wider den Mißverstand, mit welchem der Orden das Heiligthum vertreten wollte. Ihn schmerzte, daß man nun öffentlich der Aufklärung fluchte, der Freiheit und der Vernunft, weil sie so gottlosem, frevelndem Unwesen zur Mauer und Waffe dienten. Im Vaterlande gingen böse Geister um, die von der Finsterniß eines gewaltsam aufgedrungenen Glaubens das erwarteten, was der Orden, eben so sinnlos und ungerecht, von gewaltsam verbreitetem Licht und Recht der Vernunft und Freiheit. Auch der edleren Männer Viele eiferten wider die Aufklärung; seiner Freunde Einem schrieb Gleim: „Man schelte nur nicht auf das Gottesgeschenk, die Vernunft, halte die guten Aufklärer nicht für Illuminaten, lasse die Sonne Gottes, wo sie will, durchbrechen; glaube nur, daß dummes Volk schwerer, als kluges, sich regieren lasse; daß Ruhestörer den dummen Pöbel zur Handhabe brauchen; der Kluge lasse so leicht, wie der Dumme, sich nicht erkaufen; so thut man zu dieser Zeit, in welcher fast alles in's Große geht, sein Bestes. Licht kommt von Gott, vom Teufel Finsterniß! Ich hüte mich, zum Nachtheil unsrer Fürsten jetzt eine Sylbe fliegen zu lassen.“ —

„Von jeher war ich der Meinung, daß in der menschlichen Gesellschaft Heimlichkeiten nicht geduldet werden müssten. Diese Meinung hat mich gegen Freimaurerei und alle geheime Verbindungen in Sicherheit gesetzt; ohne sie wäre auch ich, wie ein geduldiges Schaf, zur Schau der Klugen, in der weiten Gotteswelt bei der Nase umhergeführt. Gott sey, daß er diese Meinung mich haben ließ, gelobet und gebenedeiet!“ —

Im Jahr 1797 starb Friederich Wilhelm der Zweite, und dem Vaterlande gab sein Nachfolger, Friederich Wilhelm der Dritte, neue und gerechtere Hoffnungen glücklicher Zeit. Der neue König gewann sich Aller Herzen; der Glaubenszwang und anderes Gehässiges hörte sogleich auf, und schöner wirkte vom preußischen Throne herab das seltene Beispiel häuslichen Glücks, strenger Gerechtigkeit, prunkloser Einfalt, und jeder uralten Tugend deutscher Nation. — In der lautern Unbefangenheit und Freude des Herzens, wandte sich Gleim auch an Friederich Wilhelm den Dritten, mit seinem patriotischen treuen Gruß:

„Sire!

„Voltaire, der Dichter, schrieb an Friederich den König, wie an seines Gleichen!“

„Die deutschen Dichter machen mit ihren Königen sich nicht so gemein! weil ihre Könige nichts

aus ihnen sich machen, so machen sie auch aus ihren Königen nichts!“

„Sie sind stolzer als die französischen!“

„Wenn aber ein König anfängt Einer zu seyn, wie Ew. Majestät, dann sind sie nicht mehr stolz!“

„Dann gebietet ihnen der König, ihn nicht zu loben.“

„Dann sagt der Dichter:

„„Ihn loben soll man nicht, wer aber kann's denn lassen?““ *)

„So geht's dem alten Soldaten, der auch einmal so etwas von einem Dichter war; er kann's nicht lassen!“

„Friederich der Große hatte nur Einen Fehler! Diesen Einen haben Ew. Königl. Majestät nicht! Sie sind ein deutscher König, und ich, der alte Soldat, bin mit den heißesten Wünschen für das höchste Wohlergehen des Landesvaters

Ew. Königl. Majestät

deutscher unterthänigster treuester Knecht

der alte Gleim.“

Der geliebte König, der damals an den Masern krank danieder lag, nahm das Schreiben mit derselben Gesinnung auf, mit welcher es ihm geschrieben worden, und befahl seinem Geheimen Cabinetsrath Menken:

---

*) Opitz.

„Dem Kanonicus Gleim für sein Andenken, und die in seinem Schreiben bezeigten devoten Gesinnungen, unter den aufrichtigsten Wünschen für die Ruhe und Zufriedenheit seines Alters, in höchst Dero Namen zu danken.“

Also hatte auch der dritte Landesvater Gleims patriotische Huldigung gnädig aufgenommen, und dadurch dessen Treue für das geliebte Vaterland neu gestärkt.

In demselben Jahre legte Gleim, höchst ungern, seine Stelle als Domsecretarius nieder, nach funfzigjähriger Verwaltung derselben. Er hatte dem hochwürdigen Stifte, während dieser langen Zeit, die wichtigsten Dienste geleistet, sowohl durch seine nicht gewöhnlichen Talente, als auch durch die überaus vertrauten, freundschaftlichen Verhältnisse, in welchen er mit den wichtigsten Gliedern des Ministeriums stand. Die Stifter waren, besonders seit Friederichs Tode, sehr häufigen Ansprüchen, von Seiten der Minister, ausgesetzt, und liefen oft Gefahr, in ihren Gerechtsamen geschmälert, oder in ihren Grundvesten erschüttert zu werden. — Gleim ward vom Capitel oft nach Berlin gesandt, um durch seine persönlichen Verbindungen mit den bedeutendsten Geschäftsmännern daselbst, und durch seine kluge Art zu unterhandeln, den Gesuchen des Capitels die möglichste Erfüllung zu verschaffen. Oefter noch suchte der treue Diener für sich allein durch Privatcorre:

spondenz dergleichen Unbill von seinem ihm so theuren Stifte abzuwenden, noch ehe das Capitel zu irgend einem Entschluß gekommen war. Als z. B. im Jahre 1795 der König durch mehrere Cabinetsbefehle von den Stiftern jährlich 8000 Rthlr. verlangt hatte, zur Pensionirung invalider Offiziere, protestirten die meisten Stifter dagegen, als gegen eine Auflage auf sie allein, da doch alle Unterthanen gleich schuldigen Beitrag zu leisten hätten. Gleim aber wandte sich unmittelbar und aus persönlichem Eifer an den Urheber dieser Auflage, den Minister von Wöllner selbst, ihn davon abzubringen bemüht:

„Nicht an den Minister, an den alten Freund und Gönner schreibe ich, und bitte, warlich wohlmeinend, als Freund und Patriot bitte und flehe ich ihn, wegen der 8000 Thaler für unvermögende Kriegesmänner einen andern Weg einzuschlagen. Der betretene führt in eine Gegend, in die der Beste der Landesväter seine Landeskinder geführt zuverlässig nicht sehen will. Unzufriedenheit heißt sie.“

„Zehn Millionen von Allen, weil der Landesvater Unterstützung nöthig hat, führen in diese Gegend nicht; von Einem Ein Thaler führt hinein!“

„Es ließe sich ein Buch darüber schreiben. Der Chef des geistlichen Departements sollte, sagt man, dem Landesvater vorstellen, daß er falsch berichtet seyn müsste; die protestantischen Stifter wären nicht

reich;

reich; jeder Besitzer einer Stiftsstelle gelange durch ein Capital zu derselben, sterb' er, so gehe das Capital verloren. Die Einkünfte solcher Stellen wären Leibrenten, die bis jetzt aus wichtigen Gründen in allen Landen von allen Abgaben befreiet geblieben, und so weiter."

„Das Halberstädtische Domstift hat von Kaiser und Reich bestätigte Gerechtsame; der Huldigungseid ist auf diese Gerechtsame geleistet; das Domstift stiftet unendlich viel Gutes; Aufzählung desselben wäre gegen seine Moral; man vernichte es doch nicht, mache es unzufrieden doch nicht; man sorge doch, daß es über Gewaltthat nicht leise, geschweige laut, zu klagen Ursach nicht bekomme!"

„Ueberlege es mein gnädiger Freund, und so viel ich weiß, noch immer mein Gönner, und findet Er, daß sein alter Freund, sein uralter, Unrecht habe, so sey Er gnädig, und sage es seinem uralten Freunde, dann so will dieser, das Buch darüber zu schreiben, so alt er ist, zweimal sich nicht bitten lassen."

Bei solchem Eifer für das Wohl des hochwürdigen Stifts, hatte Gleim eine vollendete Kenntniß aller Statuten und Gebräuche desselben, von den Grundvesten an, bis auf die geringsten Nebendinge des Herkommens und Gebrauchs, so daß andere Stifter in streitigen Fällen bei ihm sich Raths erholten.

Bei der Niederlegung seines Amts behielt er sich, nebst einer der Hauptrechnungen des Capitels, die Beneficiengeschäfte für die Studierenden vor. Letztere erhielten ihm den funfzig Jahre lang mit studierenden Jünglingen geführten Briefwechsel, und gaben ihm noch immer tausend Gelegenheiten, den ihn besuchenden Studenten wohlzuthun mit Rath und That. Gewiß verließ ihn keiner derselben, ohne lebhaft aufgemuntert, oder väterlich ermahnt zu seyn! Vor allem pflegte der Greis die Jünglinge nach ihren Lieblingsstudien zu befragen, ernst eifernd, wenn sie das Brodstudium dafür hinschoben. Er wusste ihnen Ruhmbegier und Achtung für jede Geistes- und Herzensgröße zu erregen, wenn er im Freundschaftstempel die Portraits seiner berühmten Zeitgenossen zeigte. Gutmüthig wie er war, anspruchlos, beredt und feurig, nahm er die bessern jugendlichen Gemüther unwiderstehlich für sich ein, so daß er die meisten jungen Herzen willig offen fand für den auszustreuenden Saamen des Guten und Schönen. Es war wol selten ein darbender Student zu Halle, der in seiner Noth sich nicht an Gleim gewandt hätte, gereizt durch den Ruf des wohlthätigen Greises. Der Bessere wandte sich an ihn mit offener, wie der Geringere mit schlau verstellter Gebährde, welche den arglosen, immer nur dem Guten nachforschenden, Gleim leicht täuschte. Wo Er Mangel sah, half er dem klagenden Jünglinge unbedingt; wo aber lok-

kere Trägheit hindurchblickte, versagte er strafend, derb und oft naiv genug. In Gleims Nachlasse haben sich viele Tausende von Briefen junger Studierender gefunden, die alle nur mit Bitten und Klagen, mit Dank und Freude angefüllt waren. In den academischen Ferien ward das Hüttchen tagtäglich von Studenten besucht, und bei diesen Besuchen wusste der Greis die vertrauende Ergebenheit, welche er den Jünglingen durch seine väterlich milden Briefe eingeflößt hatte, trefflich zu benutzen, um tiefer in ihr Leben und Wollen zu schauen. Er prüfte scherzend und ernst, und wusste weislich zu tadeln und zu loben. Wo er offenbare Unwissenheit fand, konnte er sehr derb seyn; so schrieb er Einem, der in gemeiner Weise um Unterstützung bat, ganz kurz: „In Ihrem Schreiben, lieber Herr S., haben Sie Fehrigen statt Ferien geschrieben. Ich kann Ihnen das Wort nicht reden, Sie nicht empfehlen.“ Einem Andern dagegen, der ihn an Auszahlung eines schon bewilligten Stipendiums erinnerte, schrieb er eilends: „Hier, mein lieber Herr C., sende ich Ihnen die beiden vergessenen Goldstücke, und weil ich daran Schuld bin, daß sie zurückgeblieben sind, so lege ich ein drittes bei, welches den Auftrag hat, um Vergebung meiner Vergessenheitssünde zu bitten!“ Ein Student, welchem er eine Unterstützung auf eine sehr freundliche Weise verschafft hatte, bat ihn um ein Gedicht „auf die hocherfreuliche Genesung seines

Durchlauchtigsten Herzogs.“ — Obgleich der Jüngling persönlich Ihm ganz unbekannt war, so schrieb er ihm doch gar gütig und treuherzig zurück: „Alle meine Gedichte werden Ihnen sagen, daß ich im Namen eines Dritten etwas Taugliches nicht machen kann. Es sind nur Empfindungen, Gedanken und Meinungen meines Personalcharakters, die sie singen; sie fließen aus meinem Herzen, aus meiner Seele! Warlich es ist mir nicht möglich, im Namen eines Dritten etwas Taugliches zu singen! Also, mein lieber Herr M., legen Sie's, daß ich Ihnen Ihre freundliche Bitte nicht gewähren kann, nicht unrecht aus!“ — Es mag selten geschehen, daß ein 72jähriger Greis einem ihm unbekannten Studenten auf eine solche Bitte so antwortet. — Einem Jünglinge, welcher bei'm Abschiede von der Academie Ihn um die Bezahlung seiner Schulden bat, gab er zur Antwort: „Ich würde mich an Ihrem würdigen Herrn Vater und an Ihnen versündigen, wenn ich Ihnen Geld vorschösse zur Bezahlung Ihrer Schulden, die Sie nicht hätten machen müssen, bloß darum nicht, weil Sie vorhersehen konnten, daß Sie die lieben Eltern damit betrüben würden. Ueberdem auch sitze ich in keinem Geldhaufen, von dem ich nur wegnehmen dürfte. Sie werden also mir nicht übel nehmen, wenn ich, durch den verlangten Vorschuß, Beweis meiner Freundschaft und Hochachtung Ihrer Talente nicht geben kann.“

„Nächstens aber hoffe ich, einen geringen solchen Beweis geben zu können, dadurch, daß ich die guten Zweibrückischen Ausgaben der Classiker zum Andenken Ihnen übersenden werde.“

„Machen Sie Freude, mein lieber Herr M., Ihren lieben Eltern und den Freunden der Wissenschaften, folglich auch Ihrem ergebensten Diener Gleim.“

Wie liebenswerth entfalten diese Briefe das liebevolle, wahrhaft edle, menschlich-schöne Gemüth des theuern Mannes! —

In dieser Zeit war der Rastadter Congreß, auf welchem die Gesinnung und Absicht Frankreichs wider Deutschland allgemeiner klar ward, Gleims größester Schmerz. Die kraftlose, diplomatische Zünglei der Deutschen, welche gegen die stolze, entschiedene Sprache der Franzosen im widrigsten Gegensatz stand, war Gleimen ein Gräuel. — „Der König, und Ihr alle“ schrieb er nach Rastadt, „thatet, was Ihr konntet, nicht alles! Thätet Ihr's alle, so müssten vor Euren Worten, wie vor meines Einzigen Waffen, die Franzosen zittern. Baselscher Frieden hin und her, sie haben tausendmal schon ihn gebrochen! Sie jagen Furcht ein, das ist ihre große, vortreffliche, teuflische Kunst!“ — „Was soll mich aufrichten? Denn ich bin in meinem nun bald 80sten Jahre zu Boden geworfen. So was zu erleben!“ — Es war ihm ein unaussprechlicher Verdruß, wenn

man von nahem Frieden sprach. Er sah im prophetischen Geiste die Uebermacht voraus, die aus solchem Kleinmuth dem Feinde zuwachsen musste, und in seinen Briefen und Zeitgedichten verwünschte er den Frieden, der nur neue Kriegssaat unterpflügte! Er konnte in den allgemeinen Friedensjubel nicht mit einstimmen; als er die Leier dazu ansetzte, gab sie unwillig andere Töne, als er verlangte:

„Ich will den edlen Frieden singen,
Der, daß wir nun den Sonnenschein
Hell wieder sehen, macht; allein
Die Leier widersteht!“

„Für sanfte, giebt sie barsche Töne,
Ich singe Rettung, sie Gefahr!
Was ist's, das mir so wunderbar
Die Leier widersteht?“ —

Sein heißester Gedanke war: die Preußische Gesandtschaft sollte nur dahin sich erklären: „Preußen verlange von Deutschland kein Sandkorn, aber es werde auch nicht leiden, daß irgend eine andere Macht Deutschland ein Sandkorn abnehme.“ — „Aber die deutschen Fürsten“ wandte man ihm ein, „sind uneins, jeder will haben!“ — „So belehrt sie;“ erwiederte er, „sagt ihnen, daß, wenn sie nicht eins seyen, sie alles verlieren würden. Die bösen Geister Deutschlands, nicht Frankreichs,

richten gar zu viel Böses an, verstimmen gar zu sehr. Man ist gegen solche böse Menschen wahrlich zu gleichgültig; man soll sie nicht einkerkern, nicht verfolgen; aber das Gelindeste doch, das Weiseste, das man kann, gegen sie sagen, oder sagen lassen; wir in den Provinzen können, wie viel Uebel sie stiften, nur hören und sehen." —

„Welch einen Frieden werden wir bekommen? Einen Kriegsschwangern! Unsere bessere Nachwelt wird die jetzige Schmach auszustehen, nicht kalt genug seyn, wird den bösen Geistern, — welche die natürlichen Gränzen jetzt aufbringen, und immer weiter gehen, vom Rhein an die Elbe, an den Obi — Gränzen setzen, wird — was wird die bessere Nachwelt nicht alles!"

In dieser Gesinnung schrieb er folgende

Instruction
für die deutschen Friedensgesandten
zu Rastadt.
Im November 1797.

„Sie sollen Frieden schließen, sollen
Im mindesten, wie sie, *) nicht unversöhnlich seyn!
Wenn aber sie vom Rhein
Von unserm lieben, alten Vater Rhein
Nur Einen Tropfen haben wollen,

*) Die Französischen Gesandten.

Dann sage jeder Patriot,
So Sachs' als Preuße, Löwenstimmig,
Und laut und grimmig:
Krieg noch, auf Leben und auf Tod!" —

So nun, wie Ihn der politische Geist der Zeit kümmerte, der Umwälzung den Völkern predigte und den Staaten drohte, so machte ihn auch der durch Kants Schriften aufgeschreckte philosophische Geist der Zeit viel Kümmerniß. Er hatte bei Wolfs und seines geliebten Alexander Baumgartens Philosophie sein ganzes Leben hindurch sich zu wohl befunden, er war von ihr zu behaglich eingefriedigt, als daß er hätte Lust bekommen können nach den neu entwölkten Höhen der Kantischen und Fichtischen Systeme. Gleim kannte nur das Bedürfniß, mit den jederzeitig auftauchenden Hauptmeinungen obenhin bekannt zu seyn, und forderte von der Philosophie nur Bildung des Urtheils, und irgend eine genügende Ansicht Gottes, der Welt und des Lebens. Jeder Mensch sieht sich darnach mehr oder weniger um, ohne deshalb im Stande zu seyn, in speculativer Untersuchung selbstständig zu bleiben, und ihm ein eigenes Licht zu gewinnen. — Die neue Philosophie blieb Gleimen ewig fremd, wegen ihrer ätherreinen, kalten Abstraction, und wegen ihres ernsten, von keinem Wunsch- und Willen bedingten, Forschens nach dem, was da ist in der Region des absoluten Lebens und universalen Daseyns. Er begriff sie nicht, und

konnte sich weder in dies Suchen finden, noch sich über dies Finden freuen. Er hörte, wie die Schülerhaufen der Erfahrung spotteten, und an die Stelle des Herzens und Gemüths, ein kaltes Sittengesetz aufstellten; da ward er zornig auf solche Philosophie, bei welcher Herz und Liebe und alle menschliche Güte untergehen müsse. — „Der thut nichts Gutes," — rief er eifernd — „der nicht warmes Herzens ist." — In seinem Unmuth aber versuchte Gleim dennoch, die Schriften Kants zu lesen, Fichtens und anderer, aber es blieb ihm ein eitles Bemühen. Er brachte aus der Lesung nichts mit, als nur burleske Ausdrücke des „reinen Ich's" und „Nicht Ich's" des „sich setzen" des „Imperativ's" u. s. w., aus welchen er dann spottende Pfeile spitzte. Ueberhaupt war Gleim dem Philosophiren von Grund aus abgeneigt; er lobte sich den ruhigen, stillen Glauben in der Brust, der da ist und ewig seyn wird, aufwächst mit dem Menschen, und in ihm ruhig bleibt bis ans Ende. — „Unter Baumgarten" — schrieb er an Herder — „waren Uz und ich die geschworensten Metaphysiker in Halle; seit dem Schock Jahren nach ihm, befand ich mich in der bessern Welt, in der man Gott mehr sieht, als in der metaphysischen." — „Was ich von Kant gelesen habe, hat mir meinen Verstand gelassen, hat für seinen mich nicht eingenommen!" — Früher schrieb er indeß einem Andern: „Sie scheinen

mir ein Kantischer Philosoph geworden zu seyn; um der deutschen Musen willen seyen Sie aber nur kein Kantianer.“ — „Kanten halt' auch ich für einen großen Mann, wiewohl ich wünschte, daß er uns armen Layen verständlicher, oder, welches einerlei ist, menschlicher schriebe; für die Götter sollten wir Menschen nicht schreiben. — Einen Blick nur that ich auf Kants philosophische Religion, und fand sie nichts weniger, als philosophisch.“ — Je weniger Kant Gleimen zugänglich war, um so weniger konnt' es ihm Fichte seyn. Dieser vom Mißverstande der Zeit und der Jünger damals hart gedrängte Philosoph, sandte seine „Appellation an das Publicum“ auch an Gleim, ihn um mündliche oder schriftstellerische Ablegung seiner vielgeltenden Stimme bittend. Gleim antwortete:

„Verzeihen Sie, liebster Herr Professor, daß ich Ihr so gütiges Schreiben nicht eher beantwortet, und für den Beweis Ihrer Güte gegen mich sogleich nicht gedankt habe!“

„Die Zeit her waren der häuslichen Gedanken so viele; daß ich zu den nicht häuslichen die Zeit nicht hatte.“

„Nun hab' ich sie, nun eil' ich Ihnen zu danken, und zu beklagen, liebster Herr Professor, daß an dem Verdrusse, den Andersdenkende Ihnen machten, und machen werden, Sie selbst Schuld sind!“

„Der selbst gemachte pflegt der lästigste zu seyn,
Weil's so natürlich folgt, daß wir die Schuld
bereu'n!“ *)

„Uebrigens, lieber Herr Professor, bin ich, Ihre Philosophie zu studieren, zu alt, und weil ich bei meiner alten mich so wohl bisher befunden habe, so scheu' ich mich, die neue zu studieren, und würde, wenn ich auch noch jünger wäre, mich scheuen!“

„Und weil ich Ihren Eifer für Weisheit und Wahrheit, denn diesen habe ich in dem wenigen von mir Gelesenen bemerkt, sehr hochschätze, lieber Herr Professor, so wünsche ich, daß in Ihrem achtzigsten Jahre, bei Ihrer neuen Philosophie, Ihnen so wohl seyn mag, als mir's in meinem achtzigsten bei meiner alten noch ist!“

„Einen Theil der mich glücklich machenden, finden Sie, lieber Herr Professor, in dem beigehenden kleinen Buche, **) das ich nur Freunden und Freundschaftfähigen zu geben pflege.“

„Suchen Sie, lieber Herr Professor, das Ihnen noch übrige Leben sich angenehm zu machen, dadurch, daß Sie Gedanken, von welchen Sie gute Folgen für sich und Ihre Mitmenschen deutlich so-

---

*) „Et ferre ea molestissime homines debent, quae ipsorum culpa contracta sunt:“ sagt Cicero im ersten Briefe seinem Bruder Quintus.

**) „Das Hüttchen.“

gleich nicht sehen, bei sich in Ihrem Hüttchen be: halten!“

„Das ist mein wohlmeinender Freundesrath, und ich bin verschiedener Meinung, aber mit großer Hoch: achtung für Ihr Streben nach Vollkommenheit, Ihr ergebenster Diener

der alte Gleim.“

In dem 1790ger Jahrzehnd erhob auch die Poesie in neuer Kraft ihr Haupt; Göthe ward poetischer erkannt, er und Schiller rissen die rei: fere Jugend mit dem unwiderstehlichen Reiz ewig neuer Weisen an sich, während die Schlegel, nebst ihren Freunden, durch grundauf geschöpfte Theorie und kunstreiche Werke, das heilige Gebiet sorgfältiger anbauten, es mit mannichfacher Schön: heit bereichernd. — Die rüstigen Männer gingen nicht sehr glimpflich mit dem hergebrachten Ansehn um; sie traten, wozu jede tüchtige Gesinnung leider nur zu leicht sich verleitet sieht, zu bald als reiner Gegensatz auf, mit der Macht erneuter Prüfung, und mit hellklingender Lehre angethan. — Da zer: spaltete dann die ganze Masse deutscher Liebhaberei schöner Wissenschaften und Künste in zwei gleich rohe Haufen. Es entstand ein ärgerlich Gezänk, und großer Mißverstand zwischen den Meistern und Schülern der alten und der neuen Parthei. — Gleim nahm so wenig jetzt öffentlichen Antheil daran, als ehemals an demselben Streit der Schweizer mit

den Leipzigern. Nur in Briefen und Unterredungen eiferte er für die Grazien und Musen seiner Zeit, das Gezänk abwehrend von seinem Hüttchen. Als aber in den Xenien auch auf ihn ein mehr scharf: treffender, als verwundender Pfeil abgeschos: sen ward, da war ihm selbst der Angriff zu glänzend, als daß er nicht hätte gegen die Neckerei auftreten sollen, mit aller Tapferkeit seines besten Willens und Wissens. Er vertheidigte sich mit einer Samm: lung kleiner Stücke: „Kraft und Schnelle des alten Peleus.“ — Wie er die Beleidigung auf: nahm, und in welchem Sinn er sie abgewehrt wünschte, sieht man aus folgenden Versen, den ersten und letz: ten der Sammlung:

„Nur ächte Liebe zum Apoll
Gut tactisch angebracht;
Nur diese, nicht der kleinste Groll,
Gewinne mir die Schlacht!“

und: —

„Seine goldbeschlag'nen Waffen
Braucht er, seht nur, mit Gewalt!
Er ist jung, und ich bin alt:
Götter müssen Recht verschaffen!“

Gleim war wenigstens weiser und geistreicher wider seine Gegner, als andere, die lächerlich ge: nug mit dem gelehrten Weberbaum wider die kleinen schelmischen Genien auerückten. Was ihm die Her:

der über diese seine Vertheidigung schrieb, ist das wahrste, was der Biograph darüber zu sagen vermöchte. — „Die zarteste, innigste Sittlichkeit hat Ihnen die Feder geführt — o wie froh waren wir, daß unser Freund, Er, der Priester der Humanität und der Grazien, sich so schön, so rein und weise gezeigt hat. Wahrlich, sie rühren aufs innigste, diese Pfeile, abgedrückt von dem Bogen, den nur Sie zu spannen vermögen. Mit diesem Gemüth, mit diesem Verstand' und mit dieser Unschuld konnten Sie allein nur so antworten.“ — „Nicht nur Kraft und Schnelle sollten Ihre Poesieen heißen, sondern auch Gutmüthigkeiten; denn unsäglich gut sind Sie gegen die Xenien. Wir wollen Biederkeit unser Schild seyn lassen; diese ist's in Ihren Gedichten, die Kraft und Schnelle haben, und in den Honig der Gutmüthigkeit ganz getaucht sind!“ — Und diese Gutmüthigkeit, die aus einer seltenen Reinheit des Herzens entsprang, ist über das ganze Leben Gleims ausgebreitet; sie war es besonders, die all sein Thun, selbst seine Heftigkeit, so liebenswerth machte, daß man gern und vertrauensvoll sich ihm hingab. Diese Gutmüthigkeit war auch das Element seiner Philosophie und Poesie; einträchtich und freundlich versüßten sie ihm in seinem Hüttchen, in Einfalt und Liebe, das Leben, so daß Gleim ein glücklicher Mensch war, dankbar gegen Gott, den Menschen überall gefällig.

Das letzte Jahrzehnd seines Lebens hindurch, lebte Gleim am angenehmsten. Von der erwähnten schweren Krankheit zu Aschersleben genesen, hatte seine physische Natur sich gereinigt, und er empfand in seinem ganzen Daseyn ein nie empfundenes, volles Wohlbehagen. Er las und schrieb schlaflose Nächte hindurch, wie in den jüngern Jahren; arbeitete das Seine mit Lust und Kraft, und war für jede Freude leicht gestimmt. „Dunkel und wonneleer ist das Alter," sagt Ossian, der Blinde;" — schrieb Gleim 1792 an Kretschmann, — „der gottlob die kleinste Schrift noch lesende, nicht blinde Barde, mit Namen Gleim, sagt diese Klage nicht; im nun bald geendigten drei und siebenzigsten Jahre befindet er sich noch so wohl, als damals, als er das Lied sang:

„Ich weiß ein Mädchen, schöner ist ꝛc.

„Es war, glaub' ich, im drei und vierzigsten; auch sing' ich im 73sten etwas Scherzhaftes noch wohl! Man muß sich aufmuntern, muß die bösen Geister nicht aufkommen lassen. — So jagt' ich neulich einen hinweg von mir, mit einem Liede, das sich anfängt:

„Ein Mädchen vom Lande
Hat so mich behext ꝛc."

Sechs Jahre später schrieb er einem andern Freunde: „Es gehe Ihnen wohl, so wohl wie mir ist, wenn ich an meine Freunde denke, die, wie

ich, zu leben wissen.“ — „Nun habe ich von den Aeltesten Einen nur noch zu überleben, Klopstocken, und das wird auch geschehen. Er, jünger als ich, weiß doch, so gut als ich, nicht zu leben: Immer zufrieden, und immer im Tempel der Freundschaft, wenn nicht wirklich, doch in Gedanken! das heißt zu leben wissen! So leben Sie, so will ich leben.“ Heinse schrieb ihm: „So edel und so groß und noch so voll jugendlichen Gefühls in seinem 70sten Jahre seyn, welch eine Seltenheit unter den Menschen auf diesem Erdenrund! Wie stolz muß Ihr Herz schlagen, bei den Erinnerungen an Ihr zurückgelegtes, thatenreiches, schönes Leben! Immer voll Jubel in der Seele bei der geringsten Vortrefflichkeit Ihrer Freunde! O wie liebe ich Sie, Vater Gleim.“

Die fast regelmäßigen Besuche seiner auswärtigen Freunde, Eschenburg, Voß und Herder mit ihren Familien; der Seel- und Herzerheiternde Umgang mit dem Gräflich-Stolberg-Wernigerödischen Hause, waren, außer der treuen Muse, dem fortgesetzten Briefwechsel mit den alten und neuen Freunden, und dem nachbarlichen Leben mit Nachtigal, Schmidt, Fischer, Streithorst und dem jüngeren Gleim, der freudenreiche Inhalt seiner Tage.

„Solche Briefe, wie die Eurigen,“ — schrieb er seinen Herders, — „sind Manna in der Wüste, sind Erquickung eines nach Freundschaft lechzenden Herzens. Des Lebens größter Schatz ist Freundschaft,

schaft, ich wäre, glaub' ich, ein viel munterer Jüng-ling, als ich wirklich noch bin, hätte ich mit einem Kleist, mit einem Herder unter Einem Dache, oder in Einer Stadt, gelebt!" — „Ihr müsst mir schrei-ben, mein Herz wird sonst wie welk, so frisch es sonst noch ist, in seinem hohen Alter. Es hat seit 50 Jahren von Blüthen und Früchten der Freund-schaft gelebt." — Und o wie war der edle Greis so mit Freudigkeit ganz erfüllt, wenn er Besuch erwar-tete, oder bei sich im Hüttchen hatte! — „Wir schwim-men im höchsten Vergnügen:" — schrieb er, — „Einen Voß, in ihm einen Homer, Virgil, Theo-krit, bei sich im Hause zu haben, und eine Voßin, die an Unschuld und Liebe zum Guten ihm gleich ist, das, Theurer, ist ein höchstes Vergnügen! — Lange aber halten schwache Menschen solch ein Ver-gnügen nicht aus! Geistes- und Leibeskräfte sind nicht stark genug. Das Hüttchen ist zu klein, die Anstrengung zu groß. Würde das höchste Vergnügen sparsam genossen, o wie viel besser wär's!"

„Im Himmel schwimmen Engel nicht in solchem Vergnügen, sie wären nicht seelig!"

Nur wenige unter den Menschen mögen es aber auch so verstehen, als Gleim es verstand, die Her-zen der befreundeten Gäste so zu stärken, und sie ihm zugehörig zu machen, durch die zarteste, aufmerksamste Freundschaft. Herder schrieb einmal in's Hütt-chen: „Dank, Euch Lieben, Guten; ihr macht als

gute Protestanten unser Einen an Verdienst und Wiedervergeltung so arm, daß auch der beste Katholik: „aus bloßer Liebe und Güte“ sagen muß, und es gern saget. Als Sie bei unserer Abfahrt mit freundlichem Dichterwurf und segnendem Prophetenenthusiasmus die grüne Mütze *) in unsern Wagen fliegen ließen, nahm Adelbert sie sogleich als sein Pathenantheil in Anspruch, und begehrte, daß sie als Andenken zu seinen Pretiosis gelegt würde. — Das Andenken an Sie, fröhlicher, thätiger Mann und Jüngling, ist mir wie ein aufmunternder schöner Traum.“

Und hören wir auch, wie Voß den Greis fand, als er ihn zum erstenmale sah, im Frühling 1794: „Jeden Augenblick wünsch' ich Dir Theil an unserer Glückseligkeit, mit Gleim, dem Einzigen an hoher Menschlichkeit, dem wahrhaft göttlichen Greise, und mit seinen liebenswürdigen Nichten zu leben. Gleim empfing mich, wie ein Vater den spätgebornen Sohn, der, schon für verloren geachtet, aus der Fremde zurückkehrt.“ — „Ebert ist ein jugendlicher Greis, Gleim ein silberhaariger Jüngling, der in Elysium nur die Hülle zu verändern braucht. Ein solches Leben und Weben, voll der reinsten Güte, habe ich noch nie gesehen.“ — Und als Voß mit seiner Familie im Frühling 1796 zum zweitenmale zu Halberstadt gewesen war, schrieb er Gleimen: „Heute

*) Der Greis trug Morgens eine leichte seidne Mütze.

den vierten Tag sind wir wieder in unserm bekannten Hause und Garten, aber mit dem Geiste noch immer bei Euch freundlichen Halberstädtern. Wir steigen auf der Treppe des Hüttchens noch auf und ab, wie die Engel auf der Himmelsleiter; hören noch des Morgens den alten Unsterblichen die Stufen herunterkommen, sehen seine heitere Mine, auch wenn er gewacht hat, im Hereintreten, und empfangen den herzlichen Morgengruß, und, o wie vergnügt, bei dem dampfenden Pfeifchen das jüngste Gedicht, 3 bis 4 Stunden alt. Unsre Nichte, auch Tante genannt, besorgt indeß hausmütterlich den Kaffee, und thut, als hätte sie die herrlichste Nacht gehabt, als machte ihr der Besuch der Eutinischen Karavane nur Lust, nicht auch Unlust! O die gute Tante-Nichte, sie weiß nicht, wie ihr stilles Dulden uns gerührt hat." — „Aber nur so und nicht anders konnten wir drei der seligsten Wochen unsers Lebens genießen. Euer Trost, auch wenn des Rumorens zu viel ward, muß doch die Liebe zu Euch und die Freude gewesen seyn, die Ihr in unsern Gesichtern laset. Hat doch der liebe Gott Freude an der Lustigkeit seiner Kinder, auch wenn sie etwas laut dabei werden!"

„Am Donnerstag Abend erreichten wir unser altes Eutin. Unter dem großen Haufen von Briefen, die wir den Abend nur ansehn wollten, finden wir zu unserer Verwunderung und Freude auch zwei aus Halberstadt. Die mussten gelesen werden,

und sollte das Blut noch mehr wallen, und erbrochen waren die Siegel und gelesen die holdeinladenden Worte des preußischen Greises, die, trotz den Honigworten des pylischen Greises, zu Herzen gehn.“ —

„Ja, ehrwürdiger Altvater, leben und sterben mit Ihnen, als Preußen, als Deutsche, als Menschen der bessern Art: — denn wer würde um Sie nicht ein besserer Mensch? — Als Kinder Gottes, ohne Partheisucht, voll Liebe und Gesang: das wäre ein Leben und Sterben!“ — „Wenn es nach unsern Wünschen ginge, so hätt' ich nicht bloß Ihr Nachbar, sondern Ihr Zeitgenosse seyn mögen. Ich hätte mit Kleist und Lessing gewetteifert, Ihrem Herzen, dem feurigen, edlen, am nächsten zu kommen. Gott führte mich dem feurigen, edlen Greise entgegen. Meine Liebe, Edler, gränzt an Ehrfurcht, ich möchte sagen, an Andacht; ich strebe besser zu werden, um des besten Mannes, den ich fand, nicht unwürdig zu seyn. Aber mit Ihnen geworden zu seyn: ich verliere mich in dem heiligen Gedanken!“ —

Die hochverehrungswürdige Herder schrieb ihm: „Wir müssen uns so oft sehen, als wir können; denn wir werden besser und unschuldiger durch Euern Umgang, Ihr reinen Seelen! Heiterkeit und Frieden Gottes ist in unserm ganzen Wesen, wenn wir an Sie gedenken.“

Welcher Leser weilet nicht gern bei solchen Blikken in Gleim und sein Hüttchen? Wer liebte nicht die wohllautenden Stimmen der Freunde, welche ihm schöner sagen, wie der Greis lebte und liebte, und wie er geliebt ward!

Zu den wertheſten Besuchenden zu jener Zeit gehörten Baggesen und Jean Paul Friederich Richter. An den lebenswarmen, blüthenreichen Schriften des letztern, der mit begeisterter Stimme, mit himmelgerichtetem Antlitz alle edlen Gemüther, besonders die jugendlichen, um sich versammelte, hatte der seelenvolle Greis sich überschwenglich ergötzt. Diese Freudigkeit, alles mit Güte und Liebe zu umstrahlen, diese sonnenlichte Herzensreinheit, diese Kindeseinfalt und Tiefe, diese glänzende Schönheit der Farbengebung, dieser in allen Characteren dargestellte heiße Durst nach erhabener Freundschaft und Liebe, alles dies entzückte Gleim, welcher sich in Richters Schriften durch die Strahlen seines eigenen inneren Lebens erwärmt fühlte. Auch war Gleims oben erwähnte Gewohnheit, in neuen Büchern kührend hin und her zu lesen, Richters Werken gar nicht nachtheilig; überall fand er Blumen, duftend, zart gestaltet, voll süßer Schönheit, reicher Lebenskraft entsprossen; überall ward sein edles Gemüth zu lebendiger Liebe aufgeregt, zum Gefühl des Schönsten und Größten. Es hielt ihn nicht einen Augenblick auf im Lesen, wenn er etwas nicht so:

gleich verstand; was ihm fremd schien, nannte er eben so entschieden: „Auswuchs," als er „göttlich" nannte, was ihm zusprach, und er mit dreifacher Feder anzeichnete. Während der große Haufen sogenannter Gebildeter Richters Werke spöttisch schmähte, öffentliche Kritik sie der rasendsten Ueberspannung beschuldigte, und viele sie der Verrücktheit entschuldigend zuschrieben; während nur jüngere Gemüther von der Schwungkraft seiner Fittige sich fortgerissen und erhoben fühlten, die Deutungen seiner großen Gleichnisse in der eigenen inneren Begeisterung findend, war Gleim, der Greis, von Richters Werken wie ein Jüngling begeistert. — *) „Welch ein Gottgenius" — schrieb er, — „ist unser Friederich Richter! Eben lese ich zum Zweitenmale seine Blumenstücke! Hier ist mehr als Shakespeare, sagt' ich bei funfzig angestrichenen Stellen! Welch ein Gottgenius! Ich bewundre durchaus den Menschenkopf, aus welchem diese Ströme, diese Bäche, diese Rheinfälle, diese blandusische Quellen auf die Menschheit sich ergießen, die Menschheit zu Menschheit machen wollen; und bin ich heute mit einigen Worten, mit solchen, die die Musen nicht eingaben, bin ich mit dem Plane heut nicht zufrieden, so bin ich's morgen!"

---

*) S. Himly über Gleim, in der N. Berl. Monatsschrift für 1803. December.

Wie hätte Gleim einen jüngern Mann aus solchen Schriften kennen gelernt, ohne sich eifrigst nach ihm, seinem Leben und seinen Umständen zu erkundigen. Er erfuhr von vertrauten Freunden Richters, daß derselbe nicht eben reich sey; augenblicklich schrieb er ihm folgenden Brief:

„Sie sollen arm seyn, lieber Herr Richter! Sie, der Millionair an Verstande! Weil diese Millionairs gemeiniglich arm sind, und dieses auch recht gut ist, denn die andern schreiben keine Bücher, so glaube ich's, und weil Ihre Bücher mir Vergnügen machen, sehr viel Vergnügen, lauter Vergnügen, so halte ich's für meine Schuldigkeit, Ihnen auch ein kleines Vergnügen dadurch zu machen, daß Sie sehen, daß Ihre Leser dankbar sind, alle ganz gewiß, die meisten aber können's nicht beweisen, und das ist auch recht gut; Sie würden, lieber Herr Richter, sonst reich und schrieben keine Bücher mehr! Grüßen Sie Ihre Chlotilde u. s. w., von dem Danker, und seyn Sie so großmüthig, als er dankbar

Ihr

Scherau, den 23. März 1796.

ergebenster Diener
Septimus Fixlein.“

Gleim ließ den ihm so unendlich werthen Mann für seinen Freundschaftstempel malen, und hörte nicht auf, ihn zu sich einzuladen, bis er kam. Wie ein Jüngling feurig empfing er den neuen Freund, der

ihm durch die persönliche Bekanntschaft nur um so theurer ward. In Gleims Leben darf die beseeltere Stimme Richters über ihn nicht fehlen, die Stimme dieses rein und seelenvoll anschauenden Menschen. Er schrieb an Gleim: „Ich war sehr glücklich, an Ihrem warmen, ganzen, festen Herzen, guter Gleim! Meine höchsten Entzückungen bei Menschen werden immer zu sehr durch moralische Mißtöne gestört; aber bei Ihnen wurden sie bloß von der reinen Melodie reiner Seelen begleitet! Sie sind tief und fest in meinem Herzen, mit Ihrem feurigen, geliebter Vater! Und Ihr neuester Freund trägt und bewahrt Sie darin so warm, wie Ihr ältester!“

„Geliebter, verehrter Vater Gleim! Wie kann ich Sie nach dem letzten Blatte in den „Blumenstücken,“ und nach dem letzten Blatte, das Sie mir geschickt, anders nennen, als: Vater? — Und so nannte Sie mein ganzes Herz, als ich im Wagen, mit einem von Dankbarkeit, Liebe und Hochachtung aufgelösten Herzen, von dem Ihrigen schied! — Ueberall nenne ich Sie den Deutschen, wie man Friederich den Einzigen nennt, und in unserer Zeit sind leider Deutsche auch Einzige, wie Friederich.“

„Lebe noch edler Mann! — Dein unaussprechlich redliches Herz finde immer Eines, das antwortet, und es werde nie getäuscht! Und wie spät ich auch sterbe, und wie sehr ich mich auch noch ändere,

ich werde immer, und in der letzten Minute sagen: meinen Gleim habe ich herzlich geliebt und hochgeachtet! — Und kein Herz vergisst ihn!“

Auch Seume, der ehrenveste und in allem wahrhafte Mann, besuchte Gleim in dieser Zeit einigemal auf sein dringendes Einladen. Es war wohl eine Feuerprobe von Gleims redlicher Art und Gesinnung, daß auch Seume sich ihm ganz hingeben musste, mit unbegränztem Vertrauen. Hören wir aber ihn selbst, wie er seine Bekanntschaft mit Gleim und seinen Besuch bei demselben erzählt. *)

„Als ich noch ein sehr junger Mann war, überredeten mich einige Freunde, Gleimen einige meiner damaligen Arbeiten zur Beurtheilung zu schicken. Der Spruch war nicht so günstig, als wol vielleicht ein junger Mensch von etwas mehr Phantasie gewünscht hätte. „Es fehlt Ihnen,“ — antwortete er mir — „bei Ihren Arbeiten an einem kritischen Freunde, der frei und offenherzig mit Ihnen spricht; und dieser will ich gern seyn.“ Nun ging er die Kleinigkeiten gründlich und strenge durch, und da wurden sie denn noch weniger als Kleinigkeiten. Er brauchte überdies den Weidspruch des Flaccus: „mediocribus esse poetis“ etc. so wenig aufmunternd,

---

*) S. die Zeitung für die elegante Welt, Jahrgang 1803. Nr. 30. „Einige Blumen auf Gleims Urne, von Seume.“

daß seine ganze Beurtheilung einer Verurtheilung ziemlich ähnlich sah.“ —

„Nach vielen Jahren, als ich meine Nachrichten über die letzte Katastrophe in Polen drucken ließ, und er mich und meinen Namen längst vergessen hatte, schrieb er an den Verleger, und erkundigte sich mit vieler Theilnahme, und dem Ausdruck der reinsten Humanität, nach den übrigen Verhältnissen des Verfassers. Es würde lächerlicher Stolz gewesen seyn, mich ihm nun nicht mehr nähern zu wollen; und es entstand bald ein häufiger, mir in mehreren Rücksichten wichtiger Briefwechsel. Nach langer Zeit schickte er mir ein Papier von zwanzig Louisd'or, mit der Bedeutung: „er habe gehört, ich leide Mangel, das müsse keiner seiner Freunde, so lange er selbst noch eine Mahlzeit bezahlen könne.“ Ich schrieb, daß man ihn wahrscheinlich aus Theilnahme für mich getäuscht habe, sagte ihm, daß ich dreihundert Thaler Gehalt hätte, welches damals der Fall war; und wer damit und mit etwas Philosophie nicht auskommen könnte, gäbe wenig Hoffnung, mit Mehrerem in Ordnung zu bleiben; ich würde indessen das Papier als ein Document seines Wohlwollens behalten, ohne Gebrauch davon zu machen.“ —

„Da wären wir nun beide recht stattliche Narren, antwortete Er, wenn wir das Geld dem Kaufmanne ließen; denn Sie begreifen leicht, daß ich nichts zurückfordern kann. Da Sie aber ein so

stolzer Mensch sind, und von mir kein Geschenk annehmen wollen, so sollen Sie mir eins schicken; ich bitte mir Ihr Bild aus." — Ich hob das Geld und verzehrte es mit meinem übrigen, ließ mich malen und schickte das Konterfey nach Halberstadt."

„Er hatte mich oft eingeladen, und sobald ich vierzehn Tage abmüßigen konnte, nahm ich meinen Stab und wandelte hinüber. Ein ältliches ehrliches treuherziges Menschengesicht, das in dem Hause Diener, Haushofmeister, Secretair und Minister in einer Person zu seyn schien, *) fragte mich beim Eintritt um meinen Namen. Ja, Lieber, erwiederte ich, den möchte ich nun eben jetzt nicht gern sagen; ich bin überzeugt, daß ich auch ohne Namen gut aufgenommen werde. Es wäre doch gewöhnlich, meinte der Mann; aber deswegen nicht immer nothwendig, meinte ich. Er ging, und kam zurück, und führte mich mit der Nachricht oben in das Bilderzimmer, der alte Herr würde sogleich mit seinem Anzuge fertig seyn, und erscheinen, und ließ mich allein. Desers und mein Bild waren die letzten, und standen als Neulinge noch auf einem Tisch an die Wand gelehnt. Als ich mich rund herum unter der Menge etwas orientirte, kam Er; die Rührung

---

*) Es war Gleims vieljähriger treuer Diener, Johann Stamann, der seinen Herrn um drei Jahr überlebt hat.

versagte mir im Augenblick schickliche Worte; ich ging auf ihn zu, sah ihn fest an, fasste seine Hand, und wollte sie zum Munde führen. „Ach mein Gott, Sie sind Seume," sagte er, fiel mir um den Hals, und führte mich auf das Sopha; und wir waren in Augenblicken freundliche Bekannte von mehrern Olympiaden. Fünf Tage war ich früh und spät in seinem Hause, und er führte und fuhr mich mit beispielloser Güte überall herum. Es war natürlich, daß wir über philosophische und politische Meinungen bald in Reibung kamen. Da ich meine individuelle Ueberzeugung selten Jemand auskrame, aber sie auch nicht zurückhalte, wo sie mit Anstand in Anspruch genommen wird, ward der Streit oft sehr warm, und die Ecken des Sopha's fühlten durch die Ellenbogen das Gewicht unsrer Gründe, wenn wir die Sachen ex fontibus et rivulis ableiteten. Das Ende war immer, daß wir den guten Menschen aller Partheien Gutes wünschten."

„Rührend war mir der herzliche, vertrauliche Umgang der Familie Stolberg-Wernigerode im Hüttchen des Alten, der — Großvater und Vater und Sohn seine Freunde genannt hatte, und um den sich nun die junge Welt des Hauses versammelte, die ihn alle mit Zärtlichkeit nur Onkelchen nannten. Die interessantesten Geschichten seiner Zeit, in welche er zuweilen selbst verflochten gewesen war, machten die Tage zu Stunden. Er wollte durchaus

mich mit Extrapost zu Hause fahren lassen, und da ich von meiner späten Promenade über den Brocken — es war die letzte Hälfte des Oktobers — und durch den Harz nicht abging, brachte er mich wenigstens in seinem Wagen, in Gesellschaft seiner Nichten, weit, weit heraus auf den Weg nach Wernigerode. Da er von meinem Gange nach Italien hörte, und von der beständigen Ebbe meiner Finanzen unterrichtet war, schickte er mir eine beträchtliche Summe, zweihundert Thaler in Golde, mit dem Gebot, durchaus gegen Niemand Notiz davon zu nehmen. Das habe ich dann so nicht ganz gut gehalten, und trage kein Bedenken, in dem wahren Sinne des Mannes, es nun laut zu sagen. Gleim hatte sich ein Recht erworben, so gegen mich zu handeln: ich möchte es nicht Jedem zugestehn. Nur wer in ähnlichen Fällen nichts Aehnliches thun kann, schämt sich des Bekenntnisses. *) So war er gegen mich, und so ist er gegen Viele gewesen, und das nennt man billig einen guten Katholiken der Humanität, er wohne nun bei den Irokesen, oder unter dem alten Kienlong."

„Seine Briefe sind mir immer ein wahres Fest gewesen, ob wir gleich oft im Zwist lagen; denn sie waren alle der Abdruck eines schönen, heitern, moralischen Characters. Der Politik wollte er be-

*) Da liegt's!

ständig entsagen, und fiel immer wieder in die Politik; eine Erbsünde, die man keinem Philanthropen anrechnen wird.“ — „Sein Enthusiasmus für Frieden den Zweiten gränzte an Abgötterei, war aber immer noch liebenswürdig, und bei Weitem nicht so zudringlich barok, als man zuweilen gesagt hat.“

Eine der letzten persönlichen Bekanntschaften, welche Gleim in diesen Jahren machte, war die des edlen Freiherrn von Retzer, welcher vorzüglich seinetwegen eine zweite Reise nach dem nördlichen Deutschlande unternahm. Gleim liebte diesen auf eine so seltene Weise liberalen und wohlwollenden Musenfreund schon längst, und seine Freude war, bei der Nachricht von dessen Ankunft zu Halberstadt, um so größer: „Befänd' ich mich wohl“ — schrieb er ihm in's Wirthshaus — „so flög' ich in die Umarmung des lieben Theuern, dessen persönliche Bekanntschaft der uralte Gleim, wie sonst, wol nicht mehr träumte. Bis 11 Uhr konnt' ich nicht warten; kommen Sie, theurer Mann! Krankend zwar, aber mit offenen Armen kruck' ich Ihnen entgegen; oder die Freude macht mich springen.“ *).

---

*) Siehe: „Poetischer Briefwechsel zwischen dem Freiherrn von Retzer und Gleim,“ im Decemberstück 1800 der neuen Berlinischen Monatschrift. Seite 401.

Auch die Geburtstagsfeste dieses Jahrzehnds dürfen nicht unerwähnt bleiben. Der zweite April war für Gleims Freunde der Tag des heitersten Vereins zur Musenlust; es brachten die Freunde Kränze und Lieder, der Kränze werth *). Besonders festlich wurde der Tag durch die Theilnahme des gräflich Stolberg-Wernigerodischen Hauses, vorzüglich der vier Gräfinnen, welche, nebst der jüngeren Nichte und andern Freundinnen, mit dem feinsten Sinne, mit der geistreichsten Erfindsamkeit, dem Greise immer neue, freudenreiche, bedeutsame Feste bereiteten, zu welchen dann die Meister Fischer und Klamer Schmidt die niedlichsten Lieder dichteten. Gewöhnlich ward der Greis schon in der ersten Frühe durch Gesang und Musik geweckt, und es reihten sich Lieder, Kränze, Blumen und Kinder um den Frühstücktisch, auf welchem gehäuft die angekommenen Gaben, und der auswärtigen Freunde Briefe lagen. „Der Festmann wurde mit Gesang empfangen, alle seine Freunde waren zusammen geholt, ohne daß er's wusste; Lorbeerkränze kränzten seinen uralten Kopf, Blumenkränze dufteten Weihrauch und Myrthen.“ **) Von einem dieser Ge-

---

*) Unter andern findet man auch in J. G. Jacobi's sämmtlichen Werken, Zürich 1809, mehrere seiner Geburtstagslieder.

**) Aus einem Briefe Gleims an Herder.

burtstagsfeste erzählte der Greis seinen geliebten Herders: „Die Gottheiten der Humanität, der Freundschaft, der Liebe feierten den gestrigen Tag! Eure, von der Freundschaft Euch dictirten, Briefe machten den Anfang in der Vesper. Mit Aufgang der Sonne weckte der liebliche Gesang eines in der Lehre der Tonkunst gewesenen Dompfaffen, den die Haus-Nichte, Dorothea Gleim, in's Schlafzimmer des alten Kindes hingestellt hatte, den sanft schlafenden alten Mann. Um 7 Uhr brachten sechs kleine, liebe, nachbarliche Mädchen Blumen und Kränze. Gegen acht ließen Ermsleberinnen sich melden, sie hießen Stolberg, Löwenklau, Himly, und sangen die lieblichsten Lieder; die jüngste Stolberg spielte zu ihnen die Guitarre, die Mandoline ward von ihrer Lehrerin gespielt. Diese Freuden, die von Besuchen der humansten unserer Frauen vermehrt wurden, dauerten bis um elf; dann ging das alte Kind zu seinen gnädigen Herren in's Capitel; die Freuden hatten's berauscht, die Feder und die alten Augen thaten, wie gewöhnlich sonst, ihre Schuldigkeit nicht; Grandison-Stolberg half ihm schreiben — und nahm's nachher mit sich in seine Grandison-Familie. Freunde sowohl als Freundinnen waren die Gäste. Bei der Tafel war der Vater der Freudemachende Grandison; es wurden Loose gezogen; jeder und jede der Gäste zog einen ihm angenehmen Gewinn. Gegen fünf kamen die von der guten Doro-

thea geladenen Freunde. Beim Eintritt in's Tafelzimmer wurde der alte Halbblinde durch Lichtglanz geblendet, sah aber doch ein herrliches Gemälde, — mit welchem die zwei braven Kunstmänner Langer und Böninger zu Düsseldorf ihn auf die bessere Nachwelt bringen zu wollen, *) vor Jahr und Tag schon beschlossen hatten, — die Lichter verdunkeln. Die Musen der obengenannten Gottheiten sangen die herzerhebendsten und die Augen niederschlagendsten lieblichsten Lieder! — Lebt wohl, Ihr Gotteskinder, und seyd und bleibt die Einzigen Euerm Verehrer, dem alten Gleim."

Der glückliche Greis hatte gar keinen Glauben daran, daß er ein so alter Mann sey, wie man ihm wol oft äußerte. Fühlte er sich doch kraftvoll und lebenslustig wie sonst: — „Achtzig Jahre" sprach er, „sind ein schönes Alter, aber kein hohes! Viermal 20, so hat man 80 gelebt, und wie bald doch verlebt man 20! Die ersten 20 lebt man den Schulen, die zweiten der Anwendung des Erlernten, die dritten der Erfahrung, die vierten sich. Wohl dem, der am meisten sich und dem Vaterlande gelebt hat!" — Als man dem greisen Jünglinge oft die

---

*) Ein mechanographisches Gemälde. Gleims Büste in einer Nische, grau in grau; auf jeder Seite der Nische, bronzefarbig, eine Muse. Das Ganze sehr geschmackvoll und von angenehmer Wirkung.

Frage gethan hatte, wie er es gemacht habe, so jugendlich in so hohem Alter geblieben zu seyn, antwortete er einmal für allemal:

„Lieber, all die großen Freuden
Pfleg' ich sorgsam zu vermeiden,
Und die kleinen such' ich auf!“ *)

Man lobte ihm Hufelands Kunst, das Leben zu verlängern; er antwortete:

„Meint Hufeland: gesund zu seyn,
Muß man sich freun,
Und schenkt er seinen Kranken
Aus seinem Freudenbecher ein,
So werden alle bald ihm die Gesundheit danken,
Und wie dem Aeskulap ihm einen Tempel weih'n!

Meint er das nicht,
Meint er, die Freude sey kein Wesen
Der edlen Apothekerei,
Das zu verschreiben nöthig sey,
So mag der alte Gleim sein Buch nicht loben
und nicht lesen!“

In diesen glücklichen Jahren gab er, außer den erwähnten Zeitgedichten, mehrere Sammlungen im Selbstverlage heraus: „Triolettische Ge:

---

*) S. den Anhang zu den goldenen Sprüchen des Pythagoras.

dichte.“ „Nesseln auf Gräber,“ eine Reihe kleiner epigrammatischer Stücke auf schlimme Helden, Thoren und Narren. Die interessanteste Sammlung dieser Zeit ist: „Amor und Psyche.“ Ein Kranz lieblicher Dichtungen von jenen Gottheiten der Liebe, meist in der Form kleiner anakreontischer Lieder. Die Muse war dem greisen Dichter dankbar für so lange Treue; sie verschönte sein Alter mit reizenden Bildern jugendlicher Liebesglückseligkeit. Die Wahl des Gegenstandes veranlasste ein Wort in der sechsten Sammlung von Herders Humanitätsbriefen. — „Befänden in diesen von Gott eingegebenen Briefen die verschiedenen Stellen von Amor und Psyche sich nicht,“ — schrieb Gleim an Herder, — „so hätte ich an Amor und Psyche nicht gedacht. Diesem nach ist Herder der Apollo dieser Spielerei.“ — Ferner gab Gleim noch jene heiteren „Lieder,“ deren Geist das Motto auf dem Titel freundlich verkündet:

„Könnt' ich die Menschen fröhlich machen,
Vom leisen bis zum lauten Lachen,
So wär' ich mir ein großer Held!
So wären, glaub' ich, keine Kriege,
Nur über Laster wären Siege,
So hätten wir die beste Welt!“ —

Mehrere dieser Lieder sind der schönsten Jugend würdig. Die Muse ließ den freudigen Geist nicht alt werden. Wie manches süße Liebeslied sang dafür

der Greis der treuen Geliebten, wie hätte er nicht leben mögen ohne sie:

„Die Zitter hier in meinem Arm,
Sie, meine Braut schon lange,
Macht oft mich kalt, macht oft mich warm,
Oft auch im Herzen bange!
Wenn sie wie andre Mädchen wär',
Und untreu werden könnte,
Nein leben könnt' ich dann nicht mehr,
In keinem Elemente!"

Die großen Begebenheiten der damaligen Gegenwart verführten ihn indeß unwillkührlich immer von neuem zu mancherlei Zeitgedichten, denen man jedoch, wie auch den „Punschliedern," „dramatischen Gedichten" und den „Liedern zu einem Roman" schon öftere verrätherische Spuren des Alters abmerkt. Die Punschlieder verdankten ihr Daseyn einem Feste, welches Gleim der Jüngere, seinem geliebten Punsch zu Ehren, angesetzt hatte. Keiner sollte Theil daran nehmen, er verherrliche denn den Punsch in einem Lobgedicht. Die jüngern Männer erschienen am Tage des Festes, jeder mit seinem Lobgedicht; Gleim aber, der jedem Feste eifrig geneigte Greis, brachte zwei gedruckte Bogen voll Loblieder. Er, der immer am kärgsten trank von Jugend auf, Er, von welchem die Karschin, während der freudenreichsten Bechers feste bei Spiegel, vergeblich dem Wirthe zurief:

„O zwinge mit der lachendsten Gebehrde,
Ihn, der die Scherze süß, die Schlachten prächtig sang,
Daß er einmal ein Held und Sieger werde
Des Bechers, den er nie bezwang!“

Er spendete von Jugend auf dem Wein und seiner Freude am reichsten Lob. — Die „dramatischen Gedichte“ sind „versificirte Gespräche, und wurden auf dem Wege zu dem zerstörten Tempel der Humanität, den ein König, der unsern Friederich den Einzigen fortsetzt, wieder aufbauen wird, zu verschiedenen Zeiten gedichtet.“ *) Herder sagte von ihnen feinlobend und wahr: „Die Idee hat mich sehr gefreut. Es ist so ein hübsch Plätzchen zwischen der Fabel, dem Epigramme und dem Lehrgedicht, hat Gespräch und Handlung; kurze Handlung, kurzes Gespräch — ein recht Lieblingsplätzchen für Worte zu seiner Zeit sowohl, als für Freundschaftsworte.“ —

Die Lieder zu einem Roman enthalten manche Melodieen aus seinem eigenen Leben, welche durch ihre Einfalt und Herzlichkeit rühren.

Wer horchte wohl ungerührt dem ehrwürdigen Greise, welcher zufrieden und dankbar das Lob seiner geliebten Muse singt:

---

*) Siehe den Vorbericht vor der Sammlung.

„Hätt' ich meine Muse nicht,
Ach, so wär' ich zu beklagen!
All' den Jammer dieser Zeit,
Allen, hätt' ich nicht ertragen.
Ausgelöscht, ein schwacher Mann,
Hätt' ich meines Lebens Licht,
Hätt' ich meine Muse nicht!"

„Ist kein Gott mehr? fragt' ich oft,
Von Verzweiflung hingerissen; —
Schon verloren hätt' ich mich
In des Irrthums Finsternissen;
Hätte fromme Furcht nicht mehr
Vor dem großen Weltgericht:
Hätt' ich meine Muse nicht!" —

„Ein beklomm'ner alter Mann
Wär' ich, wenn ich sie nicht hätte;
Nicht in langer Winternacht,
Nicht bei Tag' am Krankenbette!
Baß geplaget hätt' auch mich
Hypochonder und die Gicht:
Hätt' ich meine Muse nicht!" —

Und wer müsste den Greis nicht lieben, der im Hüttchen seine kleinen Freuden lobt, und den Nachbaren um ihn her bei seinem unschuldigen Singen ihre großen, lautern Freuden weder neidet, noch stört:

„Lasst mir meine kleinen Freuden,
Lasst mir sie mein Leben lang!
Eures will ich nicht beneiden,
Mein's beschließ ich mit Gesang!

Mit Gesang nicht! kleine Lieder
Sang ich, nur zuweilen süß;
Und ich hoff' in jenem wieder
Anzufangen, wo ich's ließ!“ —

Wenn Gleim alle diese Sammlungen nur im Selbstverlage herausgab und den Freunden verschenkte, so musste es manchem als nicht weise scheinen, so viele Kosten auf das Vergnügen zu wenden, den Freunden diese Sammlungen gedruckt zusenden zu können. Einige stellten ihm vor, daß er seine Absicht weit besser erreiche, wenn er diese Sammlungen Buchhändlern gäbe, und so auch das größere Publicum an so herzigen Liedern Theil nehmen ließe, als welches, in so unherziger Zeitstimmung, doppelt wohlthuend seyn würde. Verschiedene jüngere Freunde machten ihm dabei sehr annehmliche Vorschläge, ihm zu einer vollständigen Ausgabe seiner Werke möglichst behülflich zu seyn. Vergebens! Einem antwortete Gleim: „Was ich mache? Verse mache ich; alle Morgen von 4—7 Uhr habe ich meine lieben Musen bei mir. An die Sammlung meiner in die Welt geflogenen Geisteskinder denke ich nicht; die nach uns kommen, sind, denke ich, proles deterior. Also, mein

Theurer, schönen großen Dank für Euren guten Willen, und wenn Ihr in Parma mich wolltet drucken lassen: ich kann die Hände dazu nicht bieten; solche Büchlein, wie das beigehende, werf' ich in die Welt. Es macht mir keine Mühe; wer will, der suche sie auf. — Also, mein Lieber, ich mache Verse für mich allein, manche nur auch für gute Freunde." — Einem der dringendsten Anträge dieser Art kam er mit folgenden Versen entgegen:

„Alle Kinder meiner Musen,
Meiner Liebchen, gehn umher
In der weiten Welt, und wer
Seiner Freundschaft treuen Busen
Ihnen öffnet, der
Hat, Ihr Lieben! seine Hütte,
Hat sein Haus auch wol
Von den armen Kindern voll;
Wie denn, daß ich Eure Bitte
Noch gewähren soll?"

Die verschiedenen Artikel des Selbstverlags sammelten sich im Hüttchen lastend auf, dem Greise selbst beschwerlich, nicht in Hinsicht der bedeutenden Kosten, sondern des vielen dadurch verlorenen Raums; denn von jeder Sammlung wurden von 500 gedruckten Exemplaren kaum 100 verschenkt. Gleim fühlte dies Lästige des Selbstverlags selbst so sehr, als andere es einsahen; aber doch war es ihm noch wider:

wärtiger, seine guten, ungeschmückten, lieben Mu-
senkinder auf öffentlichem Markte auszubieten, und
darauf beurtheilt zu sehen. Dichtete er doch etwa
nur einige Zeitgedichte für das große Publicum,
dagegen alles nur für die Freunde, weil nur die
Freundschaft seine Muse war. — So wenig er auch
öffentliche Beurtheilungen fürchtete, so gern vermied
er sie doch; obgleich es ihm immer ein Aerger war,
wenn ein vortrefflicher Mann irgend ein Werk, gleich-
sam erst fragweise, durch vorläufige Proben in's
Publicum schickte. Als ihm Friederich Jacobi
den ersten Theil seiner vermischten Schriften sandte,
ihm schreibend: „Von der Aufnahme, welche ich
diesesmal im Publicum finden werde, wird das
Schicksal von Woldemar abhangen;“ antwortete ihm
Gleim: „Also, mein Lieber, schreiben Sie für's
Publicum? Für welches denn? Für unsre Krickler,
für unsre Leser? Für beide möcht' ich nicht schreiben!
Ich, mein Lieber, habe für Krickler und für unsre
Leser auch nicht Eine meiner 50,000 Zeilchen geschrie-
ben. Immer schrieb ich nur für einen Freund; die
scherzhaften Lieder für Uz, die Fabeln für Kleist,
die Kriegslieder für Lessing, Halladat für Heinse.“
„Von unsern Lesern, die die Gallerie des Teufels
lesen, wie den Woldemar — was für Urtheile kön-
nen Sie erwarten?“ — Und ferner: — „Nieder-
schlagen durch das Urtheil irgend eines Menschen
auf der Welt, lässt sich nicht der große Mann; der

große Mann weiß besser, was er gemacht hat, als alle die andern Menschenkinder. — Wenn man die Urtheile der Schuster über die ausgestellte Bildsäule gehört hat, arbeitet man con amore nicht mehr.“ — Und Heinsen: „Kunstrichter von Profession muß der Künstler nicht zu Rathe ziehn. Fast alle haben einen verdorbenen Geschmack, der an Saures oder an Süßes gewöhnt ist, und die Fähigkeit, Saures als Saures, und Süßes als Süßes zu beurtheilen verloren hat.“ — Und Müllern: „Dem großen Manne ist's viel zu klein, zu fragen: ist's auch die Meinung des Pabstes, des Kaisers, des Doctors der Theologie? — Er scheut den Teufel nicht, er ist, was er ist, wie Gott, und will nichts anders seyn.“ — „Jeder Schriftsteller sollte schreiben, jeder Dichter singen für nur Einen großen Mann, mit welchem er, seiner Empfindung nach, am meisten sympathisirte.“ — Diese Grundsätze vereint mögen Gleim zum Selbstverlage und zum Verschenken seiner Gedichte vermocht haben. — Auf die Vorwürfe, die eine edle Freundin ihm deshalb machte, antwortete er: „Soll ich, wie mein Benjamin Michaelis, bei Crusius, bei den Sosiis betteln gehn; soll ich sagen: Date obolum Belisario? Lieber bin ich Selbstverleger, und verschenke 10,000 Exemplare. Wüssten Sie, Theuerste, wie viel Unarten der Sosier ich ausgestanden habe, wahrlich Sie verziehen mir den Selbstverlag.“ — „Einem

dieser Sosier, dem ich meine Soldatenlieder in seinen Verlag zum Geschenk machte, klagte, daß er nur ein Paar Exemplare verkauft, und beträchtlichen Schaden hätte. Diesem werde ich die vorräthigen Exemplare nächstens selber wieder abkaufen, und sie verschenken. Einem Andern verschenkt' ich verschiedene meiner Werke, von manchen 1000 Exemplare; mit Dank nahm er das Geschenk an, machte aber die Bedingung: daß ich diese Geschenke dereinst in eine Sammlung meiner sämmtlichen Werke nicht mit aufnehmen sollte ꝛc. Ein Dritter machte es noch ärger. — Wer möchte die Grobheiten, Unbillen ꝛc., die ich erfahren habe, aufzählen wollen?"

„Durch selbst verlegtes „Reisegespräch" und verschenkte „Lieder für's Volk" wurde manches Gute gestiftet."

„Lasst mich, Ihr Geliebtesten, mir Einzigen, meinen Weg gehen; bis hierher war er mir, mir sage ich, ein guter! Wüsste ich einen bessern, so ginge ich ihn!"

„Schätze zu sammeln, überlasse ich den Hippeln. In diesen Tagen ließ ich sein Hippelsleben im Nekrolog mir vorlesen, und sagte zu mir: „Solch eines lebt' ich gottlob nicht!"

„Lebt wohl, Ihr mir Theuersten, mir Einzigen! Wären wir auch in Meinungen verschieden, so sind wir es doch in Grundsätzen nicht! Lebt wohl und

habt Geduld mit Eurem Einzigen, dem alten Gleim."

Gutmüthiger freigebig ist auch wohl nie ein Schriftsteller mit seinen Werken gewesen, als Gleim. Halladat verschenkte er hundertfach an Schulen, so wie das Reisegespräch, die goldenen Sprüche des Pythagoras und die Lieder für's Volk. Von den Kriegsliedern schenkte er unter andern den Cadettenhäusern zu Potsdam, Stolpe, Calisch und Culm mehrere hundert Exemplare. Jedem Fremden, der ihn besuchte und ein Gefallen an seiner Muse äußerte, gab er mit der unbefangensten Freundlichkeit, von den in farbige Pappe gebundenen Exemplaren seiner Sammlungen, deren er immer einen Vorrath bei der Hand hatte. —

Der öffentliche Uebertritt eines seiner theuersten Freunde von der lutherischen zur katholischen Kirche, im Jahr 1800, hatte auf Gleim einen außerordentlichen Eindruck gemacht, und es muß dessen hier erwähnt werden, weil Gleims Religiosität nirgends so klar und deutlich sich offenbarte, als bei dieser Gelegenheit; er war in seinem ein und achtzigsten Lebensjahre, und um so interessanter ist es, ihn jenem frommen Freunde gegenüber zu sehen.

Gleim konnte jenen Uebertritt zur katholischen Kirche nur als einen Schritt aus weltlicher Absicht begreifen, so wie er früher auch Lavaters Art und Weise irdischen Absichten Schuld gegeben hatte.

Wie konnte er auch anders, er, dem jene heiße Frömmigkeit fremd war, welche das Erwählte auch vor den Menschen bekennt, auf alle Gefahr hin, im Bewusstseyn der eigenen Reinheit, stark und unerschütterlich treu! Ihm war die äußere Religion nur eine von den Vätern angeerbte Form der göttlichen Erkenntniß und Verehrung. Das Heilige selbst war ihm etwas durchaus Eigenmächtiges, welches der Vernunft zu unterwerfen jedes Mündigen Pflicht sey. — Die Gottheit war in ihm, er verleugnete sie nirgends, aber er unterwarf sie überall der Vernunft, dem Gewissen, dem Herzen, seinem Herzen, das allenthalben nur das Gute wollte, und glücklich lebte und webte in dem Gefühl wahrhafter Güte und Liebe. Das Leben und Wirken unter den Menschen befriedigte, Freundschaft und Vaterlandsliebe erfüllten ihn, also daß er in der Unschuld seines Lebens der Heiligung sich nicht bedürftig fühlte. So nun begriff er nicht, wie ein Mann auf alle Weise, auf alle Gefahr hin, sein Inneres zu befriedigen streben müsse, um den Frieden zu finden. Sein gutes, kindlich reines Herz lebte unbefangen im Frieden des guten Gewissens, in dem ihm angeerbten lutherischen Glauben, ehrend seiner Kirche Gebot und Sitte, und sich erfreuend der Freiheit des äußeren Cultus, welche derselbe gestattet. Während es ihm so des innern Sinnes ermangelte, für seines Freundes Religiosität, waren ihm auch Verstand und Ver-

nunft im praktischen Leben zu theuer, als daß ihm nicht hätte im höchsten Grade verdammungswürdig erscheinen müssen: die Besonnenheit des Protestantismus mit dem Mystizism der katholischen Kirche öffentlich zu vertauschen. Solches erschien ihm als ein gränzenlos nachtheiliger Schritt wider Vernunft und Verstand, wider Gott und sein Licht:

„Wer den erhabnen Luther verachtet,
Seine Fahne verläßt, sein Licht
Auszulöschen geht, der trachtet
Nach dem Reiche Gottes nicht!“

sagt er eifernd in einem Nachtgedichte an den Geist Gustav Adolphs.

Von solchem Standpunkt aus betrachtete nicht Gleim allein seines Freundes Religiosität, und das als das heiligste Opfer ihr dargebrachte öffentliche Bekenntniß; andere Freunde verfuhren noch weit härter mit dem Manne, wider sein inneres Leben anwüthend mit kyklopischer Odenmacht, und im unchristlichen Eifer ihrer überprotestantischen Nüchternheit, auf den Märkten ihn lästernd. — Als Gleimen die erste Nachricht von dem Uebertritte gegeben wurde, antwortete er: „Lassen Sie uns von dem gemeldeten Abentheuer, dem ärgsten unsrer Zeit, nicht reden und schreiben. Sagen Sie mir nichts von Toleranz; meine Religion zankt sich mit keiner Toleranz, aber Toleranz im gegenwärtigen Falle wäre

Versündigung an mir selbst.“ — „Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann. Das Uebrige wäre Geschwätz; ich thue was Besseres, bereite mich vor auf die Zukunft. Sie reden von einer Intention, für die ich Respect haben soll. Ich kann mir keine denken!“

„Ob er nicht irren kann?“ — Nein so gewaltig nicht! Hat er geprüft, so musste er das Gute nicht verwerfen, musste von dem, der gesagt hat: Prüfet alles, und das Beste behaltet, nicht abfallen. Ueber solche klare Wahrheit lässt sich nicht streiten.“

Es war nicht sowohl der Katholicismus an und für sich selbst, der Gleim ärgerte, sondern nur der öffentliche Uebertritt zu demselben vom Protestantismus weg.

„Katholisch oder nicht, er ist ja doch ein Christ.
Man fragt ja keinen: was er ist;
Ruft aber Einer aus: „ich, sonst ein Lutheraner,
Und gar wol ein Socinianer,
Bin nun ein Katholik!“ — Den fragt man wol
mit Recht:
„„Ein Katholik? Warum?““ — Und ist sein
„darum!“ schlecht;
Sagt er: „der Luther war ein böser Mensch!
Verführen
Zum Bösen konnt' er wohl, nicht aber reformiren;

Sein ungestümer Hang zum Neuen und sein Spott
Nahm uns die Heiligen und unsern alten Gott!“ —
Dann so verdient die grobe Lüge
Ja doch wol eine kleine Rüge,
Und allen Lügen gram zu seyn,
Das ist ja doch wol zu verzeihn!“ —

„Wär' ich nicht ein alter Mann,“ — schrieb Gleim ferner, — „so würd' ich ein Luther. Wir wollen doch sehen, ob einer unserer Theologen einer seyn wird! Je mehr ich die fatale Begebenheit in Erwägung ziehe, desto mehr glaube ich, daß es unsre Schuldigkeit ist, zu verhüten, daß sie nicht schade, minder wenigstens schade!“ — „Und wenn die ganze protestantische Christenheit schwiege, so wollen wir reden!“ — Als Klopstock schrieb: „Unser Freund hat bei seinem so großen Irrthume eben so viel Größe des Herzens durch seine Aufopferung für das gezeigt, was ihm jetzo Religion ist,“ — antwortete Gleim: „Friede sey mit Ihnen, Klopstock, und mit Gleim, hält jener gleich den Katholisch Gewordenen für einen Aufopferer und dieser ihn für einen Apostaten.“ — „„Was ihm jetzt Religion ist.““ — Diese fünf Worte, lieber Klopstock, sind mir unverständlich. Was denn ist ihm jetzt Religion?“ —

Es lag dies alles gewiß nicht an Gleims Unfähigkeit zur Religion, sondern vielmehr im Geiste seiner Zeit, welcher Friederich vorstand, und in welcher die Religion der Gebildeten nur etwa ein

willkührlich verständiges Glauben war. Wer nur die Schwachen und ihre Priester irgend übersah, war ein Christ von weitherzigem Gesetz, zugeschnitten je nach Bedarf und Gelegenheit. Die Religion erschien ihnen nur als eine bürgerlich nothwendige Sicherung wider die Schlechtigkeit des Geschlechts. — Jeder pure Glaube war diesen Gebildeten fremd; daher die große Nüchternheit in aller ihrer Religiosität, Philosophie und Poesie. Nirgend ein freies Leben des Glaubens auch außer dem irdischen Sinne, sondern überall nur ein angeerbtes Kirchenwesen. Wie den meisten Protestanten, war auch Gleimen der Protestantismus lieb, weil sein Cultus am wenigsten lästig fällt. Im praktischen Leben war nur sein Gewissen seine Religion.

Dasselbe, was Gleimen der Religiosität so sehr entzog, wandte ihn sein Lebenlang um so mehr nach den Begebenheiten seiner Zeit hin. In der Mitte seines Lebens aber konnte sein Halladat von ihm gesungen werden, da sein Geist und Herz am empfindlichsten waren wider die Dürftigkeiten des Lebens, am empfänglichsten für höhere Ahnungen und für den Trost eines unsterblichen Daseyns in Gott.

Der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war für den Greis sehr trübe. Schon seit dem Januar 1799 klagte er über Abnahme seiner Sehkraft, obgleich er im Jahr 1798 noch die kleinste Schrift ohne Mühe gelesen hatte. Seitdem verschlimmerte

sich das Uebel, und sowohl Lesen als Schreiben ward ihm täglich schwerer. Um den Briefwechsel mit seinen geliebten Freunden fortsetzen zu können, schrieb er zwar noch immer selbst, aber mit großen lateinischen Buchstaben und sehr kurz, wie z. B.

„Sie dachten liebe, beste, Freundin:

Warum schickt doch der alte Gleim seine preußischen Volkslieder mir nicht?

Ich hörte den Gedanken und schicke sie.“

Die letzten eigenhändigen Briefe des Greises waren, als letzte Anstrengungen, rührende Zeugen seines Eifers und seiner Liebe zu den Freunden. Seume sagt: „Der letzte Brief von seiner Hand war mir eine der wehmüthigsten Erscheinungen; die Buchstaben lagen groß, unordentlich und dunkel durch einander, und das Ganze war wie mit einem doppelten Flor überzogen.“

Da nun auch das ungewohnte Vorlesen ihm zu angreifend war, so rückten die großen Begebenheiten dieser Zeit um so näher vor seine Seele, und er war tief bekümmert wegen des Schicksals des deutschen Vaterlandes, das von dem mächtig anschwellenden Frankreich immer schnöder behandelt und gekürzt ward. „Versöhnen kann der alte Grenadier mit diesem Deutschland sich nicht, auch nicht mit dieses Deutschlands Kriegesknechten!“ — Wir, die wir jetzt leben, nachdem sich dieses große Schicksal

entwickelt hat, wir schelten den Greis nicht, der damals die Deutschen mit Blindheit geschlagen schalt, weil sie des Vaterlandes Gefahr nicht sahen, die ihm mit höllischer Glut in die Seele loderte. Wir lächeln des Greises nicht mehr, welcher damals die Mitbürger „aus der Gnade Gottes gefallen“ nannte, weil sie, trotz der sichtbar andringendsten Noth, seine patriotische Wehklage für übertrieben, für eitel, für zu früh oder zu spät hielten. Wir feiern vielmehr das Andenken des Greises, dessen Treue bis an sein Ende unbefleckt geblieben. Jeder Deutsche grüße hier den heiligen Ernst, mit welchem Gleim für Deutschland eiferte, für dessen Freiheit und Recht, und prüfe streng sein eigenes Herz, ob es des Vaterlandes werth sey!

Was Gleim sein ganzes Leben hindurch erfreut hatte, das ward in diesen letzten Jahren sein liebstes Geschäft: der Briefwechsel mit den Freunden, die geliebte Muse und der Eifer für Vaterland und Freunde. — Die lebhafte Heiterkeit seines Geistes ward durch die Dunkelheit seiner Augen um nichts gemindert, wenn gleich der öfter eintretende Mangel an wechselnder Unterhaltung ihm manchen Seufzer auspresste. Der Tod seiner liebsten Nachbaren Streithorst und Fischer (Beide starben im Februar und März desselben Jahrs) verbitterte ihm diese Tage noch mehr. — „Das Hüttchen“ — schrieb er, — „hat an Streithorst den einzigen ganz guten Gesellschafter

verloren.“ — „Auch unser Fischer wandelt unter Sternen, und sieht herab.“ — „Wir und die Seinigen sind in tiefer Trauer. Ich schreibe Euch, Geliebte! dies, damit das Gerüchte nicht die Nachricht ärger mache, und mich auch todt sage, weil der Tod hier links und rechts hausirt. Gottlob, ich bin ein alter Knast, ein kleiner Sturm wirft mich nicht um. Ich bitte meine Lieben, ja nicht zu sterben, so lange der alte Gleim nicht gestorben ist, und fleißig an ihn zu schreiben, weil Briefe von ihnen ihn gesund erhalten!“ — Seinem geliebten Richter aber schrieb er zu derselben Zeit: „Die Erdstöße dieses meines letzten Kriechens auf der Erde machen, daß ich mich nach einer Sonne sehne!“

„Werde ich in eine geworfen, so wünsch' ich, daß es die sey, die den Erdball erleuchtet; in ihr dacht' ich mir immer meinen Kleist, auf ihren Strahlen kam er in's Hüttchen!“ —

Wie viele Todesnachrichten von geliebten Freunden erlebte der Greis in diesen leidensschweren Tagen! Lebensmüde dictirte der Achtzigjährige das Sinngedicht:

„Er lebt noch immer fort, hat er den Tod zum Feinde?
Wie? oder ist er nicht ein sterblich Menschenkind?
Ach Gott, der arme Mann, dem alle seine Freunde
Nun fast vorangegangen sind!“

Die Dunkelheit der Augen hatte fast bis zur völligen Blindheit zugenommen, da entschloß sich Gleim, das eine Auge operiren zu lassen. Der Hofrath Himly, damals zu Braunschweig, jetzt zu Göttingen, ihm verwandt durch die Verheirathung der jüngern Nichte Luise Ahrends mit dessen Bruder, machte ihm zwar nur wenig Hoffnung zum erwünschten Erfolg, indem durch den langen und zu angestrengten Gebrauch das Sehvermögen selbst wahrscheinlich schon meist verloren sey; allein Gleim wollte von seiner Seite alles gethan haben, das Licht der Augen so viel als möglich wieder zu gewinnen. Er bestand auf seinen Vorsatz, und der Hofrath Himly bestimmte endlich den Tag seiner Leiden-bereitenden Ankunft. Der Greis fuhr seinem Arzt entgegen, und war, während derselbe einen hellen und unbewölkten Himmel abwartete, dessen er zur Operation bedurfte, sehr heiter. Schon an folgendem Tage, dem 2. August 1801, Nachmittags, kündigte der Arzt an, der Himmel sey helle genug, und er wünsche die Operation sogleich vorzunehmen. Gleim war alsbald dazu bereit, obgleich ihn die Nachricht erschreckte; er ging hinauf in sein Schlafzimmer, wo die Operation geschehen sollte, und setzte sich auf den für ihn bereiteten Stuhl. Sein langjähriger Hausarzt hielt ihm den Kopf, und der Hofrath Himly setzte sich ihm queer über den Schooß hin. Der Greis hielt beim Zerschneiden der Hornhaut fest und

still, und nur als die ganz eingetrocknete, verdunkelte Linse durch die durchschnittene Hornhaut hindurch herausgeholt wurde, hörten wir ein leises Seufzen, und sahen ein augenblickliches Zurückbeugen des Kopfes. — Die Operation selbst war in wenigen Minuten glücklich vollendet, und der Kranke ward, nach sorgfältiger Verbindung des Auges, in's Bett gebracht, wo er mit musterhafter Geduld und Beharrlichkeit viele Wochen lang allem sich fügte, was der Arzt verordnete, sowohl in Rücksicht der Diät, als der persönlichen Fürsorge. So schwer ihm, dem lebhaften Greise, alles dies werden musste, so blieb dennoch sein Geist ungebeugt, so daß er, nach wie vor, an Allem den lebhaftesten Antheil nahm, und dem Vorleser so aufmerksam horchte, als dem Schreiber fleißig dictirte. Aber der immer kräftig aufgeregte, freie Geist konnte nie mit irdischer Schwäche und ihrem Nothbehelf sich vertragen, und es überfiel ihn oft ein so bitterer Unmuth über ein solches kärgliches Daseyn, daß er wol den Tod anrief. Da trat dann öfter die süße Hoffnung neuen Lichts mit stärkendem Trost zu seinem Lager: ein rother Schimmer nach abgenommenem Verbande vor dem verwundeten Auge schwebend, nährte ihm den süßen Glauben an ein neues Sehen, und wiegte ihn in holde Träume ein. Er schrieb an seine ihm theure Nichte: „Einen schönen Traum hatte ich in voriger Nacht. Ich saß und schrieb; mein Arzt kam dazu.“ „Sie

schreiben? Gottlob!“ — „Warum nicht?“ — „Sie können also wieder sehen?“ — Wieder sehen? — Große Verwunderung! Der Träumer wusste nichts davon, daß er blind gewesen sey!“ — Und wiederum erzählte er einen Traum: „Diese Nacht starb ich! Ein liebliches Mädchen bracht' eine Rose, kühlte die Stirn, drückte die Augen mir zu!“ Die Hoffnung zur Genesung schwand aber immer mehr, und im Dezember schrieb Gleim an Klopstock: „Die Hoffnung ist nicht erfüllt. Das mit einem Spieß durchwühlte Auge sieht noch nichts, als einen noch immer dünnen Nebel, das andere nur so viel, daß ich im Zimmer auf und nieder gehen kann. Seit der Operation hatt' ich keinen guten Tag, und hundert und drei und dreißig schlaflose Nächte. Mein Zustand ist trauriger, als ein Klopstock ihn beschreiben könnte.“ — Ach, sein Alter war dennoch „dunkel und wonneleer“ geworden, wie Ossian der Blinde sagt.

Auch in diesem bittern Leiden ließ die treue Muse nicht von ihm, welches er ihr dankbar nachrühmt:

„Getreu geblieben bist du mir,
Dank, liebe Muse, Dank dafür!
Hast in den sieben Marterwochen
Von Gott dem Herrn mit mir gesprochen;
Hast eine brennende Begier,
Bei ihm zu seyn, erweckt in mir;
Dank, liebe Muse, Dank dafür!

Der arme Leidende sang in heiterer Ergebung um die Wette mit seinem Vögelchen, welches die immer liebend aufmerksame Nichte ihm in die Nähe seines Lagers gebracht hatte:

„Wir wollen mit Gesang uns keinen Ruhm erwerben,
Wir singen nur für uns, und jeder nur für sich;
Wir leben singend uns, und wollen singend sterben,
Mein Vögelchen und ich!“ *)

Auch lebte er, während dieser langen leidensreichen Nacht, in der Erinnerung der freudenreichen Vergangenheit. Briefe der Freunde waren ihm Freudebringende, wohlthätige Engel, und auch die vorangegangenen Freunde Kleist, Uz, Lessing schwebten oft in holden Phantasieen tröstend in's Hüttchen hernieder, himmlische Hellniß über sein letztes irdisches Daseyn verbreitend.

Wie sein edler Geist, immer noch rastlos thätig, dem Allgemeinen Besten nützlich zu seyn suchte, bezeuge folgender Brief an den verdienstvollen Minister, Grafen von Hardenberg, dessen Departement die Provinz Halberstadt beigelegt worden war:

„Aus dem Fürstenthum Halberstadt einen großen Garten zu machen, ist Ew. Excellenz vorbehalten.“

---

*) Man kennt das Lied: „Mein Vögelchen,“ aus dem neuen deutschen Merkur, März 1802.

„Wenn Ew. Excellenz den Landesvater bewegen, daß er den Ackerbau-treibenden Stadtbewohnern 100 Hufen, von den Städten zu weit abgelegenen, Landes abkauft, hundert wirthschaftliche Landhäuser auf seine Kosten erbaut, in auserlesenen Gegenden, an den Flüssen und Bächen; jedes Landhaus und jede Hufe an Landeseinwohner verschenkt, eine billige Pacht nur sich vorbehält; verfügt, daß die Aenger jeder Stadt und jedes Dorfs ausgerissen, zu Futterkräutern benutzt, jedem Ländereibesitzer seine Quote zugetheilt, und jede Hufe Landes mit einem Rahmen von blühenden Kräutern und Bäumen eingefasst werde: so machen Ew. Excellenz, durch die Einführung des großen Gartens, um die Halberstädtische Menschheit sich höchst verdient und unsterblich."

„In publica commoda peccem, wenn ich Ew. Excellenz Geschäfte in Berlin unterbräche! Zu Pyrmont haben Sie vermuthlich einige Muße, den Traum des uralten preußischen Patrioten zu lesen; des alten Mannes, der, nachdem er seinen Wunsch vom Herzen los ist, zufriedener stirbt, als Ew. Excellenz großer und aufrichtiger Verehrer."

Ferner: als der Greis die Nachricht erhielt, daß Gurlitt von Magdeburg nach Hamburg berufen sey, und Voß von Eutin weggehen wolle nach Jena, schrieb er alsbald an den König:

„Sire!

„Der reinste Patriotismus treibt mich, Ew. Königlichen Majestät unterthänigst zu bitten:

1) „Den vortrefflichen Schulmann Gurlitt zu Klosterberge, welcher einen Ruf nach Hamburg erhalten hat, nicht aus dem Lande zu lassen.“

2) „Den gleichfalls vortrefflichen Schulmann Voß zu Eutin, welchem, wegen seiner Leibesschwachheit, der Herzog von Oldenburg ein Gnadengehalt von 600 Thalern, mit der Erlaubniß, dieses Gehalt außer Landes verzehren zu dürfen, bewilligt, in's Land zu ziehen.“

„Dieser Mann, einer von Deutschlands größten Schriftstellern, hat die meisten großen Griechen und Römer vortrefflich in's Deutsche übersetzt.“

„Geruheten Ew. Majestät, ihm ein kleines Gnadengehalt von etwa 5—600 Thalern, unter der Bedingung, daß er in den preußischen Landen, in denselben hier zu Halberstadt, sich aufhalten, und den Verlag seiner künftigen Schriften einländischen Buchhändlern überlassen sollte, allergnädigst zu bewilligen, so würde der Staat doppelt gewinnen:

1) „Durch die Ehre, den großen Mann in seinem Schooße zu haben, und dann, daß er, bei hergestellter Gesundheit und habender Muße, dem Buchhandel große Vortheile verschaffen, und dadurch dem Staate einen Theil des Gnadengehalts, ohnfehlbar ersetzen würde.“

„Diese zwei Bitten wagt vor seinem nahen Hingang in die bessere Welt

Ew. Königlichen Majestät

Halberstadt, treu devotester allerunterthänigster Knecht
den 14. Juli 1802. der alte Gleim.“

Antwort des Königs:

„Ich erkenne zwar die gute Absicht, aus welcher Ihr in Euerm Schreiben, vom 14. d. M., darauf antragt: daß ich den Professor Gurlitt für meine Staaten zu erhalten, und den Hofrath Voß zu Eutin für dieselben zu gewinnen suchen möchte, recht gern; kann mich aber auf Eure dißfälligen Wünsche, oder deren Erfüllung nicht einlassen, und zwar, was den Professor Gurlitt betrifft, darum nicht, weil derselbe, so gut meine Meinung sonst von ihm ist, sich unentbehrlich machen will; Ich aber den Grundsatz habe, daß derjenige, der sich für unentbehrlich hält, gerade am entbehrlichsten ist, und in Ansehung des Hofrath Voß nicht, weil dieser es sich selbst zur Ehre rechnen muß, wenn er durch Niederlassung in den preußischen Staaten den Ruhm der preußischen Gelehrten und Dichter, zu dessen Begründung Ihr selbst so vieles beigetragen habt, theilen kann. Indessen bleibe ich Euer gnädiger König

Charlottenburg,
den 19. Juli 1802. Friederich Wilhelm.“

Um seinen ihm sehr werthen Kretschmann in Berlin zu empfehlen, ließ er einige kleine Gedichte von diesem, zum Lobe der allgeliebten Königin, unter dem Titel: „Königinfeier. An Vater Gleim von Kretschmann.“ zusammen drucken, und übersandte sie der Königin Luise mit folgendem Briefe:

„Allergnädigste Landesmutter!

„Ew. Königliche Majestät halten dem alten Gleim zu höchsten Gnaden, daß er sich die Freiheit nimmt, der einzigen Königin, die den ausländischen Barden Ossian kennt, *) einen einländischen bekannt zu machen. „Die Königinfeier“ ist von ihm. Ein Preuße nicht geboren, ist er an Gesinnung einer.“

„Will die einzige Königin mehr von ihm wissen, so geruhe Sie, nach ihm den Mentor des Kronprinzen zu befragen.“ Ew. K. M. ꝛc.

Das Schicksal Deutschlands lag dem Greise, auch im letzten Jahre seines Lebens, schwer auf dem Herzen, so daß er jede Gelegenheit begierig ergriff, deutschen Geist auch in deutschen Fürsten zu wecken. Als er zufällig hörte, daß ein vortrefflicher deutscher Fürst seine Zeitgedichte mit großer Theilnahme gele-

*) Die Königin hatte Gleim in einem frühern, eigenhändigen Schreiben „den Ossian unseres Hauses“ genannt.

sen, und Exemplare derselben verlangt habe, übersandte er deren sogleich:

„Der alte Soldat, der in den Jahren 1756 und 1757, durch preußische Kriegslieder, seinen Kameraden Muth einzuflößen, sich einfallen ließ; dieser noch lebende Soldat, ein alter, treuherziger Mann, that im Kriege der Deutschen mit den neuen Römern, an die deutschen Fürsten die altdeutsche Frage: „Will denn keiner Hermann seyn?“ — Und die Fürsten ließen sie unbeantwortet.“

„Nach diesem Kriege war er so altdeutsch-einfältig, ihnen einen guten Rath zu geben. Die Frau von La Roche nannte dem alten Manne einen Fürsten, von dem sie sagte: daß er den altdeutsch-einfältigen guten Rath nicht allein nicht ungnädig genommen, sondern auch, zur Mittheilung an andere Fürsten, noch ein Paar Exemplare desselben zu haben gewünscht hätte.“

„Dieser Fürst sind Ew. Hochfürstliche Durchlaucht. Allerhöchst Dieselben empfangen also hiebei noch einige Exemplare des im übrigen wohlgemeinten guten Raths, und Unterschriebener, welcher sie zu senden den Auftrag hat, nimmt sich die Freiheit, denselben von den alten preußischen Kriegesliedern ein Exemplar beizufügen, und zu versichern, daß er dem Vaterlande zu solchem Fürsten Glück wünscht, und mit großer Verehrung ist Ew. ꝛc. — Der vortreffliche Fürst antwortete dem Greise unter andern:

„Es war also dem Verfasser der unsterblichen Lieder eines preußischen Grenadiers allein vorbehalten, den schlummernden Genius Germaniens wieder aufzuwecken, wenn es nur möglich gewesen wäre! Ew. sind der Einzige unter den deutschen Dichtern, dessen Patriotismus eben so rein und bewundernswürdig, als seine Gedichte vortrefflich und der Unsterblichkeit gewiß sind. Die Nachwelt wird dieses besser zu erkennen und zu schätzen wissen!“ — Mit zerrissenem Herzen wird jener edle Fürst dies jetzt wieder lesen, jetzt, da erfüllet worden, was Deutschland über sich verschuldet hat! —

Nicht nur des Vaterlandes Geschick lag dem Greise am Herzen; er wandte sein Herz und Auge, als ein wahrhafter Weltbürger, nach jeder Gegend hin, wo Gewölk drohte, oder ein lichter Strahl hervordrang. Er hatte, als die Schweiz verwüstet und abhängig gemacht ward, „Schweizerische Kriegeslieder“ gemacht, und im Selbstverlage drucken lassen; diese sandte er im April 1802 an den Buchhändler Heinrich Geßner, ihm schreibend: „Als die Schweiz noch Schweiz, und noch Hoffnung war, daß die Wilhelm Tells in ihr jeden Feind ihrer Freiheit überwinden würden, in diesem Zeitpunkte wurden die „Schweizerischen Kriegeslieder“ gesungen. Ihr Verfasser, wenn nicht an Geburt, doch an Gesinnung ein Schweizer, glaubte, mit ihnen der guten Sache der schweizerischen Mensch-

heit nützlich seyn zu können; bald aber zeigte sich die Besorgniß des Gegentheils. Darum ließ er sie nicht bekannt machen. Nun endlich versichert ihn ein alter, lieber Freund, diese Besorgniß finde nicht mehr statt, und meldet mir, Ihnen, würdiger Sohn meines Freundes, des unsterblichen Salomon Geß-ner, werde die Schenkung der kleinen Auflage der-selben nicht unangenehm seyn. Sie besteht aus bei-gehenden 150 Exemplaren. Sind Sie mit jener Versicherung nicht einstimmig, so opfern Sie dieses kleine Geschenk nur gleich dem Vulkan, denn ich möchte mit ihm, wäre der Nutzen nicht augenschein-lich, zu nur wahrscheinlichem Schaden nicht gern den Anlaß geben. — Lavater wählte zu seinen Kriegsliedern die Zeiten der Tells, warum nicht die der Erlachs, Steiger, Hoze? Kriegslieder müssen nur, wenn das Vaterland in Gefahr ist, gesungen werden, müssen nicht das Spiel irgend einer vaterländischen Muse seyn. Muth in die Her-zen der Kriegesmänner seiner Zeit zu singen, war jedes Schweizerischen Dichters Pflicht! Warum er-füllte sie keiner?“ — Daß auch diese Lieder einsam verhallten, im furchtbaren Wirrwarr politischer Ver-heerung, kann ihrem Sänger das Lob, edeln, ächt deutschen Eifers für die Heiligkeit uralter Verfassun-gen, nicht rauben.

Es war voraus zu sehen, daß Gleim, durch den verlorenen freien Gebrauch der Augen, nur um so

mehr mit den Zeitbegebenheiten sich beschäftigen würde. Er gab im Jahre 1801 wiederum drei Sammlungen von Zeitgedichten im Selbstverlage heraus, und schrieb seinem theuren Leopold Stolberg: „Säuselte, lieber, theurer, vortrefflicher Mann, die Weihe des Himmels über mir, wahrlich so sänge ich Ihnen Anderes. Leider aber stürmen die Stürme der Zeit über meinem grauen Haupte! Gift und Galle strömen in meine Zeitgedichte! — Wie könnt' ich wol Liebliches singen!“ — „Die meisten dieser Gedichte wurden von dem, des Augenlichts beraubten, Verfasser in schlaflosen Nächten seinem Bedienten in die Feder dictirt, und sind, um sie seinen Freunden mittheilen zu können, abgedruckt.“ *) In der zweiten dieser Sammlungen sind mehrere Gedichte an den russischen Kaiser Alexander den Ersten, welche er unter andern auch dem ihm befreundeten russischen Gesandten zu Berlin, Herrn von Krüdener, übersandte, „zum Beweise, daß er längst schon lebhaften Antheil an Rußlands Menschheit genommen.“ — Der vortreffliche Krüdener antwortete Gleimen: „Da mein Souverain deutsch versteht und lies't, und da selbst diejenigen, die nicht deutsch verstehen und lesen, Anakreon- und Tyrtäus-Gleim kennen und verehren, so habe ich es für meine

*) Siehe die Vorrede zu einer dieser Sammlungen.

meine Pflicht gehalten, Ihm zwei Exemplare zu überschicken." — Und schon im Monat darauf erhielt der Greis von dem Gesandten eine geschmackvolle, reich mit Brillanten besetzte, goldene Dose, mit folgendem Schreiben:

„Der Kaiser, mein Herr, trägt mir auf, Ew. u. s. w. beigehende Dose, als einen Beweis seiner hohen Achtung für Gleim, den Weisen und den Dichter, zuzustellen, und als ein geringes Merkmal Seiner Erkenntlichkeit für das Vergnügen, das Ihm Ihre letzten Blätter gewährt haben. Ich schätze mich glücklich, bei dieser Gelegenheit Ew. ꝛc. die Gesinnungen der Ergebenheit und Verehrung auszudrücken, mit welcher ꝛc."

Das ehrenvolle Geschenk des jungen Kaisers machte ihm überaus große Freude, deßhalb, weil die Gedichte, welche es veranlasst hatten, in keinem Sinne Lobgedichte waren, sondern nur Ermahnung und Aufruf zu friedlicher Größe.

„Der alte Gleim hat," schrieb er seinen nächsten Freunden, „wegen einer an den Kaiser Alexander den Ersten gerichteten Bitte, daß Er, wie Alexander der Große, doch ja kein Räuber und Eroberer werden möchte, von Alexander dem Ersten eine reich mit Brillanten besetzte, goldene Tabatiere zum Andenken erhalten. Sagen Sie es Ihren nächsten Lieben; weil dieses Andenken der leidenden Menschheit

Hoffnung macht, so wird die Nachricht von ihm Ihren Freunden Freude machen."

Die Jahre seiner Jugend und seiner Jugend Freunde waren in der letzten Lebenszeit sein liebstes Gespräch, sein liebstes Denken. Welche Freude für ihn, als Klopstock das Fest des Weins und den Schwank der Wasserschlacht, nach fast einem halben Jahrhunderte, durch eine seiner schönsten Oden verewigte! — Wie klang es dem Greise hell und reizend in die Seele, welche nicht alt geworden war der Muse und den Grazien des Scherzes:

„Weißt Du auch, Gleim, noch, wie, o unsdurstigster
Von allen Sängern, denen des Weines Lob
Sein Geist und ihrer eingab, wie wir,
Ruhend auf Rosen, und Schmidt uns freuten?

Im kleinen Garten blühten nur sie; und bald
Stand auf dem Marmor blinkend der alte Rhein!
Dem Wirth' ein Wink; und alle Büsche
Wurden gepflückt, und der ganze Saal ward

Zu Röthe, ward durchströmet von süßem Duft:
Aus Rosen ragte halb nur die Flasch' hervor,
Und kaum der Becher. Wag' es, Gleim, nicht,
Mir zu erzählen, wie froh wir sprachen!

Wie hell das Lied scholl! Weste verwehn, und selbst
Die Silberquell' ist eh' wol versiegt. Was ging
Uns dieses an? Wenn sie auch wollte,
Konnte denn schweigen der Freuden frohste?

Drei waren unser, und der krystallenen
Gebäude zwei nur, eins nicht die Hälfte leer:
Und dennoch wallten wir, da hoch schon
Strahlte die Sonne, den späten Heimweg

Mit jenem Sönnchen, welchem der Biene Kunst
Den Docht beseelet, welches dem Büchersaal
Sonst nur die Nacht entscheucht, wenn Grübler
Endlich die durstige Feder tränken.

Bekränzt das Haupt mir, Blüthen des Rebenhains;
Ich trug die Kerze! Aber ach, schnell erlosch
Die kleine Sonne! Welk', o Reben-
Blüthe, nur weg; denn ich blies das Licht aus.

Weißt du, Gleim, noch, wie in den Kühlungen
Des hohen Ahorns, und in der Grotte Bach-
O glückte mir's, daß ich des Wassers
Lob zu dem Lobe des Weines stimmte....

Am Bache saßen wir in den Frischungen
Des Schattens. Wenig wurde der scheue Fuß
Zuerst gesenkt, bald ganz vertiefet,
Nun auch das Knie, und gewandert ward dann

Selbst in des Felsen Wölbung! Gehöhlet war
Die eingetauchte Hand, o wie schöpften wir!
Aus unsrer tiefen, vollen Urne
Rieselt' es nicht in des Freundes Locken!

Des Dorfes Mädchen brachten den Aehrenkranz,
Durchschimmert von der Bläue der lieblichen
Kornblume. Gebet, gebt! Doch schmucker
Wäret Ihr uns, wenn Ihr Eimer brächtet!

Schnell standen vor uns, nicht Danaidische,
Geraume Eimer. Freude! Die Wasserschlacht
Begann! Geschehn sind Thaten, derer
Jetzo noch Meldung des Pflügers Mund thut.

Da galt es Stärke, Kunst: wer am weitesten
Im höchsten Bogen träfe des Auges Stern!
Fehlgüsse lachten wir, der Hofhund
Bellte sie, krähte der Henne Mann aus!

Hoch auf dem Hügel stand, bei der Kirche Thurm,
Der feiste Küster, äugelte keck nach uns
Durch's lange Rohr. Mit vollen Eimern
Schritten wir hin; doch er war entronnen." *)

---

*) Siehe Klopstocks Werke. 2. Band. Leipzig, bei Göschen, 1798. 4to und 8vo. die Ode: „Der Wein und das Wasser." Ferner: oben Seite 57–60.

O wie erquickte den Greis dies reine, helle Abendroth, das ihm die Muse aus längst untergegangener Jugend zurückstrahlte, ihm den Blick hinwendend nach dem lichten Streif am Horizont, welcher sonst ringsum tief umdunkelt war! Wie bei ihm jedes Sinnen zur That werden musste, oder zum Liede, so ließ er die Wölbung über dem ihm so theuren Quell zu Aspenstedt wieder herstellen, und über dem Eingang einen schwarzen Marmorgiebel aufrichten. Freudig gab er seinem Klopstock davon Nachricht: (im April 1802) „Das Denkmal zu Aspenstedt ist gesetzt. Die Aufschrift ist:

„Klopstock hat aus dieser Quelle getrunken.“

„zum Andenken von Gleim.“

Das Denkmal der Quelle regte in dem Greise das Andenken an manche andere, von ihm beschlossene Denkmale auf. Er schrieb in demselben Monat an die Tochter der Karschin: „Daß wir unserer lieben, seligen, deutschen Sappho nicht sogleich nach ihrem Tode die Grabstelle mit einem kleinen Monumente bezeichneten, das geht in meinen vielen schlaflosen Nächten mir im Kopf und Herzen herum.“ — Und schon im August sandte er das Denkmal: eine schwarze Marmorplatte, mit dem Namen der Dichterin, und den Worten:

„Kennst du, Wand'rer, Sie nicht, so
geh' und lerne Sie kennen.“

Im Jahre 1802, dem letzten seines Lebens, ließ Gleim noch zwei Sammlungen Zeitgedichte drucken, unter dem Titel: „Nachtgedichte.“ Es waren die Früchte der vielen schlaflosen Nächte in den Leidensjahren der Blindheit. Die lange Gewohnheit nächtlichen Dichtens hatte den nächtlichen Schlaf fast ganz verscheucht. Er bat oft nur um ein Körnlein seines Mohns:

„Nein, sprach der Gott, mit bitterm Lachen:
Daß meinen besten Schlaf Du Dir
Oft aus den Augen riebst, dafür,
Gottloser, sollst Du ewig wachen!“ *)

Im Schlafzimmer des Greises schlief sein treuer Diener, Johann Stamann, der bei der geringsten Bewegung seines Herrn sogleich aufstand, sich die Augen klärte und willig, wenn auch mit ungeübter Feder, die Verse aufschrieb, die ihm der Greis dictirte. Morgens wurden sie dann gelesen, gefeilt, und von dem kundigern Schreiber in's Reine gebracht. — Beide Sammlungen zeugen häufig von dem heitern, kraftvollen Geiste Gleims, und wie er unverändert lebte und webte in der Geschichte seiner Zeit, und in dem heißen Enthusiasmus für das Wohl der Menschheit und des Vaterlandes. So lauten die vorletzten Gedichte der letzten Sammlung:

---

*) S. Nachtgedichte. In den Sommermonaten 1802. S. 37.

An
Napoleon den Erhabenen zu St. Cloud.

„Kröne Dein Werk mit dem ewigen Frieden, erha:
bener Krieger!
Sieh, den ewigen Krieg schreibt die Geschichte
mit Blut!
Laß sie den ewigen Frieden mit lauter'm Golde nun
schreiben,
Setze die Krone nicht Dir, setze dem Werke
sie auf!“

„Stärke des Geistes hat Ihn so hoch erhoben!
Erhaben
Ist Er, und heißt Er, und geht eines Erha:
benen Gang
In den Tempel des Kriegs, und schließt ihn: „Ewig
geschlossen
Bleib, du Tempel!“ spricht Er. — Künste, ver:
ewiget Ihn!“

„Fried'richs Sänger war ich, und werde Napoleons,
wenn Er
Heinrichs des Vierten und Kants ewigen Frie:
den uns giebt.
Giebt Er ihn uns, so giebt Er ihn sich; und ruhi:
ges Leben
Diesseits dem ewigen, ist Folge der edelsten That.“

Diese Gedichte zeugen, daß Gleim am Ende seines Lebens mit ächt historischem Blick nach der Gesinnung und Absicht des von ihm in unzähligen Gedichten laut bestrittenen Helden forschte, dessen furchtbar waltenden Genius er anfangs gränzenlos und unbedingt hassen musste. *) Außer jenen poetischen Sammlungen hat er in dieser letzten Zeit auch einige prosaische Aufsätze in die Feder dictirt. Der interessanteste derselben, und welcher allein vollendet worden, ist ein „Plan zum Leben Luthers," welcher dieser Biographie als ein Denkmal seiner letzten Thätigkeit beigelegt ist. **)

Im März dieses Jahrs (1802) machte Gleim den letzten Anhang zu seinem Testamente, welcher seine wohlthätigen Absichten und Plane theils bestätigt, theils mit neuen vermehrt. ***).

Das Leben hatte ihm nun weiter keinen Reiz mehr; er flehte lebensatt den Tod an:

---

*) Gleim war nicht immer eingedenk der großen weltgeschichtlichen Worte Friederichs: „Un homme élevé à l'empire par son courage, n'a plus de parens; on songe à son pouvoir, et non à son extraction." etc. „Je ne dis pas cela, pour mépriser le sang des Wittekind etc.; je dois au contraire, par plus d'une raison, aimer le sang des héros; mais j'aime encore plus le mérite." — Anti-Macchiavel. Chap. 19.

**) Siehe Beilage V. „Plan zum Leben Luthers."

***) S. die Beilage VI. „Gleims Testament."

„Lösche das Licht des Lebens mir aus, es brennt mir zu lange,
Komm, und lösch' es mir aus, Genius oder Skelet!
Freude mach' ich nicht mehr der Freundschaft, mache der Liebe
Freude nicht mehr; wozu nützte das Leben mir noch?"

Er nahm Abschied von den Freunden, wie vom Leben, und dictirte die letzten Briefe:

An Leopold Stolberg.

„Am Rande des Grabes eile ich, meinem theuersten Friederich Leopold Stolberg für sein Geschenk, den Beweis seiner fortgedauerten Liebe, herzlich zu danken, und das letzte Lebewohl meines irdischen Lebens, bis zum Wiedersehn im Himmlischen, aus dem Innersten meiner ihm treu gebliebenen Seele, dem theuersten Unsterblichen zu sagen."

Stolberg antwortete:

„Liebster Vater Gleim! mein ganzes Herz sagt Ihnen unaussprechlichen Dank für Ihr liebevolles Schreiben, welches mich tief erschüttert, und bis in's Innerste meines Wesens dringt. Gottes Segen über Sie, theurer, edler Greis! Aus seiner Fülle wünsch' ich Ihnen alles Gute, alles, was auf der Waage des Heiligthums gut und köstlich erfunden wird! Ich kann nichts mehr sagen, weil mir das Herz so voll ist. Aber ich reiche Ihnen die Hand, liebster Vater Gleim, mit der herzlichsten Ehrerbie-

tung und Zärtlichkeit. Ich reiche sie Ihnen mit inniger Wehmuth, zugleich aber mit der herzerhebenden Hoffnung, Sie einst dort wieder zu umarmen, wo Freude die Fülle und liebliches Wesen ist, zur Rechten des Vaters der Freude, und des Lebens und der Liebe, ohne welchen weder Freude noch Leben ist. Ich drücke Sie an mein Herz!"

Gleim erwiederte dem edlen Freunde die letzten Worte:

„Ihr Schreiben, Theuerster, hat am Rande des Grabes mich erquickt, ist mir eine Muse gewesen. Meine Hand liegt in der Ihrigen! Lassen Sie uns irdische Wesen so vollkommen wie möglich seyn, bis wir himmlische seyn werden!"

An Herders:

„Dankt' ich nicht augenblicklich meiner Freundin für ihren lieben Brief, und meinem Herder für seinen entfesselten Prometheus, so wäre ich ein Undankbarer, und könnte vor seiner Themis nicht bestehen."

„Mein Herder ist ein Gott; er hat aus der härtesten Mythe eine so weiche zu machen gewusst, wie Amor und Psyche; möge er noch lange solch ein Gott seyn!"

„Meine Krankheit, theuerste Freundin, gab unser Schmidt für einen Katarrh aus, sie war aber eine, den Aerzten nie vorgekommene, bot Trotz aller ihrer Kunst, und machte mich, seit sieben Wochen,

zu einem täglich Sterbenden. Das muß genug seyn, mein Schweigen zu rechtfertigen!“

„An dem Wohlergehen Ihres Hauses nahm und nimmt der wahrhaft bedauernswürdige Kranke, so lange noch ein Funken von Leben in ihm ist, den lebhaftesten Antheil.“

„Schlaflos sind noch alle Nächte. Höllenschmerz, Höllenbrand im Unterleibe, unausstehliche Trockniß im Munde hat der Seher Gottes abwechselnd auszustehen. Eine Stunde seiner Herders Stimme zu hören, würde ihm Schlaf und Erträglichkeit geben.“ —

„Hab' ich meine Nachtgedichte schon geschickt? Ich zweifle; deßhalb kommt ein Exemplar hiebei. Nur für meine Herders. Sie müssen sie aus dem rechten Gesichtspunkt betrachten. Klopstock nennt die Gesinnung, die er in ihnen wahrgenommen, eine himmlische. Er ist auch sehr krank, und mit dem Schwindel behaftet, läßt mir aber von Windeme fleißig schreiben.“

„Ach! wie bin ich so schwach, mehr zu dictiren; also (noch) nicht das letzte Lebewohl, du liebe Herderfamilie! Grüne, wachse, blühe auf Deinem herrlichen Stammbaum! Die Nichte grüßt tausendmal.“

„Hier noch, so lange Gott will, und ewig, ewig Ihr Gleim.“

An Klopstock:

„Ich sterbe, lieber Klopstock! Als ein Sterbender sag' ich: in diesem Leben haben wir für und mit einander nicht genug gelebt. In jenem wollen

wir's nachholen. Die Muse hat mich bis an den Rand des Grabes begleitet, und steht noch bei mir."

„Gedichte vom alten Gleim auf seinem Sterbebette werden jetzt, zum Abdrucke für wenige Leser, in's Reine geschrieben. *) Ein Exemplar von Nachtgedichten sende ich nur meinem Klopstock, weil ich glaube, daß er allein nichts Anstößiges in ihnen finden wird. Mehr zu dictiren fällt mir zu schwer. Grüßen Sie die Freundin Ihres Herzens, den lieben Bruder Victor und seine verständige Hausfrau, die sich meiner erinnert haben, die drei Reimarus, die Freundin zu Hamm, und alle, die meinen Klopstock lieben.

Gleim."

„Ich lasse mich in meinem Garten begraben. Um das Grab herum stehn in Marmor die Urnen meiner mir vorangegangenen Freunde. Tante-Nichte empfiehlt sich ihrem Klopstock."

Seitdem ward der Greis ruhiger, stiller, und es erquickten ihn nur noch angenehm lebhafte Träume:

„Mein Vater holte mich in einem Traumgesicht, Ach! warum that er's doch in reinster Wahrheit nicht?"

Auch jetzt noch suchte er im Geiste der schönern Zeit seiner Kraft zu leben, in der heitern Musenliebe, die ihm so viele Freude bereitete. Sechs Wo-

---

*) Die Herausgabe derselben ward letztwillig dem Freunde Klamer Schmidt übertragen. Bis heut (September 1810) sind sie noch nicht erschienen.

chen vor seinem Tode, am 3. Januar 1803, erneuerte der Greis noch einmal die poetische „Büchse," und erließ an seine Freunde folgende Einladung: „Auf die beste Beantwortung der Frage: „Was möchtest du wol noch erleben?" in einem kleinen Gedichte, die Form steht frei, ist ein Preis ausgesetzt, ein recht hübscher Punschnapf." Die Freunde lieferten jeder Ein Gedichtlein, der Greis aber lieferte deren sechs, von welchen drei seine längsten und liebsten Wünsche aussprechen:

„Daß die Blumen nicht verblühten,
Und die Herzen, unter Hüten
Oder Hauben, immer glühten
Von der Liebe zum Apoll,
Das erleben möcht' ich wol!"

„Erleben möcht' ich, daß die Wunden
Der Menschheit heilten, und gefunden
Das Mittel würde, daß sie nicht
Von irgend einem Elemente
Verwundet wieder werden könnte,
Von nun an bis ins Weltgericht!"

„Was ich, der alte Gleim, wohl noch erleben möchte?
Daß eine Fee nun
Sogleich dem alten Gleim den Stein der Weisen brächte,
Mit ihm das Beste noch zu guter Letzt zu thun!"

Also immer noch dieselbe Musen- und Menschenliebe, derselbe Durst nach Weisheit und Gutesthun, wie es alles dem theuern Manne von Jugend auf so herzinnig zu eigen war!

Seine letzten Gedichte dictirte er am zwölften Februar. Furcht vor dem Tode kannte der Greis nicht, der nur erst kürzlich noch dem Tode das Trutzlied gesungen hatte:

„Ein Engel bist du nicht, du Tod!
Du bist ein Knochenmann,
Der uns mit einer Sense droht,
Und sieht uns schrecklich an.

Sey was du willst! Komm aber bald,
Ich warte längst auf dich;
Du bist in beiderlei Gestalt
Mir gar nicht fürchterlich:

Gott sendet dich. In deiner Macht
Steht nichts, steht nicht einmal
In meines Lebens letzter Nacht
Die kleinste Sterbequaal.

Im Glauben an den Gott, der mich
Seyn ließ in dieser Zeit;
Im Glauben stark an den, sterb' ich
Zum Seyn in Ewigkeit."

Sein Geist hielt es der Mühe nicht werth, um die morschen Glieder mit dem Tode zu kämpfen; er gab ihm, dem schlechten Knecht der Erde, die geringe

Beute still und willig hin. Während der beiden lezten Tage vermochten die Sinne nicht mehr dem Geiste folgsam zu seyn, und er musste mehrere angefangene Briefe und Aufsätze unvollendet lassen. Besonnen und gleichgültig, blieb er aber bis an seinen Tod der bisherigen Gewohnheit treu, Niemandem beschwerlich zu fallen, jede kleine Bequemlichkeit mit Anstrengung sich selber mit bereitend.

Am Achtzehnten Februar 1803, Abends 6 Uhr, trennte sich der herrliche Geist von der so lange von ihm bewohnten Hülle. — Die dem Sterbebette immer nahe, Ihm bis in den Tod getreue Nichte hatte die Trennung nicht bemerkt. Wie ein Schlafender lag der entseelte Leib, welcher sein irdisches Leben völlig vollendet hatte. Der Geist war mit den vorangegangenen Geliebten, vor allen mit Kleist, wieder vereint. — Nach dreien Tagen ward die Hülle dieses freudenreichen, seelenvollen, wohlthätigen Daseyns, in den Sarg verschlossen; dem silberweißen Haare war ein Lorbeerkranz eingeflochten, und in die wohlthätige Rechte, die so gern gab, dem Reichen wie dem Armen, hatten sie einen Eichenkranz gelegt. Der Sarg ward mit vielen Kränzen geschmückt von Lorbeer, Myrthen und Immergrün. Unter dem Trauergesange des Domchors opferten die Freunde die letzten Blumen, Gedächtnißlieder in's verlassene Hüttchen sendend. Die Diener des Hochwürdigen Domstifts gingen neben dem Trauers

wagen her, welchem sein Neffe folgte. Das Officier-corps der Garnison, die Mitglieder der Landescollegien und die literarische Gesellschaft, gaben das ehrende Geleit. Der Sarg ward im Garten beigesetzt, und nach einem feierlichen Todtengesange die Gruft verschlossen. Der Seelige selbst hatte dieselbe angeordnet, als er seinen Freunden die letzten Briefe schrieb: Marmorurnen, mit den eingegrabenen Namen und Todestagen vorangegangener Freunde, wurden um die Gruft umhergestellt, und dieselbe vorläufig mit ausdauerndem Mohn, Blumenwerk und Genist bedeckt, bis eine glücklichere Zeit erlaubt, ein bedeutenderes Denkmal über dem Gewölbe zu erhöhen, da, wo sonst Gleims Lieblingslaube stand, mit der Inschrift von ihm:

„Die Blume blühet und verblüht
Zu ihres Schöpfers Ruhme!
Wer heut' noch ihre Schönheit sieht,
Ist morgen wol wie sie verblüht:
Der Mensch ist eine Blume!"

„Und wie die Blume wiederblüht,
Wenn Gottes Auge nieder
Auf sie von seinem Himmel sieht,
Und unter ihr die Erde glüht:
So blüht der Mensch auch wieder!"

Gleim war mittler Größe, von festem Bau und gutem Verhältniß. Sein Gang war, auch im höchsten Alter, leicht, lebhaft, fest und gerade. Sein Gesicht war stark, voll Ausdruck, und belebt durch überaus helle, seelenvolle, nicht eben große Augen, von starken langen Augenbraunen überschattet. Sein feiner Mund verrieth die inwohnende Güte durch einen ihm eigenthümlichen Zug wohlwollender Freundlichkeit. *) Seine Stimme war voll, stark, biegsam und angenehm. Im Umgang mit Fremden war Gleim treuherzig, offen, zuvorkommend, überredend, gastfrei, und dabei, wo es galt, mit aller Feinheit eines Weltmanns angenehm unterhaltend. Er wusste mit jedem seiner Gäste den rechten Ton zu treffen, und jeden in die ihm eigenthümliche Behaglichkeit zu versetzen, also daß sich jeder bei ihm wohlgefiel. Als Hausvater war Gleim überhaupt sehr liebenswürdig; denn wer möchte ihm zu Last legen, daß seine Heftigkeit oft den Charakter tyrannischer Selbstsucht annahm, und daß die unbegränzten, ihm fast täglich erneuten Huldigungen der Fremden den Hausgenossen zuweilen lästig und nachtheilig wurden. — War er nicht in seinem häuslichen Leben sonst einfach und anspruchlos, heiter, immer herzig

*) Matthisson nennt sein Gesicht „den treuen Spiegel der Feuerseele des trefflichen, alten Grenadiers.“ Siehe Matthissons Erinnerungen, 1. Band. 360.

liebend und überall wohlthätig? Wie oft bereitete er den Seinigen kleine Feste, die ihm über alles werthen „kleinen Freuden“ in sein Hüttchen entbietend:

„Von Gottes Gnaden, Wir, Bewohner kleiner
Hütten
Und Freunde guter alter Sitten,
Entbieten unsern schönsten Gruß
Den lieben, guten, kleinen Freuden,
Und geben ihnen unsern Kuß,
Und laden sie bescheiden
An unsern kleinen Schenktisch ein! —
Wir wollen heut einmal, bei unserm Schoppen Wein,
Mit euch, ihr lieben, kleinen Freuden,
In Herzensandacht fröhlich seyn!“ *)

Wie war Gleim so arglos vertrauend und väterlich mittheilend, immer bereit mit Rath und That und treuer Gesinnung; wie war er immer dankbar für jede, auch die kleinste ihm erzeigte Liebe, und suchte jedes, auch das kleinste von ihm erwiesene Unrecht auf alle Weise wieder gut zu machen! — In dem Zimmer, das er sich und seinen eigenen Angelegenheiten ausschließlich vorbehalten hatte, waren mehrere Schränke bestimmt, einen Vorrath von

*) Siehe den Anhang zu den goldenen Sprüchen des Pythagoras, Seite III,

kleinen Geschenken aufzubewahren, welche er bei schicklichen Veranlassungen gar freundlich anzubringen wusste. Und wie behaglich erschien der Greis, wenn er mit seinem treuen alten Diener insgeheim kleine Freuden und Ueberraschungen anordnete! —

In der lieben Gewohnheit des täglichen Lebens war Gleim, der sonst überall wach war, oft sehr zerstreut. Mehr als einmal ging er aus, am linken Fuße mit schwarzem seidenem Strumpfe und beschuht, und mit dem häuslichen Pantoffel und weißem wollenem Strumpfe am rechten; auch leuchtete er ihm selber wol am hellen Morgen mit dem Lichte, an welchem er die Morgenpfeife angezündet, in ein anderes Zimmer. Am schlimmsten ging es ihm einst mit einem Schieferdecker. Der Mann fand ihn in jenem Zimmer, in welchem gewöhnlich die eingegangenen Gelder aufgezählt wurden. Gleim ward gerufen, hieß den Mann warten, und schloß ihn in Gedanken im Zimmer ein. Nach einigen Stunden geht Gleim wieder in jenes Zimmer, schließt auf, und — Gott weiß, welche Idee von diebischem Fenstereinsteigen ihm plötzlich durch die Seele fährt, — kurz er tritt heftig auf den Schieferdecker zu, und fragt ihn mit der ganzen Gewalt seiner sonoren Stimme: „Wie kommt er hier in dies Zimmer; was hat er hier zu thun?“ Es kam zu sarcastischen Erklärungen von Seiten des Schieferdeckers, und Gleim hatte zu thun, den ehrlichen Mann zu beruhigen.

Vor allem waren Gleimen auch die Kinder lieb, und er hatte immer Eines von seinen Nachbaren in seiner besonderen Obhut und Liebe. Ganz besonders werth war ihm der kleine Wilhelm, seines Nachbars, des domcapitularischen Schreibers, Sohn; dieser kam zu jeder Zeit des Tages zu ihm, begleitete ihn auf seinen Spazierfahrten, lernte seine Fabeln, und ergötzte ihn mit seinem kindisch-lieblichen Gespräch. — Er verlor ihn früh, den er „seinen kleinen Hausengel“ nannte, der immer um ihn war, und „in manchen traurigen Erfahrungsstunden mit der ganzen Menschheit ihn versöhnte.“ Der Knabe starb in seinem fünften Jahre an bösartiger Pockenpest. Als er in quälendster Hitze eine Weintraube erhielt, nach deren Kühlung er geseufzt hatte, sah er plötzlich hell auf, wie erfrischt: „Vater Gleim isst die Weintrauben so gern,“ sagte der Knabe, „Vater Gleim soll sie haben.“ — Bald darauf schloß er die schönen Augen auf immer. — An seinem Geburtsfeste und an Neujahrstagen war Vater Gleim immer von Nachbarskindern umgeben, die ihm die Scheitel kränzten, und Blumen streuten. Welche Lust, dann den Greis zu sehen, wie er mit den Kindern sich ergötzte, und ging, und wieder kam, mit bunten niedlichen Gaben die Kinder zu erfreuen, die dann allen ihren liebsten Tumult ungehindert um den Greis herum trieben! —

Zufriedenheit war Gleims häusliche Tugend. Wie oft hat er sie besungen, und sich durch sie „einen reichen Mann“ gepriesen:

„Ich bin ein reicher Mann! hab' einen Freund
und einen
Mundkoch, der Hünger heißt, und der vortreff-
lich kocht.
Ein kleines ist mein Glück, und ich beneide keinen,
Der auf sein großes pocht.

Ich habe den Horaz von Elzevir, der keinen
Druckfehler hat; von Wolf den göttlichen Homer,
Die Bibel von Hans Luft, und den Virgil von
Heinen,
Und wünsche mir nichts mehr.“ *)

„An eitlen Prunk war in seiner kleinen patriarchalischen Wohnung, in seinem ganzen schlichten Hauswesen, in seiner nüchternen, einfachen, geräuschlosen, nur geistig regen Lebensweise, nicht zu denken. Aber er hatte Freude und Genuß an jeder Art des Gebens und Mittheilens. Sein Haus war der Gastfreundschaft im besten Sinne des Worts geöffnet, und die Werke der Musenkünste waren der Luxus seines Hausgeräths.“ — **) Ueberall waren die Ti-

---

*) Nachtgedichte.

**) S. Himly über Gleim, a. a. O.

sche mit schönen Gefäßen und Büchern, die Schränke mit Büsten und Gypsabgüssen, die Wände mit Kupferstichen und Gemälden bedeckt, und in seiner Bücherversammlung rühmte er sich gern seiner Schätze.

Sein alltägliches Leben war einfach und gleichförmig. Der Morgen war den Geschäften gewidmet, durch welche sich jedoch die Muse nie abhalten ließ, ihm zur Seite zu seyn. Keine Stunde hatte ihre feste Bestimmung: Geschäfte standen aber keinem Vergnügen nach. Die Nachmittage und Abende gehörten gewöhnlich dem Lesen, dem Spazieren zu Wagen und zu Fuß, der gesellschaftlichen Unterhaltung, dem Briefschreiben und dem Feilen der entworfenen Gedichte; diese zu verbessern und abzuschreiben war Gleim nie müde, bis sie gedruckt waren, und bei Seite gelegt blieben. Abends gegen zehn Uhr ging er zu Bett. Vor seinem Bett stand ein Nachttisch mit einer blechernen Platte, worauf in einer Wasserröhre ein Wachsnachtlicht die Nacht hindurch brannte. Schlief der Greis nicht, so las er in den neuesten Büchern, und da war ihm die Muse immer treu zur Seite. Gewiß zwei Drittel seiner sämmtlichen Gedichte sind in jenen stillen Stunden der Nacht und der Frühe gedichtet; die Morgenröthe fand ihn gewöhnlich in der heitern Musenbegeisterung.

Folgendes Nachtgedicht enthält also die reinste Wahrheit:

„Um zehne schlief ich ein, um dreie wacht' ich auf,
In langen und in kurzen Nächten,
Und sang ein Lied, und las in guten und in schlechten
Autoren meiner Zeit; das ist mein Lebenslauf!"

Morgens nach sieben stand der Hüttner auf, und kam, die Musengaben in der Hand, meistens heiter grüßend, zu den Seinigen herunter zum Caffee, wo er dann die eingegangenen Briefe der Freunde fand, und sie nebst seinen Morgengesängen den Seinen mittheilte, während er sein einziges Morgenpfeifchen rauchte. In seinen physischen Bedürfnissen war Gleim höchst einfach, und Herr über dieselben von Jugend auf. Es war ihm nichts unentbehrlich geworden, das Rauchen einer Pfeife Morgens und Nachmittags vielleicht ausgenommen, und das Tabackschnupfen. Doch ließ er auch letzteres, als es ihm nach der Augenoperation widerrathen ward. Wein trank er nur als Arzenei; Morgens nahm er ein wenig Ungerwein aus demselben silbernen Schälchen, aus welchem er die etwa verordnete Medizin zu nehmen pflegte; Mittags trank er nur Ein Glas gewöhnlichen rothen Franzweins.

— „Brüderschaften
„Hat er bei'm Bacchus nie gemacht!" *)

---

*) S. Gleims Epistel an Bertuch, Episteln, Leipzig 1783. 8. Seite 70.

Auch sind seine Trinklieder, wie seine Liebeslieder, lautre Freudenlieder, und nicht etwa der Leidenschaft entsprudelt. Seine Trinklieder waren eben so fern vom Durst nach Wein, als seine Kriegslieder vom Durst nach Krieg und Blut. Nur die innere Heiterkeit gab sie ein; dennoch ward er Mißdeutungen ausgesetzt. Man äußerte während seines langen Lebens oft genug, in mancherlei Schriften: „Gleim sey nicht eben Abstemius gewesen.“ — Aber was kümmern uns die Unheiligen, die das geistige Lied und Leben nur in sinnlicher Lust und Leidenschaft erkennen, nur aus dem Irrdischen erklären wollen!

Bildnisse von Gleim findet man

1) vor dem fünften Bande der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste. Leipzig 1759.“ — Lessing urtheilte davon im Jahr 1759: „Es ist ein recht hübsches Gesicht; nur Schade, daß es nicht das Ihrige ist.“ (Siehe Lessings Briefwechsel mit Gleim. Seite 113.)

2) Vor dem 1. und 7. Theile des Nachdrucks der sogenannten sämmtlichen Werke. (Unter aller Kritik, wie der Nachdruck selbst.)

3) Vor dem 4. Theile des Journals von und für Deutschland 1789. 4. — Nach einem Oelgemälde des J. J. Tischbein sen. — Der Charakter Gleims ist darin nicht übel ausgedrückt.

4) Vor dem Patriotischen Archiv, herausgegeben von Wagner. 2. Band 1799. 8 (Nach einer Miniaturcopie des Oelgemäldes von Ramberg.) Ueberaus schlecht.

5) Vor dem Göttinger Musenalmanach. Ganz ohne Werth.

6) Vor dem 2. Bande des neuen deutschen Merkur für 1803, mit der Unterschrift von Voß.

„Jugendlich blühender Greis! nein, du grauslockiger Jüngling!
Deutschlands und Preußens frömmster Sohn, bieder in That und Gesang!“

Nach der Copie eines Oelgemäldes von Tischbein zu Leipzig. Ohne Verdienst, wie das Originalgemälde.

7) Ein Kupferstich in großem 4., nach dem vortrefflichen historischen Bildnisse von Heinrich Ramberg, gestochen unter Schulzens Direction zu Dresden.

Der Kupferstich taugt zwar nicht viel, ist aber von allen vorhandenen der beste.

Von den Oelgemälden, welche von Gleim seit 1748 gemacht worden sind, von Hempel, Frau von Gask, Frisch, den Tischbeins, Gottlob, Kehrer, Schöner ꝛc., ist das Bildniß von Heinrich Ramberg das wahrste und ähnlichste; nach welchem auch ein Kupferstich die nächst erscheinende Ausgabe von Gleims sämmtlichen Werken zieren wird.

Freundschaft und Enthusiasmus.

Gleims Freunde bildeten einen Kreis der verschiedensten, einander oft geradezu entgegengesetzten, Characterе. In seinem Tempel der Freundschaft aber wurden alle zu Einem Frieden versammelt, zu Einer Liebe bekehrt. Die verschiedensten Geister vergaßen bei ihm ihren Zwiespalt, weil sein Herz sie alle zu Einer Harmonie zu stimmen wusste. Lieben, und wieder geliebt werden, das war die vorwaltende Eine und untheilbare Leidenschaft seines Lebens!

Gleims Freundschaft war ihm ein Lebenselement, das alles umfing, was sich ihm nahte. Auch mittelmäßige Individuen wurden ihm theuer, wenn sie Einfalt mit Herzensgüte vereinten, und seinem gränzenlosen Eifer für das Seine Raum gaben. Seine Freundschaft hat zwar keinen großen, antiken Character, aber sie ist umstrahlt von der reinsten Treue.

So wie sein geistiges Leben nicht auf Ein großes Ziel ging, sondern sich nur bildete im Genuß der mannigfaltigsten Werke, so auch das Leben seines Gemüths, seine Freundschaft. — Gleim war auch in der Freundschaft ein vortrefflicher Dilettant.

Es war eine unausbleibliche Folge, daß er, wie schon in der Biographie gesagt worden ist, als Dilettant hinter den besten seiner Freunde zurückblieb, von denen Jeder irgend einem ernstern Studium

lebte. Wenn die Jünglinge im gleichen Wechsel gegenseitigen Gebens und Empfangens, gegenseitigen Besserns und Belehrens einander gleich waren, so schritten dagegen die Freunde bald dem Freunde voran, und als Männer konnten sie für Ihr Studium nichts mehr von Gleim erwarten, als nur ein herzliches Lob ihres Strebens. Während also der Freunde Briefe für ihn immer interessanter wurden, konnten ihnen Gleims Briefe nur werth bleiben, als Zeichen seiner unverändert : treuen Freundschaft. Daher konnte Gleim an Klopstock schreiben: „Die Menschen, und unter ihnen die besten, sind elende Gotesgeschöpfe, sie kommen gut aus Gottes Hand, sie werden Knaben, Jünglinge, Männer. — Bis in's vierzigste Jahr ist immer noch etwas Gutes an ihnen, dann aber nimmts ab, und endlich verlöscht's. Mit allen meinen altgewordenen Freunden ist mir's so ergangen, daß ich diese Bemerkung habe machen müssen. — Ihre Briefe sind feurig in den Jünglingsjahren, kälter im Mannsalter, kalt wie Eis, wenn das Alter angeht, und endlich gehn sie aus, wie ein Licht. Mit meiner großen freundschaftlichen Briefsammlung kann ich's beweisen."

Um so natürlicher war es, daß Gleim um so heftiger den Vorzug größerer Freundschaft behauptete, und diesen Vorzug denen der Freunde entgegensetzte. Da er ihnen an gelehrter Forschung und großem Bilden nicht gleich bleiben konnte, so ward er ihnen

ein Spiegel ihrer Virtuosität, ihre Geisteswerke reizender ihnen abspiegelnd. Gewiß wurden alle Freunde durch seinen Enthusiasmus angefeuert, daß sie liebevoller und emsiger an ihren unsterblichen Werken bildeten.

Während er aber jedes Verdienst des Freundes zuerst mit edlem Stolz erkannte, fürchtete er auch immer, daß des Freundes Verdienst den warmen Hauch der Freundschaft erkalten möchte. Er klagte oft: „Sonst waret Ihr, meine Freunde, ganz Herz, bald werdet Ihr lauter Verstand seyn!“ Er suchte um so eifriger mit aller Virtuosität der Freundschaft zu ersetzen, was er der Virtuosität in Kunst und Wissenschaft den Freunden nicht erwiedern konnte.

In der Freundschaft kannte sein Herz keine Gränzen. Die Briefe an seine Freunde sind mit der Hingebung fast weiblicher Zärtlichkeit geschrieben, wodurch das männliche Wort einen ganz eigenen Reiz erhält. Oft auch quälte sein Herz die regste Eifersucht, und es gehörte wenig dazu, diesem heißverlangenden Gemüthe wehe zu thun. — Wie Anakreons Amor die Biene eine Schlange nennt, und über ihren Stich den ganzen Olymp in Bewegung setzt, so klagt Gleim mit bittrer Noth über die kleinsten Begegnisse. Ein ausgeschlagener Besuch, ein eilend vorbeireisender Freund, eine verspätete Antwort, eine zufällig laucre Aeußerung konnten ihm wehe thun, so wehe, daß er ernsthaft fragen konnte:

„Ist es nicht ein wahres Wunder, daß ich noch kein Menschenhasser geworden bin?“ — Als Sulzer im Jahre 1746 einen Tag früher, als verabredet worden war, von Berlin nach Magdeburg abreisen musste, ohne von Gleim Abschied genommen zu haben; welche Vorwürfe machte Gleim ihm deshalb! Sulzer schrieb darauf: „Sie nennen mich einen Undankbaren und Falschen, weil ich gezwungen worden, wider meinen Willen einen Tag früher aus Berlin zu reisen, als ich mir vorgesetzt hatte. — Entweder sind Sie in dem Falle der sich verstellenden jungen Frauen:“ — „Oder Sie sind ein ungestümer Freund, dem die Freunde sclavisch dienen müssen, wenn sie nicht Ihre Gunst verlieren wollen.“ — „Wollen Sie denn von Ihrem Freunde unmögliche Dinge fordern?“ *)

Wenn die Briefe seiner Freunde nicht immer neu in Zärtlichkeit getaucht waren, so klagte er sie an, ohne Aufhören. Mehrere seiner Freunde hat er dadurch wirklich von sich entfernt, die besseren oft gegen sich kälter gemacht. Klopstock erwiederte einst, im September 1772, auf mehrere dergleichen bittere Klagen und Vorwürfe: „Wann hab' ich denn aufgehört, Ihr Freund zu seyn, und warum fahren Sie denn immer fort, mich dessen zu beschul-

---

*) S. Briefe der Schweizer ꝛc. Seite 29. und 30. Siehe auch den Brief Sulzers an Gleim, ebendaselbst S. 355.

digen? Wenn ich nicht der standhafte Freund wäre, der ich bin, und mit dieser Gesinnung besonders der Ihrige, so würden es just solche unverdiente und so oft wiederholte Anklagen seyn, die mich wankend machen würden. Aber ich bin gleichwohl immer Ihr Freund geblieben.“ —

So beleidigte und verwundete er oft die ihm am innigsten ergebenen Herzen, entfernte dadurch manchen Freund aus seiner Nähe, und war dann immer um so gequälter, wenn er sich allein und vermieden sah von diesem und jenem, an welchem sein Herz im Grunde so innig und warm hing.

Er selbst empfand sein Unrecht in der Stille des Herzens klar genug, und hat es auch wol öfter ausgesprochen, wenn er mit seinem Genius darüber zu Rathe gegangen war:

Der Dichter.

„Ach, Himmelsbürger, ach! was sagt mein Kleist,
der treue,
Der doch auch unter Euch wol jedes Herz gewinnt,
Dazu, daß meiner Freunde zweie
Mir nicht getreu geblieben sind?“

Der Genius.

„Er sagt, ich sag' es auch: Du hättest kleine
Mängel
Für Sünden oft erklärt;
Von Menschen hättest du der Engel
Vollkommenheit begehrt!“

Gleim war seinen Freunden auch darin wahrhafter Freund, daß er ihnen in jeder Trübsal als theilnehmendster Beistand erschien, nicht allein mit herzig lindernden Worten, sondern auch mit gefüllter Hand. Der Geist der zartesten Achtung, der liebevollsten Schonung beseelte ihn dabei; er breitete jeder Gabe einen freundlichen Scherz über, welcher den Blick von dem irdischen Werth abwendete. Ein wahrer Proteus im Wohlthun, gab er immer in fremder Gestalt, und unter dem Namen dessen, der dem Beschenkten am liebsten seyn musste. Als z. B. der Enkel der Karschin zu Frankfurt studierte, und sich vergeblich *) um ein Stipendium bei'm Halberstädtischen Domkapitel bemüht hatte, sandte Gleim den Betrag des ausgeschlagenen Stipendiums der Großmutter des Jünglings, und schrieb ihr: „Hier sende ich für Ihren Enkel zu Frankfurt an der Oder eine Unterstützung, und bedinge: daß er nicht erfahre, von wem das Geld komme, sondern daß er eine Hälfte als von der Großmutter, und die andere als von der Mutter gegeben empfange. Man schlägt einen jungen Menschen, der sich durchzuwinden hat, mit vermehrter Gelegenheit zu Dank und Erkenntlichkeit nur nieder, und mir ist er keinen Dank schuldig. Ich werde schon sorgen, daß er das

*) Weil er nicht aus der Provinz Halberstadt war, und daselbst keine Schule besucht hatte.

Stipendium erhält, und dann werde ich diese Summe zurückbehalten.“ — Als die Tochter der Karschin sich über allen Ausdruck unglücklich fühlte, von allen Seiten verwundet, bedrängt, empört, da konnte sie an Gleim schreiben: „Für Gleim rett' ich noch ein Gefühl aus meinem Schmerze, das Gefühl des Dankes. Ich leg' es zur Verwahrung in sein unvergleichliches Herz, denn oft genug werde ich diese Empfindung noch für ihn haben und wiederholen müssen, so lang' ich noch lebe!“ —

Welche rührende Zeugnisse fürsorgendster Liebe finden sich nicht in dem Briefwechsel zwischen Gleim und Wilhelm Heinse! Wie rühmt der feurige Jüngling so oft, so mit herzensheißen Worten seinen Gleim! — „Sie sind so gut und lieb gegen mich,“ — schrieb er 1779 — „wie nur der beste Vater gegen sein Kind seyn kann. Ich vermag es nicht mit Worten auszudrücken; aber in meinem Wesen werden Sie, so lange ich lebe, mit der heiligsten Liebe umfangen bleiben. Vom Rande des Abgrundes hat Ihr wohlthätiger Genius mich zurückgeführt, und in den Schooß der Ruhe und Freude versetzt. Sie waren mir Vater und Freund, und Bruder und alles. Ohne Sie wäre ich vielleicht schon längst verdorben und gestorben!“ — Seume, der wahrhafte Deutsche an reiner aufrichtiger Gesinnung, hat es selber öffentlich gerühmt, wie Gleim sich seiner mit väterlicher Sorgfalt und Theilnahme angenommen

nommen habe, und hat dem Andenken des edlen Mannes gern dies seltene Lob gespendet. Auch Johann Georg Jacobi hat ihm das heilige Eichenlaub in den Lorbeer geflochten. Und wie unendlich viele, schöne, liebenswerthe Züge würden wir von Gleim, dem Freunde, lesen, wenn nicht viele seiner Freunde, auf eine über alles elende Weise, dergleichen Züge großer, edler, wohlthätiger Freundschaft, in so fern dergleichen sie selbst betreffen, nicht lieber verschwiegen wüsten. —

Wie sinnreich war Gleim, seine Freunde zu erfreun, gerade als dächte er nur immer auf Gelegenheiten dazu; und wie einzig verstand er es, nie durch seine immer thätige Sorgfalt in Verlegenheit zu setzen, sondern nur die geliebten Herzen zu erwärmen mit seines Herzens reinen Flammen! Keine Worte können dieses Lob besser ausdrücken, als die der geliebtesten Freundin Gleims, als er auch ihr und den Ihrigen eine freundliche Ueberraschung bereitet hatte: „Allerbester, noch steh' ich beschämt da; ich soll und will Ihnen danken für alle Ihre reiche Liebe, für Ihre liebevollen theuern Freundes-Geschenke. Bester, es ist süß, zu nehmen, aber nur von Ihnen! Sonst liegt so etwas schmerzhaftes im Nehmen — aber bei Ihnen fühl' ich dies nicht! Ich lasse diese liebe Sonne so über mir aufgehn, und erfreue mich der wohlthätigen Strahlen!“

In der Biographie ist so oft der Enthusiasmus erwähnt, mit welchem Gleim an seinen Freunden und ihren Werken hing, und sie zu befördern suchte. Dieser Enthusiasmus war nicht etwa ein bloßes Aufflammen, sondern ein wesentlich Eigenthümliches seiner Freundschaft und Musenliebe. Die in ihm lebende Flamme trieb ihn zu dieser Begeisterung, und er erfreute sich ihrer rein und ungestört. Hätte ihn jemand deß getadelt, so würde er dasselbe geantwortet haben, was Plinius der Jüngere, da man ihm dasselbe vorwarf. „Ais, quosdam apud te reprehendisse, tamquam amicos meos ex omni occasione ultra modum laudem. Agnosco crimen, amplector etiam. Quid enim honestius culpa benignitatis? Qui sunt tamen isti, qui amicos meos melius me norint? Sed ut norint, quid invident mihi felicissimo errore? ut enim non sint tales, quales a me praedicantur, ego tamen beatus, quod mihi videntur. Igitur ad alios hanc sinistram diligentiam conferant; nec sunt parum multi, qui carpere amicos suos judicium vocant: mihi nunquam persuadebunt, ut meos amari a me nimium putem.“ *)

---

*) Siehe den 28sten Brief des 7ten Buchs. Plinius schrieb ihn seinem Freunde Septicius, demselben, der ihn zur Sammlung und Herausgabe seiner Briefe vermocht hatte.

Gleims Enthusiasmus für seine Freunde äußerte sich, je nach Veranlassung, auf die mannigfaltigste Weise. Er sammelte Reliquien von ihnen, wie von seinen Heiligen. Klopstock musste ihm seinen runden Hut schenken, und eine seiner Odenfedern. Beide verwahrte er, neben dem Hut und der Schärpe seines Friederich, als Heiligthümer. Die Mutter Klopstocks ließ er von Calau malen, für Klopstock und sich. „Das Bildniß Ihrer Frau Mutter," schrieb er, da er das Bild an Klopstock schickte, — „von dem ersten Maler unserer Gegend gemalt, empfangen Sie hiebei."

„Die Mutter Homers, dachte ich, wäre wol nicht das letzte Stück, das irgend ein Apelles seiner Bildergallerie zu schaffen sich bemühte, da kam Calau zu mir, da ließ ich die Mutter Klopstocks malen."

Im Jahr 1795 schrieb er an Klopstock: „Ich hörte neulich, Ihre neuen Oden würden erscheinen; nun wieder, sie würden nicht erscheinen, weil Nicolovius so viel, als Klopstock verlange, nicht geben wolle!"

„Wie viel, Klopstock, verlangen Sie?"

„Diesseits dem Grabe noch will ich meines Klopstocks Oden lesen! Was Sie verlangen, wenn's meine Kräfte nicht übersteigt, geb' ich, und lasse für 100 Freunde Klopstocks nur sie drucken. Antworten Sie, Klopstock! wieder nicht, so sind Sie der alte,

gute, liebe Klopstock, der Sie vor 30 Jahren waren, nicht mehr!“ — Und als endlich die Oden im Jahre 1798 erschienen waren, schrieb er an Herder: „Die Göschensche Ausgabe der Klopstockischen Oden ist angekommen! das war ein Festtag! die Oden in der Hand, lief der Alte, wie ein Jüngling, zu Clamer Schmidt, und theilte seine Festtagsfreude mit ihm. — Wir lasen und lasen — „das ist Horazisch“ — sagte Schmidt. Mit diesem Worte verdarb er mir ein Viertheil des Festtags! Ich kann's nicht leiden, daß man an einem großen Manne was ähnliches mit einem andern großen Manne findet! — Man sehe den großen Mann, wie er ein Einziger ist, und zerstreue sich nicht mit Vergleichungen. So seh' ich einen Heiligen!“

„Gleim fand an einem Abend“ — so erzählt Jacobi in seiner Iris — „Ramlers Ränie auf den Tod einer Wachtel. Die Nichte war ausgegangen, zu mir konnte er nicht hinlaufen, und doch hatte er ein solches Bedürfniß, seinen Jubel mitzutheilen, daß er, um sich geschwind aus der Noth zu helfen, den Bedienten rief, und ihm die Ränie vorlas. — So bekam Gleim, als einst ein Bauer in seinem Zimmer auf einen Pachtcontract wartete, einige gedruckte Blätter, deren satyrischer Inhalt ihn reizte. „Setz' er sich,“ sagte Gleim zu dem Bauer, „ich will ihm etwas vorlesen!“ Dieser, der keine Sylbe davon verstand, faltete die Hände,

hörte andächtig zu, und meinte nachher, das Ding ließe sich gut anhören; es wäre wie eine Zeitung!“ „Was die enthusiastische Liebhaberei meines Freundes ehrwürdig machte, war die Reinheit derselben. Er freute sich über das vortreffliche Gedicht eines Andern vollkommen so, wie über sein eigenes, und über den gelungenen Versuch eines neuen, bis dahin unbekannten, Dichters weit mehr. Ueberdies erstreckte sein Wohlgefallen an Werken der Poesie und der Kunst sich auf alle Gattungen des Schönen. In der That besaß er einen allgemeinen Geschmack, und warnte jeden Lehrling der Musen vor dem einseitigen, als wodurch man sich selbst um so manchen seeligen Genuß betrüge. Derjenige war nicht sein Mann, der nicht eine Madonna von Guido Reni und ein kleines Familienstück von Mieris, Klopstocks Messiade, und ein artiges französisches Vaudeville, jedes in seiner Art, zu schätzen und sich daran zu weiden im Stande war.“

Hieher gehört auch, was ein Unbekannter in einem Aufsatz über Gleim im Jahrgang 1804 des Freimüthigen sagt: — „Jeden Keim des Guten, Schönen und Wahren, wo er ihn auch fand, hegte und pflegte er mit Vaterliebe. — Gehörte etwas seinen Freunden an, so war es ihm noch heiliger, als wenn es sein Eigenthum gewesen wäre. — Nie hat Neid auf anderer Vorzüge, nie Tadelsucht, nie das rastlose Streben, da Flecken zu erwittern, wo des

Schönen viel ist, die reine Spiegelfläche seines Geistes getrübt. — Wer je das Auge des ehrwürdigen Greises strahlen sah, wenn es die Erzeugnisse des Herzens und Geistes geliebter Freunde durchlief, — der wird gestehen müssen, daß ich noch zu wenig sage.“ „Was ein halbes Seculum lang in Deutschlands weiten Gauen Großes, Edles und Gutes gethan, was Schönes und Vortreffliches geschrieben ward — fand in ihm einen regen Freund, rastlosen Bewunderer und treuen Beförderer. Er ruhte nicht, bis er das versteckte, nicht an seinem Orte stehende, Verdienst aufspürte, an das Licht zog, und in eine ihm angemessenere Lage brachte. Aufopferungen kamen da nicht in Betracht, wo es galt, Gutes zu thun.“ —

„Darum waren aber auch freilich seine Meinungen über Freundschaft und Freundespflicht sehr hoch gespannt. Darum ekelte ihn alle Halbheit und Rechnerei in der Verbindung zwischen Menschen, die höhere Ansprüche machen, an. Darum war das Gefühl, das sich seiner bemeisterte, wenn er sich zurückgesetzt oder verrathen glaubte, eben so gewaltsam in seinen Ausbrüchen, als dauernd in seinen Wirkungen. — Daher entstand das, anders organisirten Menschen unbegreifliche, — Superlativische in seinen Herzensergießungen; es waren Explosionen eines Feuerballs, der rasch von außen gekühlt, in seinem Innern fortglomm.“

„Ueberhaupt konnte sein Gefühl des Rechtlichen durchaus keine niedrigen Berührungen von außen her ertragen. Was an ihm auf den ersten flüchtigen Anblick als Despotismus und Geist des Widerspruchs erschien, floß nur aus dieser Quelle.“

Und wie war Gleim auch unermüdet und eifrig, wo es Beförderung ihm theurer Geisteswerke galt! Dann sparte der Edle weder Geld noch Mühe. Als Voß seine Odyssee herausgeben wollte, hielt es schwer, die zweitausend Thaler, welche Voß dafür verlangte, durch Subscription zusammenzubringen. Im heiligen Eifer über die lethargische Liebhaberei des Publikums, subscribirte Gleim erst Vierzig, dann Sechzig, dann Achtzig Thaler. — An keinem Werke deutscher Art und Kunst hat Gleim wol einen so entschiedenen Antheil genommen, als an dem Vossischen Gedichte „Luise.“ — In frühern Jahren war dasselbe theilweise im Vossischen Musenalmanache bekannt gemacht worden. Er konnte sich an dem herzigen Idyll nicht satt lesen, und drang immerfort auf das Beiseitlegen jeder andern Arbeit, und auf das Vollenden dieser. Im Februar 1792 konnt' er's endlich nicht länger dulden, die einzelnen Glieder des herrlichen Gedichts im Almanach zerstreut zu sehen, und schrieb eifernd an Voß: „Ich soll, mein bester Herr Gevatter, nachfragen bei Ihnen, ob Sie erlauben wollen, daß Ihr herrlicher Pfarrer von Grünau zusammengedruckt werde?

Nur etwa hundert Exemplare für die wärmsten Freunde desselben; oder ob Sie's selbst thun lassen wollen? Man glaubt, Sie würden mit diesem lieben Pfarrer so viel Gutes stiften, als Virgilius Maro mit seinem Pius Aeneas gestiftet hätte. Sie sollen, sagt man, alles liegen und stehn lassen, und an Ihrem Pfarrer von Grünau arbeiten; man verspricht sich, macht sich Hoffnung auf 24 Gesänge; je mehr, desto lieber! Spornen Sie doch, liebe, beste Frau Gevatterin, den lieben Mann, daß er sein nützliches Werk nicht liegen lässt; alles, was er schafft, ist Meisterwerk, manches aber ist nur für Wenige, jenes für Alle! — Verlangt er Druckkosten? Ein Wink, so sollen sie bei ihm seyn! Und zur Danksagung, daß er unsere Bitte Statt finden lässt, wollen wir einen Kranz von unsern schönsten Blumen ihm flechten!" — Voß antwortete hierauf im Juni: „Die Frage könnte mich wohl zu einer neuen Grünauischen Idylle begeistern, wenn mich Homer nicht besessen hätte. Was sollte ich dagegen haben, was vielmehr nicht alles dafür? — Machen Sie mit meinem Pfarrer, was Ihnen gefällt. Wollen Sie selbst diese kleine Ausgabe besorgen lassen, so schicke ich Ihnen eine verbesserte Abschrift. Soll ich's mit meinem Hamburger Schniebes bewerkstelligen, so will ich mein Bestes thun, vor Neujahr Ihnen Exemplare zu schicken." — Aber Gleim, entbrannt ob dieser Antwort, erwiederte sogleich:

„Er will unser Homer nicht seyn, will seinen Pfarrer von Grünau zum Ende nicht singen; will viel lieber seines Homers erhabenen Hektor um die heilige Troja schleifen lassen, als seinen guten Pfarrer auf seinem Armstuhl den letzten Schlaf einschlafen sehn! — Er macht nichts aus seinem Pfarrer, so viel zum wenigsten nicht, als wir aus ihm uns machen; also mag er immer nur bei seinem Schniebes selbst ihn drucken lassen. — Vor Neujahr noch sollen wir Exemplare haben. Das ist Ihm nicht lange!“ — Der Dichter der Luise dankte dem Greise diese heiße Liebe für sein liebstes Werk mit der schönen Zueignung der Luise an ihn, welche die Gebildetesten selbst für ein meisterhaftes kleines Epos erklärten. Die schöne Zueignung erschien, so lange Gleim lebte, in allen den verschiedenen neuen Auflagen. Nach Gleims Tode aber, im Jahre 1807, da eine neue Auflage nothwendig geworden war, erschien sie mit dem Prädicat: „Vollendete Ausgabe,“ und anstatt mit dem schönen: „Vor Gleims Hüttchen,“ mit einer ceremoniösen Zueignung an den „Durchlauchtigsten Peter Friederich Ludewig, Herzog von Oldenburg, Fürsten von Eutin.“ Was würde Vater Gleim sagen, wenn er lebte, und solche Untreue sähe! — „Konnt' er“ — würde er eifernd sagen — „dem trefflichen Herzog für seine Pension nicht ein anderes Dankopfer bringen? Durft' er mir meinen

Pfarrer, meine Luise und Mütterchen auch, stehlen, und sie mit Bücklingen seinem Herzog zuführen, bei dem sie nicht so behaglich einkehren werden, als bei mir, der ich sie mit dem Besten so herzlich gern bewirthete? — Wie hat dieser mir das thun können!“ *) — Hieher gehört auch Gleims Brief an Schadow zu Berlin: „Hofrath Voß aus Eutin wird nächstens einige Tage zu Berlin sich aufhalten. Kennten Sie, lieber Herr Schadow, diesen vortrefflichen Mann so gut als ich, so legten Sie die Unsterblichkeit, an der Sie jetzt eben arbeiten, bei Seite, suchten ihn auf, und zeichneten seinen herrlichen Kopf, damit es Ihrer Kunst, wenn Sie dereinst darum gebeten würden, möglich wäre, diesen Kopf für die Nachwelt in Marmor zu verewigen!“ — Die Folge dieses Briefs war, daß Schadow die Büste des Dichters lieferte.

Welches unaussprechliche Vergnügen Gleimen die Werke seines Herder gaben, ist schon in der Biographie gesagt worden. Ihm überließ er sich ganz und ungetheilt, so auf dem Wege durch das Reich des Schönen, so in die Gefilde der Religion, Philosophie und Geschichte. Als Herder ihm

---

*) Das konnte aber der Voß wohl thun, der, aller Rechtlichkeit und Wahrheit vergessen, die Schrift geifern konnte: „Ueber Gleims Briefsammlung und letzten Willen. Ein Wort von J. H. Voß. Heidelberg 1807.“ 8.

im Herbst 1787 seine Schrift: „Gott“ geschickt hatte, schrieb er ihm: „Ja warlich, Herzensfreund! ich führte seit dem erfreulichen Empfang Ihres menschlichen Werks und Ihres einzigen „Gottes“ etwas besonders im Schilde. Danken mit Worten für das unendliche Seelenvergnügen, das beide Ihre herrlichen Schöpfungen mir machten, war mir nicht genug, ich wollte meinen Aristoteles-, meinen Bacon-, meinen Lessing-, meinen Anakreon-Herder, (denn ist er nicht alles?) an die Brust drücken, wollt' ihn segnen, hangen wollt' ich an ihm wie eine Klette; — ich konnte nicht schreiben, es war mir so was kaltes, dummes, nur schreiben!“

„So, mein Theurer, entstand das äußerst böse Schweigen, wessentwegen ich mir selbst schon gram war, aber doch nicht schreiben konnte, denn ich war zu voll, ich wollte Ihnen alles schreiben. Gott sey Dank, daß Sie, mein, mein Herder, ungeduldig nur geworden sind, und es meinem Herzen zugetraut haben, daß es etwas besonders im Schilde führen müsse. Ja, warlich, ich führt' es diesen ganzen schönen nun verschwundenen Sommer im Schilde, Dich, den Einzigen, zu überfallen, den ich diesen ganzen Sommer im Gedanken hatte, mit dem ich einschlief und erwachte. — Sie haben, mein Theurer, keinen, der Sie liebt und liest wie Gleim, und Ihren Saamen so fallen läßt in seine Seele! Schade, daß sie keine junge mehr ist, sie würde, glaub' ich, stolz zum Baum des

Paradieses erwachsen; ich risse mich los von meinen Ketten, würde nichts als solch ein Saamenstreuer!“

So flammte Gleim der Jüngling und der Siebenzigjährige für seine Freunde. Dieser freudige Enthusiasmus, dies lebendige Lieben der Schönheit seiner Geliebten war der Geist seines schönen Lebens! — Und als er dem Ziele näher gekommen war, und seinen letzten Willen aufgesetzt hatte, da schien ihm vor allen der Gedanke schwer: so viele zu erwartende Werke seiner Geliebten den Erben hinterlassen zu müssen:

Von Voßen druckt man den Virgil! —
Wir alte Leser sollen sterben,
Stehn ziemlich nahe schon am Ziel,
Und, ach! wir lassen unsern Erben
Des Ungeles'nen, ach, so viel!

Patriotismus.

Gleims Patriotismus beruhte Anfangs allein auf Friederichs persönlicher Größe, und konnte dem Schein einseitiger Parteilichkeit für den großen König nicht entgehn. — Seine Deutschheit offenbarte sich zwar oft in den Kriegesliedern, und er rühmt seinen Friederich meist als den, welchem die Freiheit Deutschlands vor allem heilig gewesen; allein der Preuße obsiegte in ihm überall dem Deutschen.

Als Patriot gehört also Gleim nicht seiner Nation an, wie z. B. Klopstock, sondern nur seiner Zeit. Sein Patriotismus war nicht erzeugt und empfangen in der Vortrefflichkeit seiner Nation, sondern in dem Ruhme seines Friederich. — Erst späterhin, da Deutschland mißhandelt ward, und als Stückwerk sich mißhandeln ließ, da erst entbrannte in ihm deutsche Nationalität, und mit ihr der unendliche Schmerz über Deutschlands unabwendbaren Fall, welchen er nur zu oft weissagte!

Möchte Gleims Beispiel die Enkel belehren, daß nur deutscher Patriotismus, nur die aller Größe und Tugend geneigte deutsche Nationalität ihnen über alles heilig seyn müsse, wenn nicht ferner das edle Deutschland, in ewig wechselnden tausendfachen Abmarkungen, wider sich selbst streitende Gesinnung erzeugen und nähren soll, seine heilige Stärke in heilloser Fürsterei versplitternd und vernichtend.

Preußen ist und Deutschland gefallen seit Gleims Tode, aber edel gefallen; unterthan nicht dem Sieger, sondern dem großen Bewusstsein, daß sein Fallen nicht sein Untergang sey, sondern die Vorschule der Wiedergeburt. Die veralteten Glieder sind aufgelöst, aber der Geist des Adlers hat sich aufgeschwungen zu den reinen Höhen, wo die ewige Kraft und Schönheit ihn verjüngt, bis die Taube Gottes ihm den Oelzweig bringt, zum Zeugniß, daß die Zeit

gekommen, das neue Werk zu beginnen! Große Geister unsers Volks haben in heiliger Begeisterung des Adlers neuen Flügelschlag schon geweissagt; denn unser edles Volk hat früher, denn irgend ein andres, dem großen Dulden fromm und still sich unterworfen, und wird früher, denn irgend ein andres, zu seiner wahren Größe auferstehn!

Wohlthätigkeit.

Das Bild des wohlthätigen Mannes zu vollenden, werden hier noch einige Züge jenen in der Biographie hinzugefügt.

Wohlthätigkeit ist eine zu heilige Tugend, und ihre rechte Uebung zu selten, als daß man nicht jedes edle Beispiel sorgfältig aufbewahren müsste. —

Dieser Abschnitt ist der hochverehrungswürdigen Hülfsgesellschaft zu Zürich gewidmet, als ein Andenken der edeln Gesinnung, durch welche Gleim mit ihr verbrüdert war, und als ein Zeichen, wie Gleims Biograph herzinnigst wünscht, überall zu ihren edeln, schönen Zwecken mitwirken zu können. —

Im Winter 1772, da eine große Theurung war, ließ Gleim: „das Lied des armen Arbeitsmanns“ druk-

ken, und solches zum Besten der Armen verkaufen. Er sandte einem wackern Freunde Exemplare davon: „Das Lied des armen Arbeitsmanns habe ich Ihnen, dem Menschenfreunde, nicht geschickt? — Diese Sünde wieder gut zu machen, sende ich Ihnen 25 Exemplare hiebei; für Eins derselben geben Sie gern, das weiß ich, dem ersten Armen, der nach einem Stück Brod die Hände reicht, statt des Stücks Brod zwei gute Groschen, mit den übrigen machen Sie's, wie ich es mache; jedem, der mich besucht, und von dem ich weiß, daß er zwei Groschen missen kann, biete ich eins an, und gebe das eingekommene Geld unserm Oberdomprediger, den Hausarmen es auszutheilen; dieser hat es nämlich übernommen, den Armen die kleine Summe, die für 1500 Exemplare gezahlt wird, zu berechnen; also senden Sie mir einen Beleg, daß sie 25 Exemplare bekommen, und die dafür eingegangenen funfzig Groschen dortigen Armen gegeben haben. Eine Frau von Götz bei Stendal schickte für 25 Exemplare mir 25 Thaler; dafür ließ ich 300 Brodte backen, und am Geburtstage des Königs unter die Armen vertheilen. Ein Kaufmann zu Kalbe, Namens Ritter, gab für ein Exemplar 20 Thaler. So hat dieser arme Arbeitsmann mit seinem Liede doch manches Gute gestiftet, und unter andern mich überzeugt, daß es noch manche gute Menschen gebe." —

Als Gleimen zu jener selben Zeit die Schrift eines unbekannten Menschenfreundes zu Gesicht kam: „An das mitleidige Publicum, zum Besten der Nothleidenden in Sachsen," sandte er sogleich einen bedeutenden Beitrag an den ehrwürdigen Zollikofer, welchen er für den Verfasser jener Schrift hielt, und legte ihm noch 50 Exemplare des Liedes bei, um daraus etwas auch für die sächsischen Armen zu lösen. Zollikofer erhielt daraus eine ganz ansehnliche Summe für das hartbedrängte Erzgebirge.

Als Basedow wegen der Stiftung eines Philanthropins an das wohlthätige Publicum Deutschlands sich wandte, war Gleim der Erste, welcher die erbetene Summe sogleich übersandte; es findet sich in Basedows Briefen an Gleim folgende Quittung: „Dem Ersten unter den 1000 menschenfreundlichen Cosmopoliten, Gleim, danket für das übersandte Erste $\frac{1}{1000}$, (in zehn Ducaten) zum Fideicommiß des Publicums, das Philanthropin." —

Im Jahre 1800 schickte der brave schweizerische Dichter, J. Bürkli, mehrere Exemplare einer Ankündigung seiner herauszugebenden, auserlesenen Gedichte, „zum Besten der geplünderten und durch den Krieg beschädigten Schweizer," nach Deutschland; einige dieser Exemplare kamen nach Halberstadt. Gleim ward tief gerührt von dem Unglück der ihm so theuern Schweiz. Es war ihm nicht genug, sogleich selbst auf mehrere Exemplare der Bürklischen

Gedichte

Gedichte zu unterzeichnen; nein, er ließ die Ankündigung auf seine Kosten abdrucken, nebst einem Anhange von ihm selbst, und legte dieselbe allen seinen Briefen ein, seine Freunde aufmunternd, zum Wohl der armen Schweiz ihr Scherflein beizutragen.

Als zu derselben Zeit sein ihm so werther Nachbar Fischer starb, ließ er ein Gedicht zu dessen Andenken drucken, und dasselbe zum Besten der Schweizer verkaufen.

Es mag nichts Seltenes seyn, eine wohlthätige Hand willig dargereicht zu sehen, aber gewiß ist es um so seltener, daß Jemand auf eine so vielseitig fürsorgliche Art seinem wohlthätigen Herzen ein Genüge zu thun sucht.

Es konnte nicht fehlen, daß Gleim in den öffentlichen Ruf großer Wohlthätigkeit kam. Er hieß nicht nur in Halberstadt „der Freund der Armen," *) sondern erhielt auch aus entfernten Gegenden die verschiedenartigsten Ansuchen um milde Gaben, wobei er nur zu oft das Spiel arglistiger Betrüger war, so daß er späterhin wol argwöhnisch werden musste. Er vertrauete dann seiner Menschenkenntniß, und behauptete, einem Bittenden gleich am Briefe oder an der Miene abmerken zu können, ob es wahre Nothdurft oder betrüglicher Müßiggang

*) Siehe: Briefe von Herrn Boysen an Herrn Gleim. 2. Theil. Frankfurt und Leipzig 1772. S. 245.

mit ihm sey; indeß ward er bei seiner vorherrschenden Gutwilligkeit nur um so öfter getäuscht. Seine Menschenkenntniß aber ward ihm selbst fast zweifelhaft, als eine adliche Dame, von Hamburg aus, um Unterstützung bat. Gleim behauptete wider die Seinigen, die Dame sey eine gemeine Betrügerin, obgleich der Brief überaus fein und anständig geschrieben war, und den unverkennbaren Stempel eines höchst leidenden Gemüths trug. Gleim sandte der Bittenden mit umkehrender Post einen Louisd'or, und schrieb ihr, er schicke ihr diese Kleinigkeit, obgleich ihn seine Menschenkenntniß im Voraus überzeuge, daß er von ihr nur überlistet werde. Er wolle sich indeß lieber zehnmal betrügen lassen, als nur Einmal einem wahren Nothleidenden sein Scherflein versagen. Das Goldstück aber kam alsobald mit einem Schreiben der Dame zurück: „Der Ton meines Briefes," schrieb sie, „hätte Sie billig eines andern überzeugen sollen. Ich sehe indeß aus Ihrem Briefe, daß Ihr Herz ehrwürdiger ist, denn Ihre Menschenkenntniß." Gleim gab sich nachher alle mögliche Mühe, der Unbekannten etwas zukommen zu lassen, aber sie war nicht wieder aufzufinden.

Dieser ächten, innigen Wohlthätigkeit entquoll das in allen Schriften Gleims so reichlich ausgestreute warme Lob des Wohlthuns, der Menschenfreundlichkeit. Wie innig sind nicht die beiden ersten Strophen des Gedichts „an die Wohlthätigkeit:"

„Wohlthätigkeit, du Kind des Himmels,
O du, in aller Engel Schaar,
Die Unschuld selbst nicht ausgenommen,
Der liebenswürdigste, — fürwahr!
Und doch geliebt von Menschen wenig!
Ach könnte, könnte mein Gesang
Sie reizen, Engel, dich zu lieben,
Dich, Engel, sang' ich Lebenslang!"

„Verderben müssen all' die Seelen,
Die kalten, die nicht fähig sind,
Dich, Liebenswürdigste, zu lieben! —
Was wünsch' ich! — Göttin, Himmelskind,
Aus meinem Herzen konnt' es kommen?
War's eines bösen Geists Betrug? —
Wohlthätigkeit, die dich nicht lieben,
Die, Göttin, sind bestraft genug!"

Wie ernst und mit welcher Herzwärme lehrt er im Halladat die heiligste Menschentugend, und wie prägt er sie willigen Gemüthern, im Anhang zu Pythagoras Sprüchen, durch wahrhaft goldene Sprüche ein! — Dort lehrt er so menschlich wahr und weise:

„Ihr, meine lieben Menschen, Tugend ist:
Dem Hülfedürftigen zuvor mit Gold
Und Weisheit kommen, seine Seele sehn
Und seinen Kummer messen, und sich freun,

Daß etwa Geld und etwa Weisheit ihn
Der Freude wiederbringen, und ihn nicht,
Wer seines Kummers Ueberwinder war,
Erfahren lassen.“

Wie vorsichtig, zweckmäßig und edel schonend Gleim Armuth erkannte und milderte, mag folgender Aufsatz von ihm zeugen, in welchem er erzählt, was ihm selbst mit einem Armen begegnete: *) Gleim hat darin sich selber treu gezeichnet, und man erkennt ihn an jedem Wort, an jeglicher Gesinnung wieder; Ihn, den Dichter, der die Tugend so herzlich lobt; Ihn, den Menschen, der die Menschen so herzlich liebt. —

„Der unbekannte Wohlthäter.“

Vor etwa sieben Jahren ging ein alter, guter Mann nach den Spiegelbergen spatzieren. Unterwegens begegnete ihm ein Kind von sieben Jahren!

„Vater,“ sprach das Kind, „ich bitte, gebt mir einen Pfennig!“

Einen Pfennig? Was willst Du mit dem einen Pfennig?

„Ein Stückchen Brod mir kaufen!“

---

*) Diese Erzählung ließ Gleim ohne seinen Namen abdrucken im 1. Bande der Gemeinnützigen Blätter. Eine Wochenschrift zum Besten der Armen. Halberstadt, 1788. 8vo. Seite 147.

Ein Stückchen Brod? Bist Du so hungrig?
„Ich habe seit ehegestern nichts gegessen.“
Du lügst, Du hast so schöne rothe Backen!
„Ich lüge nicht; mein Vater hat, um einer Lüge willen, mich einmal halb todtgeschlagen!“
Wer ist Dein Vater?
„Ein Knopfmacher.“
Wie heißt er?
„Lindner.“
Wo wohnt er?
„Auf der breiten Straße.“

Geh! und sage Deinem Vater, daß er so gut seyn und zu mir kommen möchte. —

Das Mädchen ging. — Der Alte rief's zurück: Du bist ja dumm, zu wem denn soll Dein Vater kommen?

„Zu Ihnen!“
Wer bin ich denn?
„Das weiß ich nicht.“
So hättest Du ja fragen müssen!
„Dann wär' ich nicht gehorsam gewesen! Ungehorsam straft mein Vater mit der dritten Ruthe.“
Mit der dritten? Hat er der Ruthen so viel?
„So viel der Laster sind, für jedes eine.“
Geh' und hole Deinen Vater! hier (es war auf dem Bauholze neben der Pfeffermühle) will ich sitzen bleiben, bis er kommt. —

Das Mädchen ging, der Vater kam; ein hübscher Mann in seinen besten Jahren!

Ist das Ihr Kind?

„Warum?“

Es hat mich angesprochen um Almosen, und das Betteln ist verboten!

„Ich habe sieben Kinder, kann nicht eins ernähren.“

Nicht? Ein Knopfmacher?

„Eben darum, weil ich ein Knopfmacher bin! ich habe nichts zu arbeiten. Man trägt ja, leider! keine Knöpfe mehr, wie wir sie machen! Man kann sich nicht mehr helfen; die Knopfmacher alle müssen an den Bettelstab!“

Schade! Sie sind ein hübscher Mann, verstehn die Kinderzucht so gut; wie, wenn Sie ein Schulmeister würden?

„Schulmeister? das Gott erbarm! ich kann nicht lesen, bin von Jugend auf zur Arbeit angehalten, habe nichts gelernt, als Knöpfe machen. Gott erbarms. — Ein gutes Weib und sieben Kinder!“

Haben Sie bei'm Assessor Hecht sich nicht gemeldet? nicht um Almosen gebeten?

„Ich krümme und winde mich. — Wir haben schon alles versetzt; mein Weib von den Perlen bis aufs Hemde; die Kinder haben ihre Sparpfennige hergegeben. — Vor vierzehn Tagen ging der letzte Heller drauf, wir leben von Brod und Wasser!“

Ist's auch alles wahr?

„Sie können's glauben, ich lüge nicht.“ —

Hier fiel die Tochter dem Vater in die Rede: „Väterchen, Ihr lügt! Wir haben ja kein Brod!“—

Nun aber stand der alte Mann rasch auf und sagte: „Kommt!“ und ging mit ihnen nach der Stadt, und sah das gute Weib, mit sieben Kindern, und den guten Vater weinen, fand, daß alles wahr sey, hatte Gedanken über den guten Vater, der nicht lesen und nicht schreiben konnte, ließ sich ein mit ihm in ein Gespräch über die Erziehung der Kinder, fand gesunde Begriffe. „Für jedes Laster eine Ruthe,“ — sagte der Vater, — „hab ich' darum nützlich gehalten, daß die Kinder jedes Laster unterscheiden, und vor jedem insbesondere sich in Acht nehmen lernten. Sie werden nicht lügen; so hab' ich mit der Ruthe, die der Lügenstrafer heißt, die Kinder gewöhnt, die Wahrheit zu sagen.“

Geh' mein Kind, und hole Brod, da hast Du vier Groschen, sagte der alte Mann zu dem siebenjährigen Mädchen, das er kannte, komm aber bald wieder, und sage keinem Menschen, daß ein alter Mann bei Deinem Vater ist!

Das Mädchen lief aus allen Kräften; der Vater verstummte vor Freuden, daß er für heute die Mutter und die Kinder gesättigt sehn würde! „Gott,“ sprach er zum alten Mann, „Sie sind ein Engel Gottes!“ Die Mutter und die Kinder stimmten

ein: „Sie sind ein Engel Gottes!“ Das kleine Mädchen brachte das Brod. Der alte Mann vertheilte das Brod; die Hungrigen aßen; der alte Mann sprach mit der Mutter, mit den Kindern; einer der Knaben, Carl mit Namen, gefiel ihm besonders. Komm Du mit mir! sprach er zu dem Knaben, der Vater erlaubt's! — Der alte Mann ging fort, der Knabe hinterher, dann neben dem Alten der Vater, die Mutter; die Brüder und die Schwestern sahn dem Alten nach. — Der Alte ging zurück zur Pfeffermühle, sprach unterwegens nicht mit dem Knaben, setzte sich wieder aufs Holz, schrieb auf ein Blatt Papier, mit Bleistift; gab dem Knaben das Papier, und: bring's dem Vater! sprach der alte Mann. Der Knabe lief aus allen Kräften hin zu den Gesättigten. „Vater,“ sprach er, „seht! das Blatt Papier gab mir der alte Mann und sagte: Bring's dem Vater.“ Und der Vater nahm's. Beschämt, daß er das darauf Geschriebene nicht lesen konnte, ging er zu dem Nachbar, einem Bäcker, und ließ es sich erklären: „So lange bis die Knöpfe, die die Knopfmacher machen, wieder Mode werden, empfängt der Knopfmacher Lindner vier Groschen alle Tage,“ stand auf dem Blatte.

Der Knopfmacher Lindner machte sogleich sich auf die Beine, den alten Mann noch anzutreffen auf dem Holz, allein der war nicht zu hören, noch zu sehen. Der Knopfmacher erkundigte sich bei dem

Pfeffermüller, welcher sagte, daß der alte Mann aus Magdeburg gewesen wäre; — den Namen wusst' er nicht. Ein Kupferschmidt, meinte der Pfeffermüller, wär' es gewesen! Vier Tage nachher empfing der Knopfmacher Lindner mit der fahrenden Post drei hundert fünf und sechzig Viergroschenstücke; und das Jahr darauf empfing er auf den Tag dieselbe Summe. Nun hat er sieben Jahre nach einander sie empfangen. Die Mode der metallenen Knöpfe dauert noch, der alte Mann ist nicht entdeckt, und weil er's so gut hat angefangen, unentdeckt zu bleiben, folglich gern es bleiben will, so wollt' ich wol unsre Anekdotensammler, die alle gute Handlungen ausspioniren, und an die große Glocke schlagen, inständigst bitten, um diesen alten Mann sich nicht zu bekümmern. Sie werden ohne Zweifel ihn um sein Vergnügen bringen; denn man siehts, daß er ein Engel Gottes vor der Welt nicht heißen will!"

Schluß.

So war Gleim und Gleims Leben: sinnliche Mäßigkeit und Nüchternheit; aber hellflammende Begier und Heftigkeit in aller geistigen Zuneigung. In der Freundschaft ein Muster von Treue, bei aller

Eifersucht heiß und aufrichtig. Im Enthusias: mus zärtlich: gerecht, mit rastlosem Eifer aufsuchend eines Jeden Verdienst. Als Geschäftsmann und Patriot: ernst und kräftig, voll Verstand und Er: fahrung, wachsam als Diener und Unterthan, flam: mend für des Vaterlandes Ruhm, eifernd für des Königs Recht; als Mensch: freundlich, wohlthuend auf die edelste Weise, überall, wo er es vermochte, helfend, rathend und thätig fürsorgend; als Dichter endlich: heiter, beseelt und beseelend für alles Große, Schöne und Gute, den Grazien dienend, und Tu: gend und Freude als ewig verwandt singend vor allem und über alles!

Seinem ruhmvollen, gesegneten Andenken grü: net der ewige Lorbeer, die zarte Myrthe und hehres vaterländisches Eichenlaub.

Beilagen.

I.

Gleims Eltern, Geschwister und Vorfahren.

Laurenz Gleim, der Vater, hat von den Vorfahren und seinem eigenen Leben einige Nachrichten hinterlassen; einfache Angaben, eingeschrieben auf die weißen Blätter der Hausbibel, nach der frommen Weise der Väter, welche dem Worte des Herrn und der Geschichte der Ureltern, der Ihrigen Geburt, Wandel und Tod gern einverleibten.

„Ich Johann Laurentius Gleim bin geboren zu Seehausen, in der Altmark Brandenburg, den 24. Juni 1676. Mein seliger Vater hat geheißen Herr Laurentius Gleim, gewesener JCtus und vieljähriger Bürgermeister allda. Der Großvater hat geheißen Herr Laurentius Gleim, gewesener Bürgermeister zu Werben. Der Aeltervater Herr Bernhardus Gleim, Rathsverwandter und Weinhändler zu Eschwege, im ehemaligen Nieder-Hessen.“

„Mein seliger Herr Vater ist Anno 1678, da ich über 1½ Jahr nicht alt gewesen, gestorben.“

„Die selige Frau Mutter ist Anno 1684, da vier kleine Kinder hinterlassen worden, gestorben.“

„1664 ist mein Halbbruder in Wesel, David Balthasar Gleim, geboren.“

„Der älteste Bruder, Christian Wilhelm Gleim, J. U. C. und Hofmeister bei Sr. Durchlaucht dem Prinzen von Holstein Glücksburg, ist 1699 zu Oschersleben gestorben.“

„Der zweite Bruder, Georg Friederich Gleim, ist Apotheker zu Strelitz im Meklenburgischen.“

„Meine Schwester, Ottilia Eleonora Gleim, ist 1694 zu Tangermünde mit Herrn Engel Jähns, Bürgern und Brauern allda, verehelicht.“

„Anno 1702, den 15. December, haben Se. Königl. Majestät in Preußen, Friedericus I^mus^, durch des Herrn Geheimenraths und Obersteuerdirectoris, Edlen von der Planitz, Hochwürden Gnaden, mich als Accise- und Steuereinnehmer des Weichbildes Kochstedt und Amts Schneidlingen introduciren lassen.“

„Anno 1706, den 25. Mai, habe ich mich zu Brühne, eine Stunde von Wesel, im Cleviſchen, mit Jungfer Anna Gertraud Peilen, seligen Herrn Gottfried Peils, gewesenen Präsidis im Consistorio im Bergischen Lande, Inspectoris scholarum allda, und treufleißigen Pastoris zu Worms-

oder Wermelskirchen, nachgelassener Jungfer Tochter, von Herrn Pastore Engels copuliren lassen, in Gegenwart meines Bruders, Herrn David Balthasar Gleims, Apothekers in Wesel, und seiner Frau Liebsten, Frau Johanne Marlene, gebornen Peil.

„Anno 1707, den 29. Oktober, haben obhöchstgedachte Sr. Königlichen Majestät in Preußen mich, als einen treu erfundenen Diener, zum Obereinnehmer des Ermslebenschen Kreises allergnädigst bestellen lassen, welche Obereinnahme ich dann am 29. November 1707 durch Gottes Gnade und Segen mit Gesundheit angetreten. Gott gebe, daß es zur glücklichen Stunde geschehen seyn möge, damit ich nach Gottes Willen meine Bedienung noch lange Jahre (wenn es mir nützlich) mit Treu, Fleiß und Sorgfalt verwalten, einem Jeden Recht widerfahren, und Keinem Unrecht wissentlich geschehen möge. Hiezu helfe mir die heilige Dreyfaltigkeit. Amen.“

J. L. Gleim.

Seiner glücklichen Ehe entsprossten zwölf Kinder, drei Töchter und neun Söhne, von welchen eine Tochter und zwei Söhne vor den Eltern verstarben.

An der Seite der zärtlich geliebten Gattin, und in dem heitern Kreise von neun Kindern, erlebte der glückliche Vater, im Städtchen geehrt und geliebt, sein 59stes Lebensjahr, und starb am 26. April 1735.

Er war sehr glücklich organisirt; lebhaft, empfänglich für alles Gute und Schöne, dabei stark und heftig, treu dem Beruf und der Pflicht, beharrlich in allem Wollen, und die Wissenschaften liebend. Es finden sich hier und da Spuren, daß auch die Lust des eignen Dichtens, nicht ganz erfolglos, ihn ergötzt hat. *) Der Ausdruck seines Gesichts war überaus gefällig und lebhaft, sein Bau voll und kräftig. Es hat sich ein gut gemaltes, treues Bild von ihm erhalten, welchem Gleim die Inschrift gab: „Ein

---

*) Im ersten Bande der Academischen Gedichte von J. Ph. L. Withof, (einem Neffen von Lorenz Gleim) Cleve und Leipzig 1782. S. 91. findet man Folgendes in seiner Note: „Von dem Vater dieses Dichters" (Gleims), „der mich in der Taufe mit seinem Namen und sonst beehrt hat, habe ich noch drei Stücke in Händen, woraus ich sehe, daß er in der deutschen Elegie, wenn er gewollt, dem Tibull hätte gleich kommen können, dem kein Römer beigekommen, und so viele tausend umsonst nachgegangen sind." — Als Herder im Jahr 1800 an Gleim wegen dieser drei Stücke schrieb, antwortete dieser: — „Mein seel. Vater mag ein Tibull, ein Properz gewesen seyn, ich weiß nichts davon. Die Anmerkung im Withof hab' ich gelesen, und mir vergebliche Mühe gegeben, die drei Elegieen in Abschrift zu bekommen, obgleich ich deßhalb an Withofs Tochter nach Duisburg geschrieben." — Nur so viel wusste Gleim gewiß, daß sein Vater mit dem Pastor Höfer zu Ermsleben öfter in Knittelversen dichtend gescherzt habe.

„Ein deutscher Mann, wie wir's Alle seyn sollten."

Gertraud folgte ihrem Manne wenige Monate später; sie entschlief am 20. Juli 1735, lebensmüde, denn der Gram um des Gatten Verlust hatte sie unheilbar verwundet.

Sie stammte aus einer sehr zahlreichen holländischen Familie. *) Ihr Vater hatte 17 lebende Kinder, welche sämmtlich eine sehr gute Erziehung genossen und sich überall auszeichneten. Drei der Geschwister hatten an Einem Tage Hochzeit; zwei Brüder Gleim hatten Schwestern aus diesem Hause; eine dritte Schwester heirathete einen Withof; von ihr stammt der in der deutschen Literatur berühmte Lehrdichter J. Ph. L. Withof.

Gertraud Gleim war klug in Regierung des Hauswesens, wohlthätig und überaus fromm. Eine Magd, die sie liebte, hat sie oft im verschlossenen Kämmerlein auf die Kniee sinken sehn, zum Gebet für Gatten und Kinder; sie erzählte den Söhnen oft, wie die Kniee der geliebten Mutter davon sehr hart gewesen.

---

*) David Balthasar Gleim schrieb im Jahr 1725 an Laurenz Gleim: „Ich habe die glückliche Geburt meines Sohns nur den hiesigen Verwandten bekannt gemacht. Die Zahl aller ist zu groß, denn man beinah in alle vier Ecken der Welt müsste hinschreiben."

Gleims Geschwister waren folgende: (es sind nur diejenigen hier aufgeführt, welche Nachkommen hinterlassen, oder ein reiferes Alter erreicht haben, und nicht etwa in früher Jugend verstorben sind.)

1) Christian Friederich David Gleim, geboren 1708 den 2. November, starb als Accisein: nehmer zu Aschersleben, den 5. Dezember 1774.

2) Anna Catharina Magdalena Ger: trud Gleim, gestorben im Jahr 1760, als ver: ehelichte Amtsräthin Fromme, zu Lähme bei Ber: nau. Sie war die edle, wohlthätige Schwester, de: ren Gleim in seiner Selbstbiographie so oft dankbar rühmend erwähnt.

3) Margaretha Christiane Friederike, geboren 1717, gestorben 1751, als verehelichte Pa: stor Caroli.

4) Friederich Ludwig Lorenz, geboren 1720, gestorben als Hofapotheker zu Mar: burg, 1787.

5) Daniel Conrad Vollrath, geboren den 29. März 1723, gestorben als Kaufmann zu Magdeburg 1785. Einer der Stifter der Fa: milienstiftung.

6) Mathias Leberecht Caspar, geboren 1725, gestorben 1783, als Königlich Preußischer Oberamtmann zu Berge bei Nauen, der zweite Mitstifter der Familienstiftung.

Dieser Bruder war Gleimen der ähnlichste an Gesicht und Gesinnung. Ein biederer, geradsinniger Mann, voll unbefleckter Rechtlichkeit, heftigen Eifers für Recht und Gerechtigkeit, liberal und gastfrei im höchsten Grade, dabei weich und offen für jede Tugend, still in seinem Verdienst, heitern Sinnes, jede Lebensfreude befördernd, und dabei seinem Geschäft mit seltener Kenntniß ergeben. Er wusste, bei der unbegränztesten Freigebigkeit, ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, das, so lange er lebte, die Quelle unzähliger Wohlthaten war, und es, durch seinen Beitrag zur Gleimschen Familienstiftung, auch nach seinem Tode blieb. — Krünitz, der fleißige Sammler der Encyklopädie, schrieb von Leberecht Gleim: „Er ist der Brillant in der Krone meiner Freunde schon seit 22 Jahren. Jetzt, da ich seit acht Jahren bloß als Schriftsteller lebe, und tagtäglich vierzehn Stunden arbeiten muß, erhält und versüßt mir dieser Gottesmann (denn nur Gott schenkte mir ihn!) dadurch mein sieches Leben, daß ich alle Jahre in seinem Elysium neue Leibes- und Geisteskräfte sammeln darf. Nur Gott und ihm hab' ich's zu danken, daß ich meine schwere Arbeit ununterbrochen fortsetzen kann. Der Mann versteht die Kunst, Todte aufzuwecken. Ein einziges Mal nur hat er mich betrübt, und das thut er noch, durch sein strenges Verbot, in meinem Werke durchaus nichts von ihm und seinen Verdiensten zu

erwähnen, und durch die Abschlagung meiner Bitte, einen Theil meiner Encyklopädie mit seinem Bildnisse zieren zu dürfen. Allein, ich habe es mir einmal in den Kopf gesetzt, und kein Mensch soll es mir ausreden, daß er einer der größten praktischen Oeconomen in unsern Landen ist. Aber Bescheidenheit war die Krone seiner übrigen Verdienste. Nach und von ihm ist es mein Wahlspruch geworden: Licet sapere sine pompa, sine invidia. Ich werde Seiner noch mehrmals rühmlichst in meiner Encyklopädie erwähnen müssen, z. B. bei Gelegenheit der, auf Befehl der Churmärkschen Kammer, von ihm angestellten Versuche mit den Lupinen, und einem gewissen Saamen-Imprägnationsmittel, deren Abschrift ich, wiewohl mit vieler Mühe, von ihm erhalten habe." —

7) Franz Carl Eberhard, geboren 1728, gestorben als Kaufmann zu Stettin 1789.

Das Denkmal, welches die letztverstorbenen fünf Brüder den Eltern setzten, sieht man noch heutiges Tages auf dem Kirchhofe zu Ermsleben: eine verschleierte weibliche Figur, den Blick gen Himmel gerichtet, opfernd neben einem Altar, bezeichnet die Religion, wie sie das Sterbliche dem Ewigen willig zum Opfer bringt. — Die Anmuth der Gegend, die bläuliche Ferne des Harzgebirges, zu welchem sich durch grün-abwechselnde Felder mancher Fußsteig hinschlängelt, macht die Stelle des Denkmals jedem

Reisenden werth, so daß Mancher die Inschrift desselben theilnehmender gelesen hat:

„Allhier ruhet Johann Lorenz Gleim, und Anna Gertrud Peil, ein Gottgeliebtes, frommes Ehepaar, — schon Staub! — Beide starben im Jahr 1735. — Von ihren erzeugten zwölf Kindern errichteten die noch lebenden fünf jüngsten Söhne: 1) Johann Wilhelm Ludewig, 2) Friederich Ludewig Lorenz, 3) Daniel Conrad Vollrath, 4) Matthias Leberecht Caspar, 5) Franz Carl Eberhard, — dieses Denkmal, im Jahr 1781."

„Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser!"

II.

Etwas von Gleims Schuljahren.

Die Schuljahre ausgezeichneter Menschen sind immer wichtig; die Blüthe keimt früh und meistens unbemerkt.

Einige Bände der handschriftlichen Nachrichten der Wernigerödischen Oberpfarrschule enthalten mehrere Schularbeiten von Gleim, welche hier theils mitgetheilt, theils verzeichnet werden.

Der sechste Band hat den Titel:

„Volumen Sextum quorundam eruditionis scholasticae datorum speciminum, nempe carminum, aliorumque exercitiorum poëtices, quae vel proprio Marte a nonnullis primae classis alumnis, vel horis privatis in Lyceo Wernigerodano diverso idiomate elaborata, ab iisdemque in laudabilem rei scholasticae memoriam et publicum industriae juvenilis documentum hic inscripta sunt sub auspicio et moderatione E. F. Schütze.“

Die Uebungen bestehen größtentheils in biblisch-parodirten Stellen der Aeneide und der Metamorphosen; so daß, was dort z. B. von den Rutulern erzählt ist, hier auf die Philister angewandt wird, und, was dort vom Turnus, hier vom Goliath gilt, nicht etwa mit scherzhafter Wendung des Originals, sondern in ernster Verkehrung des heidnischen in Biblisches. Jede lateinische Parodie hat hinter ihr eine deutsche Uebersetzung in gereimten Alexandrinern. — Auch sind gleichzeitige Ereignisse und eingetretene Festlichkeiten der Inhalt der Gedichte; jedem ist das Thema übergeschrieben, und dann des regelmäßigen Ganges einzelne Theile zur Seite beigesetzt, z. B. I. Thesis. II. Hypothesis. Die Gedichte sind, was sie zu einer Zeit seyn mussten, da man das Wesen der Poesie in Formen aufzufinden meinte, und die Dichtkun, förmlich zu

lehren sich unterfangen mochte. Lobenswerth ist in diesen Uebungen das Versuchen aller poetischen Formen, auch alter Versmaaße. Man findet in dem erwähnten Bande: Sonnette, Madrigale, „ungemischte Oden," in jambischen, anapästischen, daktylischen ꝛc. Versen. Von Gleim findet sich:

1) „Pindarische Ode. Zu einem verbindlichen Neujahrwunsch auf das 1735ste Jahr."

„Thema."

„Der zu dem Gnadenstuhl Jesu Christo führende Leitstern;
Nach der Abbildung an denen Weisen aus Morgenlande."

„Propositio oder Satz:"

„Was ist es, weise Herrn,
So ihr von weitem spüret,
Und euch von dort herführet?
Mir dünkt, es ist ein Stern,
Ein Stern besondrer Gnade,
Der euch zu reisen heißt,
Und auf den Heiland weist,
So nach dem höchsten Grade
Der Liebe ist gesandt,
Und nun der Welt bekannt.
Ihr habt was Gut's im Sinne,
Denn jeder wird es inne,
Da ihr so treu und hold
Itzt Weihrauch, Myrrh' und Gold

Dem Herrn zum Opfer bringet.
Warum? Ihr sehet wohl,
Daß der das Heil seyn soll,
So alle Welt besinget.
Wohl, wer sich euch zur Seite stellt,
Und Jesu mit zu Füßen fällt!“

„Assumtio oder Gegensatz.“

„Ja, ja die Christenschaar
Bemerkt die Andachtsweise,
Zu Gottes Ehr' und Preise,
Bei jedem neuen Jahr.
Das Alter, sammt der Jugend,
Bringt bei vergnügter Zeit,
Nach Pflicht und Schuldigkeit,
Die Myrrhe guter Tugend,
Wozu des Glaubens Gold;
Und weil der Herr uns hold,
Der Weihrauch bei dem Beten
Pflegt mit herbei zu treten.
Die Ursach ist schon da,
Und liegt dem Herzen nah;
Denn Gott hat Gut's erzeiget,
Und wird durch das Gebeth,
Damit man vor ihm steht,
Noch mehr dazu geneiget,
Indem er unsern Glauben sieht,
Der alle Lasterbahnen flieht.“

„Conclusio oder Nachsatz.“

„Hochgeschätzte, dies Exempel
Führt bei dieser Jahreszeit,
Die durch Gottes Huld verneut,
Mich in Jesu Gnadentempel,
Ihn mit Danke anzugehn,
Für das, was bisher geschehn;
Und nächst diesem ihn zu bitten,
Seinen Segen auszuschütten
Ueber Ihnen, daß dies Jahr
Für sie sey ein Jahr der Gnaden,
Das nebst mehren ohne Schaden,
Bis sie gehn zur sel'gen Schaar.“

Joh. Wilh. Ludew. Gleim.

2) „Imitatio poetica ex fabula quinta Lib. I. Metamorphoseon Ovidii.“ (vom Jahr 1735.)

3) „Zwei Cabbalistische Verse nach der Cabbala naturali:

381 393 89 398 490
„Wann wird der Türke untergehen? 1751.
385 57 589 69 651
Wenn ihm drei Feinde widerstehen!“ 1751.

Joh. Wilh. Lud. Gleim 1736.

4) „Ein Irrgedichte.

Auf den sogenannten König Theodor, als erwähltes Oberhaupt derer rebellischen Corsaren.“

5) „Ein poetisches Schreiben an einen guten Freund und Gönner.“ (vom Jahr 1737.)

Das erste ganz mitgetheilte Gedicht, nebst den zwei „Cabbalistischen Versen,“ sind hinreichend, die Art und Kunst zu beurkunden, wie damals die schönen Redekünste auf Schulen getrieben wurden. Man kann die Wernigerodeschen Uebungen als in ihrer Art vorzüglich ansehen, weil der Rector sich derselben mit ganz besonderer Liebe befleißigte. — Die sogenannte „Pindarische Ode“ ist nicht ohne Andeutung poetisch-regsamer Innigkeit. Wahrscheinlich war sie unmittelbar auf den Charakter des damals regierenden Grafen zu Stolberg Wernigerode berechnet, welcher der Andacht besonders geneigt war. Vermuthlich ist es auch dies Gedicht selbst, welches Gleim dem Grafen in ein Buch schreiben musste. Dann wären diese Verse nicht ohne Bedeutung, als der erste Keim zu der besondern Freundschaft, welche das Gräflich-Stolbergische Haus Gleimen bis an seinen Tod so freudenreich, so treu erwiesen hat.

Im 8. Bande jener Wernigerodischen Schulsammlung, welcher den Titel führt: „Vol. 8vum &c. in quo speciatim versio II libri, quem M. T. Cicero de officiis conscripsit, a nonnullis studiosis Imae Classis juvenibus Hornei *) Wer-

*) So heißt die Oberschule nach ihrem Stifter, dem Licentiaten Horn, der sie 1550 gestiftet hat.

nigerodani &c. consignata sub auspiciis atque moderamine Eustasii Frid. Schütz. R. 1734.“ findet sich von Gleim nur eine versio periphrastica des 21. Cap. des 2. Buchs de officiis. In einer Vorrede zu jenem Bande hat der Rector die Gründe zu diesen Jugendarbeiten gegeben:

„Es ist ja allerdings wohl eine außer allem Streit gesetzte, und durch die Erfahrung vollkommen bewährte Grundwahrheit, daß bei solider Erlernung der lateinischen Sprache, vorhergegangener geschickter Interpretation und glücklicher Imitation eines jeden pensi oder capitis, so in diesem oder jenem Autore classico vorgenommen, nebst andern exercitiis styli, auch eine in rein und feines Deutsch vorgenommene Uebersetzung eben des schon durchgearbeiteten pensi mit der studirenden Jugend in Schulen hochnothwendig zu treiben sey.“ — „Da nun demselben ohnfehlbar also ist, so ist auch dieses besondere exercitium styli nach einer wohlangestellten und wohlgelungenen proba, sonderlich bei denen praelectionibus publicis hiesiger Schule über die sogenannten Officia Ciceronis, als einem Kernbuche dieses Mannes, angestellt worden, wie aus dem Nachsatze dieses Buchs zu sehen. Und weil meines Erachtens solche Uebersetzung ohnstreitig zweierlei seyn kann, nämlich versio simplex, da die Worte nur schlechthin, wie es die Sprache leiden kann, nach dem äußern Wortverstande gegeben werden;

und dann versio periphrastica; da man mit zierlichem Deutsch die Sachen etwas weitläuftiger und netter ausdrückt; so wird in der Ausarbeitung selbst auch billig und beständiglich darauf gesehen, und mag die letztere allezeit von einem derer Superiorum primi ordinis, die erstere aber von einem der mittlern oder inferiorum hujus ordinis, nach Gutdünken, und Aufforderung des docentis beobachtet werden, dabei jedennoch allezeit praeter propter captum et aetatem juvenum scholasticorum etwas secundum regulas prudentiae scholasticae wird zuzugeben seyn, angesehen his rerum circumstantiis, daß alles ad ἀκρον soll übersetzt seyn, nicht kann gefordert werden. Die Sache scheint zwar etwas prolix zu fallen, aber der Nutz ist desto größer. Und ist es besser, etwas weniges accurat durchzutreiben, als von einem Penso auf das andere, ohne gehörige Ausarbeitung, zu springen." —

Gleim war, wenn gleich der Ein und zwanzigste in der Ordnung der Classe, von dem Rector einer versio periphrastica gewürdigt worden, welcher Ehre mit allen Ehren zu entsprechen, er wacker bemüht gewesen ist; denn wenn z. B. sein Simplex die Worte: „propter assiduitatemque bellorum" ganz einfach übersetzt: „und stetigen Dauer der Kriege;" so lautet die versio periphrastica dagegen: „ja weil damals das Kriegesfeuer

hin und wieder in unserm Lande bestän-
dig loderte!“ — Eben so giebt der Simplex die Worte: „qui rempublicam gubernabunt“ ganz einfach: „der welcher ein gemeines Wesen verwalten wird;“ dagegen solches in der periphrastica ganz anders klingt: „diejenigen, welche an dem Regimentsruder des gemeinen Wesens sitzen.“— Man sieht, es war nur ein Wörterkram, da man mit phrasibus analogicis et extantioribus, mit constructione ornata, und numero oratorio, wie auch mit selectis vocabulis et phrasibus Verkehr trieb, als daraus man sich eine maturitatem styli bestmöglichst erwerben, und der Emphasis der Rede recht mächtig und sicher werden könne. — Ob unsere heutigen Schulen sich jener erheben dürfen? — Wer möchte bestreiten, daß jene Schulen des vorigen Jahrhunderts ihrer Absicht nach zweckmäßiger und erfolgreicher eingerichtet waren, als die der neuern Zeit. In jenen war der Zweck des mechanischen Lernens dessen, was man als den einigen Grund aller Erziehung und alles Unterrichts ansah, der beiden alten Sprachen nämlich, — selbst in der äußern Einrichtung klar ausgedrückt: mit Strenge ward auf die allergründlichste Erlernung der angeordneten Disciplinen gehalten, so daß die jungen Leute, durch die erlangte Leichtigkeit der Ausübung jener Disciplinen, zum Denken und Wissen sich mehr gereizt fühlen mussten,

so bald sie, der Schule entwachsen, der eigenen Fortbildung überlassen waren. Die fast allgemein erlangte Kenntniß und Fertigkeit in den alten Sprachen ward dem Jünglinge fast unwillkührliche Veranlassung, sich mit der Alten ewigen Weisheit zu befreunden, und dadurch die eigene Seele mit erfreulicher Kraft zu nähren. — Freilich war es schlimm, daß man damals den Zweck über dem Mittel vergaß, und die alten Sprachen selber für beides ansah; aber noch schlimmer war der spätere Tausch, da man an die Stelle der strengen, reich und wohlausgestatteten Schulgelehrsamkeit das moderne schwatzhafte, mit aller Armseligkeit der Zeitläufte behaftete Welt- und Schulwissen zum Zweck aufstellte. Es war ein übel Ding, daß man weniger darauf achtete: daß die Quellen griechischer und römischer Weisheit der Jugend zugänglich, und die Geheimnisse des großen Lebens der Alten in den alten Sprachen selbst offenbart würden; als vielmehr darauf hielt, daß die Knaben „physikalische“ und „philosophische Wissenschaften“ trieben, in der „Encyklopädie aller Wissenschaften“ umher horchten, und sich, statt des alten Lebens in innerer Kraft und Herrlichkeit, nur der modernen Nutznießerei in den Wissenschaften und Künsten befleißigten. Obiges auf Gleim angewandt, so ist die Vermuthung nicht schwer, was Gleim, der ohne besondere Anstrengung das Studium trieb, ohne von ihm getrieben zu wer-

den, durch die spätere sogenannte liberalere Schulbildung, gegen die damalige, gewonnen oder verloren haben würde. Die Leichtigkeit der Anwendung konnte er durch sich selbst gewinnen. Die mühsam zu erwerbende Sprachkunde aber, und die Kenntniß der Alten konnte er nur durch die damalige äußere Disciplin und gestrenge Uebung erhalten. —

Endlich findet man in jenen Folianten auch zwei Abschiedsreden, welche Gleim am 11. November 1738 bei seinem Abgange von der Schule gehalten hat. Die erste ist lateinisch, und handelt de Δοκησισοφία sive eruditione imaginaria, und ist 7 Foliobogen stark. Ich theile daraus hier nur mit, wie er seiner Lehrer Zabel und Schütz erwähnt: „Efflagitat porro officii mei ratio, ut vota concipiam, pro salute eorum, quorum industria profeci, inter quos mihi omnino laudandus venit vir admodum reverendus et doctissimus Clamer Zabel, apud Börnecenses verbi divini interpres fidelissimus. Multum illi debeo, qui per aliquot annos in rudi me puero erudiendo singularem dedit operam. Grato agnosco animo omnia, quae mihi praestitit eximia. Deus sit largus remunerator omnium bonorum in me collatorum.“

„Qua autem orationis forma, quave pietate te appellare debeo, quem promotorem studiorum meorum indefessum et hospitem

exquisitissimum hucusque habui. Te puto, nobilissime nec non doctissime Schützi, Rector et praeceptor, omni, qua par est, pietate prosequende.“ etc.

Gleich nach gehaltener obiger lateinischer Rede, hielt Gleim noch eine poetische „Lob- und Dankrede,“ in mehr denn fünfhundert Alexandrinern, in welchen er seinen beiden Wohlthätern, Reinhart und Rüdiger, feierlichen Dank öffentlich abstattete. Es ist diese Lobrede nicht ohne das Verdienst jugendlicher Wärme, und es ist darin jene vorherrschende Offenheit und Herzensinnigkeit nicht zu verkennen, die Gleims Freunde bis an sein Ende so sehr an ihm liebten. Er giebt gleich im Anfange einen ächt-poetischen Grund an, warum er seiner Gönner nicht schon in der lateinischen Rede erwähnt habe:

„Was war's, was hielt mich auf? Das Beispiel jener Alten,
Die dies der Dichtkunst stets mit Rechte vorbehalten;
Der Dichtkunst, welche ja der Tugend Herold ist,
Durch die die Nachwelt noch derselben Spuren lies't.“

Und am Ende erwähnt er des zu frühen Verlustes seiner Eltern, und bittet seine Gönner sehr rührend, ihm väterlich zugethan zu bleiben:

„Ihr

„Ihr Gönner, die ich ja als theure Väter
ehre,
(O mehr als süßes Wort, das ich jetzt schallen
höre!)
Seht, wie mein offnes Herz so offenherzig spricht;
Seht, meine Niedrigkeit sieht Eure Hoheit nicht,
Sie setzt Euch ohne Scheu in diesen Liebesorden,
Weil Eure Huld an mir fast väterlich geworden!“

„Lebt wohl und bleibt mir hold, und bleibt mir
zugethan,
Daß ich mich Eurer Huld von ferne rühmen kann,
So wird ein stetes Glück die Blicke zu mir
neigen:
Die Hoffnung grünt und blüht; die Demuth heißt
mich schweigen.“

Der Rector Schütze hatte Gleims Abschiedsrede zum Gegenstande seines Einladungsprogramma erwählt; nachdem er den Inhalt der Gleimschen Rede de duplici ignorantia vorläufig beleuchtet hat, sagt er von Gleim:

„Pluribus hoc demonstrabit et felicitate ingenii et doctrina et modestia cultissimus Joannes Guilielmus Ludovicus Gleim, Ermslebio-Halberstadiensis. — Multa ille cepit, et capit, et cupit. — Supplicationes quoque instituet pro salute — Patronorum omnium or-

dinum speciatim vero, quia Adolphus Ludovicus Reinhart atque Augustus David Rüdiger hunc juvenem parentibus orbatum benignissima et singulari plane munificentia aluerunt, ornaruntque, gratas iis laudesque veras exsolvet publice recitando teutonico et canoro carmine, in quo genere scribendi non mediocriter exercitatus est. — Ex multo elegantissimis enim nostri saeculi poetis, Weichmanno, Brocks et Richey, didicit germanos versus ita pangere, ut Germanum se esse monstraret. — Jam aliquoties hujus artis specimen dedit in carminibus aliorum nomine compositis, et haud ita pridem in oratione metrica in actu oratorio recitata."

So viel zum Zeugniß, wie Gleim schon in der Jugend sich auszeichnete, und wie sehr er die Liebe edler Männer und der Seinigen zu erwerben wusste! Man wird in des braven Rectors Schutz- und Lobschrift nicht ohne Lächeln die Muster angeführt finden, aus welchen Gleim seine teutonische Dichtkunst geschöpft habe. Welche Verdienste hat Gleim um die Sprache, wenn man jene deutschen „multo elegantissimos poetas" mit ihm vergleicht!

Zum Schlusse stehe hier noch das Stammbuchblatt, welches der werthe Rector Gleimen bei seinem Abgange auf die Universität mitgab. —

Zach. 8. 19.

וְהָאֱמֶת וְהַשָּׁלוֹם אֱהָבוּ׃

Regulam hanc vitae cuilibet quidem inprimis in mansuetioribus musarum castris militantibus observandam praestantissimo juveni, per tres annos inquilino suavissimo J. W. L. Gleim, in abitu commendare voluit

Wernigerodae, d. 11. Decembris 1738. *Henricus Carolus Schütze*, Rector.

Um den Scherz der Denkschrift zu finden, muß man Folgendes wissen: Gleim hatte, durch einen wunderlichen Lehrer veranlasst, die Schule noch vor der feierlichen Entlassung plötzlich und eigenmächtig verlassen. Jener Lehrer nämlich war gewohnt, keinen Schüler zu entlassen, der nicht wenigstens einen Schlag von ihm bekommen hätte. Gleim hatte sich deßhalb bis kurz vor seinem bestimmten Weggehn so musterhaft in des Mannes Stunden betragen, daß es diesem rein unmöglich gewesen war, ihm einen Schlag anzubringen. Durch falsche Aussagen einiger Mitschüler aber ward Gleim, hart am Ende seiner Schuljahre, in strafbares Licht gesetzt, und der Lehrer war triumphirend mit dem Zepter zur Strafe bereit. Gleim aber entsprang über die Bänke, und fand bei seinem mächtigen Gönner Reinhart den erflehten Schutz. Der Geheimerath ließ die Sache förmlich untersuchen, und da dem Jünglings

nichts zur Last gelegt werden konnte, ließ er ihn die Schule nicht wieder besuchen, und schenkte ihm, dem angehenden Studenten, einen Degen, mit der Erlaubniß, solchen, noch vor seiner Abreise nach Halle, vor den Augen des stockstolzen Lehrers zu tragen. Also spielte Gleim das Vierteljahr hindurch eine fast große Rolle. Auf diesen stolzen Degen, und beiläufig auf die häuslichen Dürftigkeiten des Rectorats, zielen nun die Worte des Propheten Zacharja, wenn er sagt:

„So spricht der Herr Zebaoth: die Fasten des vierten, fünften, siebenten und zehnten Monats sollen dem Hause Juda zur Freude und Wonne und zu fröhlichen Jahrsfesten werden, — allein liebet Wahrheit und Frieden.“ —

Der brave Rector Henricus Schütze starb im Jahre 1781. Sein dankbarer Schüler Gleim hatte ihm in den letztern Jahrzehnden oft ein Faß Wein in die Schulstube geschickt, und ihm die Fasten in Feste verwandelt, auf daß auch an seinem Theil die Worte des Propheten erfüllet würden.

III.

Gleims Tempel der Freundschaft.

Seit 1745 war es Gleims ernste Angelegenheit gewesen, die Bildnisse seiner Gönner und Freunde zu sammeln. Die meisten wurden auf seine Kosten und heimlich für ihn gemalt. Um die erkornen Männer zu vermögen, den Malern zu sitzen, wandte er tausend kleine Listen an, und freute sich um so mehr, wenn sie gelangen, und das Bild ankam. Er nannte das Zimmer, dessen Wände ganz mit diesen Bildnissen bedeckt waren, seinen Musen- und Freundschaftstempel, und gab dem Eingange folgende Inschrift:

„Ein armer Grenadier hat diesen kleinen
Tempel,
Ihr Musen, Euch geweiht!
O keinen Tritt hinein, ihr, die ihr nicht Exempel
Zu euren Lehren seyd,
Und brächtet ihr ein Werk, gestempelt mit dem
Stempel!
Der Ewigkeit!“

Gleim versammelte seinem Herzen und Geist eine Gemeinde der Auserwählten. Manches ehrwürdigen Freundes Bild aber konnte, aller angewandten Mühe ohnerachtet, nicht herbeigeschafft werden.

Als Kunstwerke sind nur einige dieser Gemälde von Werth. Viele interessiren indeß durch die Einfalt sowohl der Aehnlichkeit, als des Ausdrucks. Viele sind, was gewöhnliche Bildnißmaler zu liefern pflegen.

Gleim schrieb meistens selbst auf die Kehrseite der Biloniſſe, von wem und weßhalb sie für ihn gemalt seyen. Ich habe diese Inschriften bei Anführung jedes Bildes wörtlich mit aufgezeichnet. Manchem Bilde fehlet dergleichen. — Um wissen zu können, in welchem Lebensalter ein jeder gemalt sey, habe ich, wo es mir möglich war, die Zeit der Geburt eines jeden angemerkt, so wie wann jedes Bild gefertigt worden.

Die meisten sind Brustbilder in natürlicher Größe, in Oel auf Leinwand; ihre Höhe ist über $1\frac{1}{2}$ Fuß rheinisch und die Breite über $\frac{5}{4}$ Fuß. Einer Edeldame, welche fragte, ob Gleim seine Freunde in ganzer Figur malen lasse? antworrete Gleim: „Meine gnädige Frau, nur die Ritter lassen sich in ganzer Figur malen, damit man den Sporn sehe. Von Gelehrten malt man nur die Köpfe.“

Welche Bildnisse anders sind, als eben beschrieben, bei denen ist das ihnen Eigenthümliche genau bemerkt.

Die ganze Sammlung ist nach den drei Abschnitten des Gleimschen Lebens geordnet, je nachdem Gleim seine Heiligen oder Freunde kennen gelernt hat, oder mit ihnen in Briefwechsel getreten ist.

Erster Abschnitt.

1) „Johann Lorenz Gleim, Obereinnehmer zu Ermsleben. Ein deutscher Mann, wie wir's alle seyn sollten.“ — Der Vater Gleims, gemalt in seinen besten Jahren von einem unbekannten, aber braven Künstler, geistreich, leicht und überaus sprechend.

2) „Von Reinhart. Königlich Preußischer Geheimer Rath zu Wernigerode, Gleims Wohlthäter und Lehrer — gemalt von Heinrichs, zu Halberstadt, im Mai 1725.“

3) „Friederich der Große.“ — Der Held im Leben Gleims, sein Gesang und sein Stolz, gemalt in Pastell, in den 1770iger Jahren.

4) „Johann Peter Uz. Gemalt 1780, von J. M. Schwabede.“ — Geboren 1720, gestorben 1796.

5) „Samuel Lange. Verfasser der Horazischen Oden. Pyras Freund.“ — gemalt von Span 1758, geboren 1711, gestorben 1781.

6) „Ewald Christian von Kleist, gemalt für seinen Gleim von Hempel 1749.“ — Geboren 1715, gestorben 1759. Nach diesem Bilde oder nach einer von Hempel darnach gemalten Copie, ist das Kupfer vor Nicolai's Ehrengedächtniß Kleists.

7) „J. G. Sulzer, geboren 1720, gest. 1777, Verfasser der Betrachtungen über die Werke der Natur.“ — Gemalt a) von Bernhard Rode 1763, b) von A. Graff, im spätern Alter.

8) „C. W. Ramler, wegen seiner Oden, gemalt von Hempel zu Berlin 1749.“ Geboren 1725, gestorben 1798.

9) „J. J. Spalding, (geb. 1714), Verfasser der Bestimmung des Menschen, gemalt von B. Rode zu Berlin 1762.“ Gestorben 1804.

10) „Krause, Verfasser der Schrift: Von der musikalischen Poesie, gemalt von Hempel 1752.“ Geboren 1729, gestorben 1770.

11) „L. F. Langemack, wegen seines Gesetzbuchs, gemalt für Gleim von Hempel zu Berlin 1749.“ — Gestorben daselbst als Rathmann 1761. *)

12) „Bachmann, Kaufmann zu Magdeburg, Vater von dem Palemon der Karschin, wegen seiner Menschenliebe gemalt für Gleim 1752.“

---

*) Außer seinem Gesetzbuch hat er noch ein Buch de Testamentis geschrieben, ferner: Das allgemeine Lehnrecht. Potsdam 1747. und: Abbildung einer vollkommenen Policey. Berlin 1747. 4. In Meusels gelehrtem Deutschlande fand ich ihn nirgends aufgeführt.

13) „Johann Jacob Bodmer.“ Geboren 1698, gestorben 1783, im Greisesalter gemalt.

14) „Hans Caspar Hirzel.“ Geboren 1725, gestorben 1803.

15) „Nathanael Lieberkühn, wegen seiner Naturkenntnisse, gemalt von Falbe 1755.“ Geboren 1711, gestorben 1756. *)

16) „Heinrich Ernst, Graf zu Stolberg Wernigerode, copirt von Eich 1773.“ Geboren 1716, gestorben 1778.

17) „Ernst Ludewig Freiherr v. Spiegel zum Diesenberg, gemalt von Gottlob 1775.“ Geboren 1711, gestorben 1785.

18) „Christoph Ludewig von Still, gestorben den 15. Oktober 1752, zu Aschersleben, gemalt von Frau D. Mathieu *) zu Berlin 1750.“ Halbfigur, in der Rüstung seines Cürassierregiments, den Commandostab in der Rechten.

19) „Borkenhagen, ein Musicus, gemalt wegen seiner Tugenden, vornämlich seiner weisen Verschwiegenheit, von Span 1760.“

---

*) Nicht 1758, wie im 8. Bande des Meuselschen Lexikons der v. J. 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller steht. Vergleiche J. J. Spaldings Lebensbeschreibung. S. 203. und 205.

**) Geborne von Lisiewsky, und gestorben als Frau von Gask, eine Schwester der Malerin Therbusch.

20) „M. G. Lichtwehr, wegen seiner Fabeln, gemalt mit Oel und Wachs von B. Calau 1770. Geboren 1719, gestorben 1783.“ — Nach diesem Bilde ist der Kupferstich von Geyser vor dem zweiten Jahrgange des Journals von und für Deutschland. 1785.

21) „Schultheß (Joh. Georg Schuldheiß), geboren 1724, gestorben 1804, als Pfarrherr zu Mönchaltorf, im Canton Zürich.“ — Kaum halbe Naturgröße.

22) „C. F. Gellert, Verfasser der Fabeln, wegen seiner Menschenliebe gemalt für Gleim von Hempel 1752.“ Geboren 1715, gestorben 1769.

23) „F. G. Klopstock. Geboren 1724, gestorben 1803.“ Fast Halbfigur.

24) „Frau Anne Marie Klopstock, geborne Schmidt, geboren 1703, gestorben 1773. Die Mutter des Dichters, gemalt für Gleim von B. Calau 1770.“

25) „Johann Samuel Patzke.“ Geboren 1727, gestorben 1787.

26) „Johann Arnold Ebert, wegen seiner Schäferlieder, gemalt von Calau mit Oel und Wachs zu Braunschweig 1770.“ Geboren 1727, gestorben 1795.

27) „C. C. Gärtner, gemalt von Calau zu Braunschweig 1770.“ Geb. 1712, gest. 1791.

28) „Just Friederich Wilhelm Zacharia, Verfasser der Tageszeiten, gemalt von Bekly 1757.“ Geboren 1726, gestorben 1777.

29) „Conrad Arnold Schmid, wegen seines Silens aus dem Virgil, *) gemalt mit Oel und Wachs von Calau zu Braunschweig 1770.“ Geboren 1716, gestorben 1789.

30) „Salomon Geßner.“ Geboren 1730, gestorben 1788.

31) „G. E. Lessing.“ Geboren 1729, gestorben 1781. Die höchstverehrungswerthen Weimarischen Kunstfreunde haben von diesem Bilde Folgendes gesagt: **) „Beinahe Halbfigur, doch ohne Hände.“ — „Von welchem Künstler dieses Werk herrührt, wissen wir nicht zu sagen; allein es ist zuverlässig die Arbeit eines tüchtigen Malers; frei mit Geist und Kraft behandelt, frisch von Farbe und lebhaftem Ausdruck. — Wenn gleich Lessing hier in dem nicht mehr gefallenden, und wirklich etwas steifen Modecostüm der 1760iger Jahre dargestellt ist, so erscheint er uns darum doch als eine anziehende Gestalt. Ein volles

---

*) Man findet diese Uebersetzung unter andern auch in Ramlers übersetztem Batteux. 2. Auflage, Leipzig 1762. 1. Band, S. 415.

**) In den „Unterhaltungen über Gegenstände der bildenden Kunst, als Folge der Nachrichten von den Weimarischen Kunstausstellungen.“ Als Progamm zum Jahrgang 1807 der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung. Seite VII.

behagliches Gesicht, das Auge ganz ungemein lebhaft; die festen Theile, besonders die Stirn, schön und regelmäßig gebaut. Auch ohne weitere Nachricht würden aufmerksame Beschauer einen ausgezeichnet klaren, geistreichen, fähigen Mann in diesem Bilde erkennen."

32) „Abraham Gotthelf Kästner." Geboren 1719, gestorben 1800.

33) „Johann Winkelmann. Geboren 1718, gestorben 1768; copirt von Ferdinand Hartmann zu Stuttgardt 1794."

34) „Friederich Nicolai, wegen seines Kampfs mit bösen Geistern, copirt für Gleim von Collmann, nach Graff 1790." Geboren 1733.

35) „Moses Mendelssohn, wegen seines Phädon, gemalt von B. Rode 1769." Geboren 1729, gestorben 1787.

36) „Abt J. F. W. Jerusalem, wegen seiner Duldsamkeit gemalt von Weitsch d. j. zu Braunschweig 1789." Geb. 1709, gest. 1789.

37) „J. Möser, wegen seiner patriotischen Phantasieen, gemalt von Gottlob." Geboren 1720, gestorben 1794.

Von allen diesen Freunden überlebte nur Nicolai Gleim länger als ein Jahr; Spalding und Schultheß starben ein Jahr nach ihm, und Klopstock folgte ihm in Zeit von wenigen Monaten.

Zweiter Abschnitt.

38) „C. M. Wieland, wegen seiner Mussarion, gemalt von J. E. Heinsius 1775.“ Geboren 1733.

39) „C. F. Weiße, Verfasser der Lieder für Kinder, copirt nach Graff von Calau, mit Oel und Wachs 1770.“ Geboren 1726, gestorben 1804.

40) „Michael Huber, geboren 1727, gestorben 1804, copirt nach Graff von Gottlob.“ Halbfigur, dargestellt als sitzend und Kupferstiche betrachtend.

41) „Von Zimmermann.“ Geboren 1728, gestorben 1795.

42) „J. G. R. Andreä. Geboren 1724, gestorben 1793, gemalt von Zisenitz zu Hannover.“

43) „Oeser, gemalt in Pastell von Lauer 1798.“ Geboren 1717, gestorben 1799.

44) „J. J. Dusch, wegen seines Gedichts: Vernunft, Aberglauben und Unglauben, gemalt zu Hamburg 1765.“ Geboren 1727, gestorben 1788.

45) „Von Beyer der älteste, gemalt von Collmann 1795.“ Geboren 1732.

46) „A. L. Karschin, geborne Dürbach, wegen ihrer Tugenden mehr, als wegen ihres Genies, gemalt für Gleim.“

a) von Bernhard Rode 1762, im Profil, b) von Kehrer, 1791.“ Fast Halbfigur, als schreibend dargestellt, von frappanter Wahrheit des Ausdrucks. Geboren 1722, gestorben 1791.

47) „Hofrath Stahl, wegen seiner Wohlthätigkeit.“ Gestorben zu Berlin 1772.

48) „Bernhard Rode, gemalt von ihm selber.“ Profil. Geboren 1745, gestorben 1800.

49) „Graf Herzberg, copirt nach Graff von Collmann 1789.“ Geboren 1725, gestorben 1795.

50) „Hans Joachim von Ziethen, gemalt von H. Franke.“ Halbfigur, in voller Generalsuniform, mit dem Commandostab in der Rechten.

51) „Prinz Friederich Heinrich Ludewig von Preußen, geschenkt dem alten Gleim zum Andenken, im November 1792.“ Geboren 1726, gestorben 1802.

52) „Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig Wolfenbüttel.“ Geboren 1735, gestorben 1806.

53) „J. C. Lavater, war bei Gleim zu Halberstadt, den 12. Juli 1806, gemalt von Alexander Speisegger 1785.“ Geboren 1741, gestorben 1801.

55) J. G. „Willamow, wegen seiner Dithyramben, copirt nach dem 1767 von ihm

selbst gemalten Originale 1801.“ — Geb. 1736, gestorben 1777. — Willamow hatte sich selber für Gleim gemalt, und Gleimen war deshalb dies Bild sehr werth. Als aber Willamows Sohn im Jahre 1800, von Stockholm aus, Gleim bat, ihm seines Vaters Bild für ihn copiren zu lassen, da ergötzte den Greis die kindliche Liebe in dem Briefe des Sohnes so sehr, daß er sogleich das Bild copiren ließ, und das Original dem Sohn sandte.

55) „C. J. W. Hinze, gemalt von Heinsius.“ Ein treuer Hausfreund Gleims und Prediger und Inspector zu Zilly, einem domcapitularischen Dorfe bei Halberstadt.

56) „Christian August Clodius, wegen seiner Versuche über griechische Dichter, gemalt von Calau 1770.“ Geboren 1738, gestorben 1784.

57) „F. J. W. Schröder, wegen seiner Threnodieen, gemalt zu Halberstadt von Calau 1770.“ Geboren 1733, gestorben 1778.

58) „J. M. Schröckh, wegen seines: Leben Luthers, gemalt von Calau 1770.“ Geboren 1733, gestorben 1808.

49) „J. J. Engel, copirt 1789 nach Graff von Collmann.“ Geboren 1741, gestorben 1803.

60) „Oelrichs, Geheimer Rath, gemalt von Collmann 1789.“ Geboren 1722, gestorben 1798.

61) „W. A. Teller, gemalt von Collmann 1795.“ Geboren 1734, gestorben 1804.

62) „Krünitz, gemalt von Collmann zu Berlin 1791.“ Geboren 1728, gestorben 1796.

63) „Meil, der Kupferstecher, gemalt 1791.“ Geboren 1732, gestorben 1805.

64) „Chodowiezky, copirt von Collmann, nach Fritsch 1790.“ Geb. 1726, gest. 1800.

65) „C. A. Klotz, wegen seines Tyrtäus.“ Geboren 1738, gestorben 1771. Gemalt 1770.

66) „J. G. Jacobi. Geboren 1740, gemalt von B. Calau 1770.“

67) „J. Benjamin Michaelis, gemalt zu Halberstadt, mit Oel und Wachs, von B. Calau 1770.“ Geboren 1746, gestorben 1772.

68) „Caroline von Klencke, geborne Karschin, gemalt von Fritsch zu Berlin 1786.“ Geboren 1754, gestorben 1802.

69) „K. E. K. Schmidt, gemalt von Gottlob 1775.“ Geboren 1746.

70) „Diederich Ernst Spiegel von und zu Pickelsheim, Verfasser des Gedichts auf den Tod des Markgrafen von Bayreuth, gemalt von Mey.“

71) „Wilhelm Heinse, wegen seiner Ode auf den Herkules, gemalt von Eich zu Düsseldorf 1780.“ Geboren 1749, gestorben 1803. a) Auf Holz, b) auf Leinewand.

72) Fric-

72) „Friederich Jacobi, wegen seines Woldemar, gemalt von Eich zu Düsseldorf 1780.“ Geboren 1743. — Nach diesem Bilde ist der Kupferstich von Geyser, vor dem 2. Bande des 2. Jahrgangs des Journals von und für Deutschland 1785.

73) „Johannes Müller.“ Geboren 1752, gestorben 1809.

74) „G. A. Bürger, gemalt von Tischbein d. ä.“ — Geboren 1748, gestorben 1794.

75) „J. G. H. Feder, zu Göttingen, gemalt von Tischbein d. ä.“ Geboren 1740.

76) „Christoph Meiners.“ Geboren 1747.

77) „J. H. Tischbein, der Vater, zu Cassel, gemalt von ihm selbst 1772.“ Geboren 1722, gestorben 1789.

78) „Christian Friederich, Graf zu Stolberg Wernigerode.“ Geboren 1746. a) gemalt von Gottlob 1775, b) gemalt von Kehrer.

79) „Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg, gemalt von Strack.“ Geboren 1724, gestorben 1777.

80) „Gräfin Maria Eleonora zu Schaumburg-Lippe, gemalt von Strack.“ Geboren 1744, gestorben 1776.

81) „von Köpken zu Magdeburg, gemalt von Rieter für Gleim 1796.“ Geboren

1737. Ein Profil in Wasserdeckfarben, auf einem Oktavblatte.

82) „C. F. Kretschmann. Gemalt 1789 von einem Nichtmaler.“ Geboren 1738.

83) „von dem Busssche zu Hünefeld, wegen einer edlen That gemalt für Gleim von Gottlob.“

84) „J. G. Herder, gemalt von Graff 1785.“ Geboren 1741, gestorben 1803.

85) „Amalia, Herzogin von Weimar, gemalt von Tischbein zu Dessau 1795.“ Geboren 1739, gestorben 1806.

86) „Carl von Dalberg, wegen seiner Aesthetik, gemalt 1784.“ Geboren 1744. Seit 1806 Fürst Primas des Rheinbundes.

87) „J. J. Eschenburg, gemalt von Weitsch dem jüngern.“ Geboren 1743.

88) „Franz von Beroldingen, gemalt von H. Ramberg, im August 1789.“ Geboren 1740, gestorben 1798. — Beinahe Halbfigur, als im Begriff zu schreiben vorgestellt.

89) „F. J. Bertuch, gemalt von Tischbein zu Dessau 1796.“ Geboren 1746.

90) „C. W. von Dohm, gemalt von Kehret 1795.“ Geboren 1751.

91) „von Stamfort, wegen seiner Fabeln gemalt von Weitsch für Gleim.“ Geboren 1742, gestorben 1806.

92) „Eich, der Maler, gemalt von ihm selbst 1780.“ *)

93) „Graf von Schlabberndorf, auf Stolze in Schlesien, Domherr zu Halberstadt.“ — In Pastell, in großem Quartformat. Gestorben 1803.

94) „J. E. Biester, gemalt von Collmann 1795.“ Geboren 1749.

95) „J. G. Nathanael Fischer, Rector der Domschule zu Halberstadt, gemalt von Schöner 1799.“ Geboren 1748, gestorben 1800.

96) „C. W. Müller, civ. Lips. Consul, gemalt nach Graff von Gottlob.“ Geboren 1728, gestorben 1801. Beinahe Halbfigur.

97) „J. H. Voß, gemalt 1797 zu Halberstadt von Schöner.“ Geboren 1751.

98) „Erneſtine Voß, gemalt 1797 zu Halberstadt von G. F. Schöner.“

99) „L. F. G. von Göckingk, gemalt nach Graff von Kehrer.“ Geboren 1745. Fast Halbfigur mit Einer Hand.

---

*) Man findet von ihm eine Mittheilung zweier Briefe von Hannibal Carracci, im Juli-Stück der Minerva für 1800. S. 173, wo auch einige Nachricht von ihm gegeben wird. Siehe auch Heinse's Urtheil über den braven Künstler in den von mir herausgegebenen Briefen deutscher Gelehrten an Gleim. 2. Band. S. 403.

100) Elisa, Freifrau von der Reck, geborne Gräfin von Medem, gemalt nach Graff von Gottlob."

101) „von Blankenburg, gemalt von Gottlob 1790." Geboren 1744, gestorben 1796.

Dritter Abschnitt.

102) „F. Gedike, gemalt 1791." Geboren 1754, gestorben 1803.

103) „Von Archenholz, wegen seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, gemalt von Weitsch dem Sohn 1789." Geboren 1745.

104) „Sophie von La Roche." Geboren 1731, gestorben 1807. Etwas über halbe natürliche Größe."

105) „F. Matthisson, gemalt von Ferdinand Hartmann zu Stuttgardt 1794." Geboren 1761.

106) „Klein, Mitarbeiter am neuen preußischen Gesetzbuche, gemalt von Schumann 1791." Geboren 1743, gestorben 1810. Halbe natürliche Größe.

107) „Funcke, Rector zu Magdeburg, gemalt von Rieter für Gleim 1796." Geboren 1734. (Profil in Wasserdeckfarben in 8vo.)

108) „C. V. von Bonstetten, gezeichnet zu Coppenhagen von Lahde 1798 für Gleim.“ Geboren 1745. (Profil mit Silberstift auf Pergament in 8vo.)

109) „Pauline, Prinzessin von Anhalt-Bärnburg, gemalt von Kehrer 1794.“ Geboren 1769. Seit 1796 regierende Fürstin zur Lippe-Detmold.

110) „Lucanus, wegen seiner Geschichten von Halberstadt, gemalt von Schöner 1799.“ Geboren 1752.

111) „Carl Philipp Moritz, wegen seines Anton Reiser, gemalt von Schumann 1791.“ Geboren 1756, gestorben 1793.

112) „J. H. F. Meinecke, gemalt 1796, am 52sten Geburtstage, von Kehrer.“

113) „C. A. Böttiger, gemalt von Tischbein zu Dessau 1795.“ Geboren 1762.

114) „Von Erdmannsdorf, gemalt von Tischbein zu Dessau 1796.“ Geboren 1736, gestorben 1800.

115) „Jean Paul Friederich Richter, geboren 1763, gemalt für Gleim von Heinrich Pfenninger zu Leipzig 1798.“

116) „Seume, gemalt von Schnorr v. K. zu Leipzig.“ Geboren 1763, gestorben 1810.

117) „Joseph Freiherr von Retzer, geboren 1754, gemalt von Linder zu Wien 1798.“ — Halbfigur in kleinem Quart.

118) „*Jean Baptiste Marie, Champion de Cicé, Evéque d'Auxerre*, né en 1725 le 10me du Février à Rennes en Bretagne; sacré à Rome par le pape, le 3. Septembre 1758. Gleims letzter Freund. Gemalt von Schöner 1799.“ Gestorben zu Halberstadt 1806.

Sämmtliche diese Gemälde sind von Gleim letztwillig zum integrirenden Theil seiner zur Humanitätsschule gestifteten Familienbibliothek bestimmt worden, und sollen, wenn alles erfüllt wird, in einem besondern Zimmer derselben einst aufgestellt werden.

IV.

Die Gleimische Familienstiftungsurkunde. *)

„Kund und zu wissen sey hiermit! daß zwischen uns drei Gebrüdern Gleim, — nachfolgendes Pactum, zur Unterstützung und Beförderung unsrer Gleimischen Familie, mit Landesherrlicher Genehmigung, vom 16. Januar 1781, wohlbedächtig verabredet und dergestalt eingegangen worden, daß wir drei Gebrü-

*) Der Abdruck der ganzen Stiftungsurkunde würde zwecklos zu vielen Raum wegnehmen, weßhalb alles bloß Formale und Locale daraus weggelassen worden ist.

der Gleim uns verbinden, wechselseitig einen gewissen, in eines jeden letztem Willen näher bestimmten, Theil unsers Vermögens zu dem Ende auszusetzen, daß davon ein beständiger Fonds zur künftigen Forthelfung unserer Anverwandten errichtet, und derselbe nach der jetzt zu bestimmenden Fundation verwaltet werden soll."

„Die Absicht dieser gemeinschaftlichen Fundation geht dahin:

daß zum Besten des Vaterlandes diejenigen Anverwandten männlichen und weiblichen Geschlechts, welche von unsern Eltern — „ehelich abstammen" unterstützt und fortgeholfen werden sollen, maaßen die Erfahrung gelehrt, daß die besten und fähigsten Menschen durch Mangel und Hülflosigkeit gehindert und zurückgesetzt, im Gegentheil aber oft durch kleine Beihülfe dahin gebracht worden, daß sie sich emporgeschwungen, und die brauchbarsten Mitglieder des Staats geworden." —

Art. 1. „Es ist nämlich und zuvörderst unser gemeinschaftlicher Wille, daß nachfolgende Fundation auf keine Weise geändert werden solle, wenn nicht wir drei Fundatoren gemeinschaftlich eine Veränderung gut finden möchten."

Art. 2. „Von dem aus eines jeden Testamente erfolgenden Beitrage soll zu dieser Fundation ein gemeinschaftlicher Fonds gesammelt, und auf immer durch sichere Administration dergestalt erhalten wer-

den, daß dessen Verminderung auf keine Weise statt finden kann."

Art. 3. „Zu diesem Ende sollen diese Beiträge an den zeitigen Justitiarium der domcapitularischen Burgvoigteigerichte zu Halberstadt eingesendet, und unter dessen, und des jedesmaligen Domsecretarii daselbst pflicht- und fundationsmäßiger Direction verwaltet werden."

Art. 4. „Damit diese Herren Directoren unsrer Stiftung genugsame Kenntniß von des Gleimischen Geschlechts Anverwandten haben, und künftig erlangen mögen, so soll dieser Fundation nicht nur ein Stammbaum unserer Gleimischen Familie beigefügt werden, sondern es sollen auch die nachher zu bestimmenden Vorsteher und Collatores dieser Stiftung verbunden seyn, diesen Stammbaum von Zeit zu Zeit fortzuführen, und dessen Folge von Jahr zu Jahr zu denen dieser Fundation wegen zu sammelnden Gerichtsacten, einzureichen."

Art. 5. „Damit ferner die Herren Directores, welchen eben die Pflicht, mit welcher die Pupillengerichte von der höchsten Landesobrigkeit belegt sind, auf immer obliegen soll, erfahren mögen, wie viel ein jeder von uns zu dieser Stiftung eingelegt hat, und zu welcher Zeit solches eingehen muß, so verpflichten wir uns wechselseitig, unsern letzten Willen bei denen Burgvoigteigerichten versiegelt niederzulegen."

Der Artikel 6. bestimmt den Gehalt der Directoren.

Art. 7. „Soll von denen zu dem Fonds unsrer Stiftung eingehenden Geldern oder Gütern ein richtiges Inventarium zuvörderst errichtet, mit aller Sorgfalt fortgeführt, und hienächst zum Administrator von der benennten Direction jedesmal bestellet und in Pflicht genommen werden, entweder, und zwar zuerst, einer aus der Gleimischen Familie“ 2c.

Art. 8. „Soll unser Stiftungsverwalter die Administrationsrechnung, in Form und Vorschrift einer Vormundschaftsrechnung, richtig führen, ohne Verfügung der Stiftungsdirection, Capitalia nicht ausleihen, und nicht einziehen, Zinsen und sonstige Einkünfte gehörig beitreiben, eigenmächtig mit den Einkünften nicht schalten und walten, die Rechnung der Direction zur Einsicht und Erinnerung übergeben, nnd rechtfertigen, auch überall, wie einem treuen Rechnungsführer gebühret, sich verhalten und hierauf verpflichtet werden.“

Art. 9. (Bestimmt den Gehalt des Administrators, auf fünf vom Hundert aller Zinseinnahme.)

Art. 10. „Weil der Stiftungsfonds niemalen und auf keine Weise soll gemindert werden, so sollen zum mindesten funfzig Rthlr. alljährlich zurückgelegt, und damit der Fonds verbessert werden.“

Art. 11. „Sollte sich über kurz oder lang ein Unglück ereignen, durch welches der gesammte Stif-

tungsfonds vermindert würde, dann soll in diesem Falle sogleich die Ausgabe gemindert, und auf Ersetzung des Verlusts Bedacht genommen werden.

Art. 12. Zwei Gleime, wenn die nicht vorhanden, zwei andere tüchtige Männer der Familie, sollen Vorsteher seyn unsrer Stiftung, und das Recht haben, nach Vorschrift dieses unsers Stiftungsdocuments, allen denen aus der Familie, die Unterstützung nöthig haben, ein Gewisses gemeinschaftlich zu bewilligen, oder abzuschlagen. Der zuletzt lebende von uns Stiftern soll diese beiden Vorsteher benennen; nachher auf beständig sollen von den beiden Vorstehern ihre Nachfolger benennt und der Stiftungsdirection namhaft gemacht werden. Geschähe die Benennung nicht, in diesem Fall soll die Direction das Recht haben, die Vorsteher aus der Familie zu wählen, auf Pflicht und Gewissen, die besten und würdigsten Männer! Die beiden Vorsteher wohnen entweder zu Halberstadt, oder nicht; im ersten Fall sollen sie bei jeder Rechnungsabnahme gegenwärtig seyn, im andern Fall zum mindesten alle drei Jahre zur Rechnungsabnahme sich einfinden; sollen nach dem Rechten sehen, Erinnerungen machen, zugleich mit der Direction die Rechnungen quittiren, und nach unten vorkommender Vorschrift Anweisungen auf ein Jahr ertheilen, und ausfertigen. Gehet einer ab mit Tode, dann soll die Direction dem zum Nachfolger benennten sogleich den Todesfall

melden, und, wegen Annehmung des Vorsteheramts, Erklärung verlangen. Will oder kann Einer dasselbe nicht annehmen, in diesem Falle soll der noch lebende Vorsteher, mit Zurathziehung der Direction, den zweiten benennen. Können die Vorsteher wegen Bewilligung eines Unterstützungsquanti sich nicht vereinigen, in diesem Falle soll die Direction entscheiden. Sollten in der Familie keine zwei Vorsteher auszufinden seyn, dann soll, auf so lange nur, bis wieder welche sich finden, die Direction die Stelle derselben vertreten; fehlt Einer, alsdann der erste Director, fehlen beide, dann auch der zweite, der jedesmalige Domsecretarius; und sollen, so lange die Interimsvorstehung dauert, jedem für seine Bemühung, außer dem Jahrgehalte, noch besonders eine Erkenntlichkeit von funfzig Thaler auf ein Jahr der Interimsvorstehung, auf ein halbes Jahr von fünf und zwanzig Thaler gezahlt werden. — Vorsteher aus der Familie, welche zu Halberstadt sich aufhalten, der, auf den Tag Laurentius, zum Andenken unseres seligen Vaters, anzusetzenden Rechnungsabnahme beiwohnen, und sich des Bestens der Stiftung möglichst annehmen, diese sollen alle Jahr achtzig Thaler; Abwesende, die nicht alle Jahr, sondern alle drei Jahr sich einfinden, und nach dem Rechten sehen, sollen Einhundert Thaler zu den Reisekosten und zur Belohnung erhalten" ꝛc.

„Könnte von beiden Vorstehern keiner bei der Abnahme gegenwärtig seyn, alsdann, im höchsten attestirten Nothfall, ist ihnen verstattet, Bevollmächtigte zu senden, und sollen, in solchem höchsten Nothfall, respective die achtzig und die hundert Thaler zu genießen haben.“

Art. 13. „Uneheliche Kinder, und deren Abgestammte, sollen Antheil an dieser Stiftung nicht haben; die andern aus der Familie, die Unterstützung nöthig haben, sollen bei den Vorstehern sich melden, gültiges Zeugniß ihrer wahren Bedürfnisse, wenns verlangt wird, beibringen, und alsdann sollen die Vorsteher, als Collatores, nach freiem Willen, ohne daß irgend jemand sie zwingen könne, dergestalt jedoch, daß sie nach Pflicht und Gewissen, wie sie's an jenem Tage bei Gott zu verantworten sich getrauen, dabei verfahren, bewilligen können, nicht auf Lebenszeit, sondern auf gewisse Jahre, z. B.

1.) Knaben auf Schulen zwanzig, dreißig bis sechzig Thaler.

2) Jünglingen auf Universitäten funfzig, hundert bis Einhundert und funfzig Thaler jährlich, nicht länger, als auf drei Jahre; jedes Jahr soll ein Zeugniß des Wohlverhaltens, und ein selbst verfertigter, wissenschaftlicher Aufsatz zur Bestätigung des Zeugnisses beigebracht, und ad acta gelegt werden, auch den Vorstehern freistehen, die Jünglinge selbst zu prüfen, oder prüfen zu lassen. Die sich

nicht gut aufführen, oder nichts lernen, sollen sogleich des weitern Genusses einer Wohlthat verlustig seyn."

3) „Söhnen, welche die Handlung, die Wirthschaft, die Malerei, oder sonst eine Kunst erlernen wollen, oder Kriegesdienste im Vaterlande zu nehmen geneigt sind, und sich wohl verhalten, so viel, nach den Umständen, wie den Studirenden."

4) „Mädchen, die eine Kunst erlernen wollen, die Malerei z. E., das Sticken, das Nähen, oder die Erziehung der Kinder, diesen nach Gutfinden auf drei Jahre, nicht aber über funfzig Thaler."

5) „Verwaiſ'ten, armen Kindern, so viel zu ihrer Erhaltung und Erziehung, bis sie selbst sich nähren können, nothdürftig erfordert wird."

6) „Alten, abgelebten, unschuldig Verarmten zur Erquickung ein mäßiges Quantum."

7) „Einer Tochter, welche, mit Bewilligung ihrer Eltern und nächsten Anverwandten, sich gut verheirathen könnte, wenn's ihr nicht an der Ausstattung fehlte, zur Ausstattung, nach ihrem Stande, zweihundert, dreihundert, höchstens fünfhundert Thaler. Alle die Fälle, wo Beistand und Forthelfung künftig, nach unsrer guten Absicht, Statt finden möchte, lassen zum Voraus sich nicht bestimmen. Wir empfehlen und überlassen dieserwegen den Herrn Vorstehern, bei jeder Gelegenheit Gutes zu thun, und zu stiften, im Auge diese gute Absicht beständig

zu haben, mit Ernst und Ehrlichkeit, wie deutschen Männern geziemet, bei sich begebenden Forthelfungsfällen zu Werke zu gehen, wohl zu erwägen, daß wir der Faulheit keine Ruhebetten unterlegen, sondern Thätigkeit und Fleiß in unsrer Familie befördern, und nur dadurch ihr aufhelfen wollen. Wenn sie, wie wir das Vertrauen zu ihnen haben, überein mit uns denken, so werden sie von selbst zu allen Zeiten bedacht seyn, unsre Stiftung unter göttlichem Beistand und Segen aufrecht zu erhalten, und, damit die jährlichen Ausgaben nicht mögen überschritten werden, die stiftungsmäßigen Provisionen und Anweisungen, auf das künftige Jahr, so viel nur immer möglich, bei jeder Rechnungsabnahme, wie schon erwähnt, auf den Tag Laurentius, in gehöriger Form ertheilen."

„Alle, denen etwas bewilligt wird, sollen damit zufrieden, oder der Wohlthat verlustig seyn; denen aber, die sich besonders hervorthun, und der Wohlthat mehr und mehr sich würdig machen, können, zur Aufmunterung anderer, Zulagen derselben gar wohl geschehen."

„Wenn Einer der Vorsteher selbsten, oder seine nächsten Anverwandten, einer wohlverdienten Unterstützung bedürftig werden sollten, in diesem Falle soll der zweite Vorsteher das Forthelfungsquantum bestimmen, und die Direction soll ihre Genehmigung, mit Anführung der Ursachen, ad acta geben."

„Die Einkünfte jeden Jahrs müssen eben nicht angewiesen werden, sondern nur alsdann, wenn Fort: helfungsfälle vorfallen, und es sollen, wenn keine vorfallen, dieselben ganz oder zum Theil zum Haupt: fonds geschlagen werden.“

Art. 14. „Sollten einmal männliche Nachkom: men unsers Stammvaters, des Obereinnehmer Gleim, nicht mehr vorhanden seyn, und alsdann nicht eben: der welche sich finden, unter den weiblichen Nach: kommen des Stammbaums, die unsern Geschlechts: namen Gleim für sich und ihre Nachkommen männ: lichen Geschlechts annehmen und behalten wollen, diese sollen die oben angeführten Vorzüge der von un: serm Vater abstammenden Gleime zu genießen haben.“

„Den Müttern der Söhne dieser weiblichen Nach: kommen, die unsern Geschlechtsnamen annehmen, und fortpflanzen, sollen funfzig Thaler auf ihre Le: benszeit alljährlich aus unsrer Stiftung gezahlt wer: den. Fänden sich keine solche, die unsern Geschlechts: namen annehmen wollen, dann gehet ungehindert die Stiftung fort, die Directores werden, bis welche sich finden, zugleich die Vorsteher, doch sollen sie nach dieser Stiftung pflichtmäßig und gewissenhaft überall verfahren, jedes Jahr die Anweisungen zur Approbation an die Landesregierung einsenden, und für diese neue Bemühung jeder derselben, nebst dem schon Bestimmten, noch funfzig Thaler alljährlich zu genießen haben.“

Art. 15. „Sollte die ganze Familie, männlich und weiblich, aussterben, in diesem Falle soll unsre Stiftung ein weibliches Erziehungsstift werden, für Töchter von gutem Herkommen, Töchter von Vätern, die um das Vaterland in öffentlichen Aemtern, durch Wirthschaft, Kaufmannsschaft, oder Kriegesdienst wohl verdient sich machten; diese Töchter sollen aufgenommen werden, nicht vor ihrem achten Jahre; sollen in einem dazu gewidmeten Erziehungshause beisammen seyn, überein gekleidet, reinlich ohne Pracht, unter Oberaufsicht einer würdigen Matrone verpfleget und unterrichtet werden, in allem, was einem Mädchen anständig, nützlich und löblich ist; sollen alljährlich am Tage Laurentius ein kleines Fest haben, und an solchem Beweise geben ihres Fleißes, und ihrer bis dahin gehabten guten Erziehung. Töchter von gutem Herkommen aus Ermsleben, unserm Geburtsort, gebürtig, aus Halberstadt, Magdeburg und dem Amte Nauen, sollen am liebsten aufgenommen werden, sollen, wie alle, wenn sie gut sich aufführen, Gott fürchten und fleißig sind, bis in ihr achtzehntes Jahr verpfleget und erzogen werden. Reichen die Einkünfte der Stiftung hin, zu vieren, achten, bis zwölfen solcher Töchter, alsdann, nicht ehender, sollen den Wohlerzogenen, welche sich wegbegeben aus dem Erziehungsstift, um sich zu vermählen, oder sonsten ehrlich sich zu nähren, dreihundert Thaler einer jeden zu ihrem weitern Fort-

kommen

kommen mitgegeben werden. Entsteht der Fall der nöthigen förmlichen Einrichtung dieses Erziehungsstiftes, dann soll ein Preis von Einhundert Thaler aus den Einkünften unserer Stiftung gesetzt werden, auf die beste Einrichtung eines solchen weiblichen Erziehungsstiftes! Die Directoren dieser Stiftung, nebst ihnen, die Mitglieder der domcapitularischen Kirchen- und Schulendeputation, und der bisherige Rechnungsführer unserer Stiftung, sollen den Preis zuerkennen nach Mehrheit der Stimmen, und nach dieser gekrönten Einrichtung soll man verfahren."

V.

Plan zum Leben Martin Luthers.

Von Gleim, im Jahre 1802, in die Feder dictirt.

1) Darstellung der von Moses gestifteten israelitischen Religion, mit den Worten des Stifters.

2) Darstellung der jüdischen Religion, mit den Worten des Propheten.

3) Darstellung der verfallenen jüdischen Religion, mit den Worten späterer Propheten.

4) Nothwendigkeit ihrer Reformation.

5) Christus als Reformator, mit den Worten Herders, in seiner Geschichte der Menschheit.

6) Darstellung der reinsten Christusreligion, mit den Worten der Lettres sur la religion essentielle à l'homme.

7) Verdorbenheit dieser Christusreligion schon in den ersten Jahrhunderten.

8) Darstellung dieser verdorbenen Religion, mit den Worten des Berengarius.

9) Darstellung ihrer äußersten Verdorbenheit durch Einführung der Hierarchie.

10) Klagen darüber, mit den Worten der testium veritatis.

11) Nothwendigkeit einer Reformation, mit den Worten der weltlichen Schriftsteller, eines Sebastian Brand zum Exempel, und des seltenen Buchs unter dem Titel: „pasquillorum tomi duo.“

12) Darstellung der sogenannten katholischen Religion, mit den Worten ihrer Schriftsteller, so schonend, als es einem guten Darsteller möglich seyn wird.

13) Nothwendigkeit einer Reformation, mit den Worten des Erasmus Roterodamus, besonders in seiner Epistola ad Pantalabum.

14) Spuren der göttlichen Vorbereitung zu dieser Reformation, besonders aus den Schriften des Erasmus Roterodamus und dessen lateinischen Briefen an Martin Luther.

15) Luther als ein von Gott berufener und verordneter Reformator.

16) Ein Leben Luthers, nach diesem Plan ausgearbeitet, mit Weisheit und Liebe, könnte dazu dienen, das Andenken an den großen Mann aufrecht zu erhalten, wenn zumal bei den Konfirmationen unserer Jugend ein Exemplar derselben jedem Konfirmanden mit zweckmäßiger Ermahnung zum Geschenk gemacht würde. Kurze und nachdruckvolle Darstellung würde die Wohlfeilheit nöthig machen, und es könnte, wenn dieses Büchlein in einen hübschen Band eingebunden würde, die Aufmerksamkeit auf dasselbe befördert werden.

VI.

Auszug aus Gleims Testament.

Folgender Auszug enthält Gleims sämmtliche letztwillige Verordnungen, in so fern dieselben öffentliche Legate und Einrichtungen betreffen, oder sonst zu Gleims Characteristik besonders beitragen.

„Im Namen Gottes!“

„Ich ꝛc. setze zu meiner Erbin ein, meine Nichte, Sophie Dorothee Gleim!“ —

„Nach ihrem Tode soll mein ganzer Nachlaß dem Familienstift anheim fallen, und, nach Inhalt des Stiftungsdocuments, vom 15. Juni 1781, damit verfahren werden, in so weit, als nicht in diesem

meinen letzten Willen über die Einkünfte meines Nachlasses irgend etwas besonderes verordnet ist.“

„Meine Erbin nämlich soll, so lange sie lebt, den Nachlaß in ruhigem Besitz behalten, die Einkünfte desselben genießen, Capital aber und Grundstücke nicht angreifen.“

„Meine Bücher sollen beisammen bleiben, bis auf die großen Werke, die Romane, die vielfachen Ausgaben der verschiedenen Schriftsteller, und die nicht vollständigen Werke. Fristet Gott mein Leben, dann werde ich noch selbst ein Verzeichniß der beizubehaltenden Bücher zu Stande bringen; übereilt mich der Tod, dann werden mein Neffe, der Hofrath Gleim, und mein Freund, Herr Rector Fischer, diese Bemühung wohl gern über sich nehmen. Die ausgesonderten Bücher sollen verkauft, und das Capital dafür zum Nachlaßcapital geschlagen werden.“

„Meine beiden Häuser sollen gewidmet seyn, das erste zu einem Erziehungshause für Töchter, aus der Familie zunächst, und, wenn's an solchen Töchtern fehlt, für andre von guten ehrbaren Familien. Zwei Erziehungsaufseherinnen sollen in dem Hause wohnen, Wittwen oder Töchter aus der Familie von einem Alter, nicht unter Vier und zwanzig Jahren; wenn es daran fehlt, andre von guten ehrbaren Familien. Jede soll aus den Einkünften meines Nachlasses empfangen quartaliter Fünf und Zwanzig Thaler in Golde; künftig sollen die Familienstiftungsvorsteher

diese beiden Erziehungsaufseherinnen zwar benennen, die beiden Stiftsdirectores aber sollen zu Rath gezogen werden. Nur sechs Töchter von Acht bis Sechszehn Jahren sollen aufgenommen werden in dieses Erziehungshaus; Kost und Kleidung müssen sie bezahlen, zu Büchern aber, und zu Bezahlung ihrer Lehrer, die die Aufseherinnen zu wählen haben, sollen zwanzig Thaler in Golde, jeder dieser sechs Töchter aus den Einkünften meines Nachlasses alljährlich gezahlt werden; schon bei Lebzeiten meiner Erbin, wenn sie's zufrieden ist, wo nicht, nach ihrem Tode. Das andere Haus zu einem Studierhause. Candidaten, vier höchstens, die die hohe Schule verlassen haben, aus der Familie zunächst, in Ermangelung solcher, andre, von guten Wissenschaften und guten Sitten, sollen, nach beigebrachten Zeugnissen bisherigen Fleißes, und wenn sie noch darüber vom Rector der Domschule zuvörderst im Beiseyn der sämmtlichen Domschullehrer geprüfet, und insonderheit als gute Leser, weils so sehr unter den Gelehrten an guten Lesern fehlt, befunden worden, freie Wohnung auf ein, zwei, bis drei Jahre, und die darin befindliche Bibliothek zu ihrem Gebrauche haben. Bücherverwahrer in diesem Hause soll seyn, von den Herren Vicariis und Commissariis am Dom, welchen der Rector der Domschule für den gelehrtesten und tüchtigsten hält. Jeder Candidat soll alle Jahr, den 19. Mai, zur Probe seines Fortschritts,

in Tugend und Weisheit, nach freier Wahl, zu Ehren eines in demselben Jahr verstorbenen gelehrten Mannes, eine Vorlesung halten, auf dem Saale dieses Hauses, und sie drucken lassen, stärker nicht als einen Bogen. Ein Tausend Stück gemeinnütziger Bücher meiner Büchersammlung sollen eine besondere Leihbibliothek ausmachen. Die Einkünfte derselben sollen die Candidaten der Stiftungsdirection berechnen, ein Viertheil für Anschaffung neuer gemeinnütziger Bücher, ein Viertheil für den Bücherverwahrer, zwei Viertel in gleiche Theile für die Candidaten zu Licht und Feuerung. Finden vier Candidaten zu dieser Anstalt sich nicht, dann soll Einer genug seyn, und alles haben, was die Viere bekommen hätten. Die Wahl derselben nach geschehener Prüfung sollen die Vorsteher des Familienstifts in Zukunft haben, bei ihren Lebzeiten meine Erbin und ihr Bruder, der Hofrath Gleim."

„Die Sammlung meiner Bildnisse gelehrter und tugendhafter Männer und Frauen vermach' ich einem Hochwürdigen Domkapitel, welches die Gnade haben wird, sie anzunehmen, und im Dom, wo Platz genug sich findet, über den Predigerstühlen einen bequemen Ort ihr anzuweisen. Diese Sammlung soll mit einem Bildniß irgend eines verdienstvollen deutschen Mannes alle Jahr vermehrt werden. Funfzig Thaler in Golde jedes Jahr vermach' ich zu den Kosten für den Maler und den Rahm, aus den Einkünf-

ten meines Nachlasses. — Dichter — Weltweiser — Landwirth, Künstler, Kaufmann, König oder Bettler; die Benennung des zu Malenden soll geschehen von dreien hiesigen Gelehrten, welchen ein Hochwürdiges Domkapitel die Ehre des Auftrages der Benennung erweisen wird, jedes Jahr im Generalkapitul Remigii."

„Ferner vermach' ich funfzig Thaler alljährlich aus meinem Nachlaß zu einem Preise für die beste Lebensbeschreibung eines deutschen großen Schriftstellers, sechs Bogen stark, nicht stärker, wechselsweise auszusetzen auf das Leben eines Dichters, eines Weltweisen, eines Geschichtschreibers. Den Preis sollen

---

zuerkennen drei gelehrte Männer zu Halle, zu benennen von den dreien hiesigen Gelehrten, die den vorgemeldeten Auftrag von einem Hochwürdigen Domkapitel erhalten haben."

„Die Herausgabe der Sammlung meiner Werke der Dichtkunst, der Briefe meiner Freunde, von welchen ich zum Andenken unsrer Freundschaft eine Sammlung jetzt noch vorhabe, wie auch noch anderer Handschriften, überlass' ich meinem Neffen, dem Hofrath Gleim, und meinen hiesigen Freunden Schmidt und Fischer, und sollen sie für ihre Bemühung die Hälfte des Nutzens zu genießen haben. Die andere Hälfte flösse dann in die Kasse meines

Nachlasses und vermehrte nach dem Tode meiner Erbin meinen Stiftungsantheil. *)

Die Originale der Handschriften und der Briefe sollen aufbewahrt werden, bei den Büchern in einem verschlossenen Schrank." — —

Dieses ist mein letzter Wille, den ich Sterblichkeits wegen in Eile selbst aufgesetzt, eigenhändig abgeschrieben, und eines Hochwürdigen Domkapitels Burgvoigteigericht, zur Publication nach meinem Absterben, als ein gerichtliches Testament noch heut oder morgen zu übergeben den Vorsatz habe.

So geschehen Halberstadt, den 20. September 1782.

---

*) Dieser letztwilligen Verordnung ganz uneingedenk, hatte Gleim, im Jahre 1798, mir, dem Verfasser dieser Biographie, die Herausgabe seiner sämmtlichen Werke allein übertragen. Bei Gelegenheit des Kayen'schen Nachdruckes, musste ich, dem gemäß, öffentlich anzeigen, im Intelligenzblatte der Allg. Lit. Zeitung, Nro. 168, September 1801, so wie auch in den Berlinischen und Hamburgischen politischen Zeitungen, „daß nur die Ausgabe von Gleims sämmtlichen Werken, welche unter meinem Namen herauskommen werde, allein als vollständig und rechtmäßig anzusehn sey." —

Nach Gleims Tode musste ich dem ohngeachtet von Herrn Klamer Schmidt die Herausgabe von Gleims Werken durch Vergleich erkaufen, weil obige Verordnung von 1782 gültiger schien, als was 1801 mir übertragen worden war.

Anhang vom 22. November 1787.

„Nachdem ich gefunden, daß meine Bücher in dem Hause, welches jetzt die — bewohnt, hinlänglichen Platz nicht haben, so sollen dieselben in dem Hause, welches ich zum Familienstiftungshause gekauft habe, belegen an der Peterstreppe, gut verwahrt aufgestellet werden. Thu' ich's nicht selbst noch, in diesem Fall überlass' ich's meinen im Testament vom 20. September 1782 benannten lieben Bücherfreunden.

„Dem Sohn oder den Söhnen meiner Freunde, 1) Herrn Generalsuperintendent Herders, 2) Herrn Hofrath Wielands, beide jetzt zu Weimar, 3) Herrn Rector Fischers, hier zu Halberstadt, 4) Herrn Cammersecretär Schmidts, hier zu Halberstadt, 5) Herrn Bibliothekar Benzlers zu Wernigerode, 6) Herrn Rector Voß's zu Eutin, vermach' ich zu Stipendien auf hohen Schulen, in oder außer Landes, jedem ihrer Väter oder Mütter, überhaupt ein Hundert funfzig Thaler in Pistoletten zu fünf Thaler, auszuzahlen, wenn die Söhne die hohen Schulen beziehen, von den Einkünften meines im Familieninstitut belegten Nachlasses, *) ein für allemal."

---

*) Da nun der Nachlaß, laut Testaments, erst nach dem Tode der Erbin im Familieninstitut belegt werden soll, so findet diese Verordnung erst nach der Erbin Tode Statt, d. h. alsdann, wenn Gleims Nachlaß zum Institut gekommen seyn wird.

Zweiter Anhang.

„Ich, J. W. L. Gleim, könnte morgen sterben, darum, und weil der irdische Wille nach den Umständen veränderlich ist, setze ich heute jenem noch hinzu.“

1) „Weil ein Hochw. Domkapitel das Gewölbe über den Predigerstühlen im Dom zur neuen Registratur eingerichtet hat, so fällt die Verfügung wegen der Bilder meiner Freunde hinweg! Dagegen verordne ich:

2) „daß meine Erbin das vorher Witzlebensche Haus nach meinem Tode zwar bewohnen, aber bald möglichst ein, so viel möglich, feuervestes Haus zur beständigen Aufbewahrung meiner Bücher und der Bilder meiner Freunde, wie auch der besten Gemälde und Kupferstiche meines Nachlasses, besonders des Gemäldes zum Andenken Ewalds von Kleist, meines Freundes, von Rode, vor oder neben diesem Hause gebauet werden soll, und habe das Zutrauen zu meinem Neffen, Wilhelm Körte, daß er dieses Haus nach seinen besten Einsichten zu bauen, übernehmen werde.“

3) „Dieses sonst Witzlebensche Haus bestimme ich hiernächst zur Wohnung eines Lehrers der Humanität.“

4) „Mein Neffe Wilhelm Körte soll, wenn er will, dieser erste Lehrer in derselben seyn; will er nicht, in diesem Falle sollen meine Freunde, Herder, Voß, Wieland und Schmidt den ersten

Lehrer benennen; dieser Erste soll seinen Nachfolger, und so fort jeder Nachfolger den seinigen gewissenhaft benennen; unterbleibt die Benennung, dann sollen drei gelehrte deutsche Männer, ein- oder ausländische, welchen die Universität zu Halle, daß sie von ihr für die humansten Männer Deutschlands gehalten würden, das Zeugniß geben wird, den Lehrer benennen."

5) „Dieser Lehrer soll zugleich Bibliothekar meiner Familienbibliothek seyn; zum Jahrgehalt bestimme ich ihm Sechshundert Thaler in Golde."

6) „Das sonst Müllersche Haus unter der Peterstreppe bestimme ich zum Gleimschen Stiftsfamilienhause, zur Verwahrung der Gleimschen Documente, wie auch zum Hörsaale des Lehrers der Humanität und zur Wohnung für nur zwölf Jünglinge, für mehr nicht, als Zöglingen in der Schule der Humanität, und eines Aufsehers."

7) „Das sonst Arnstedtsche Haus sey, mit der Zeit, die Wohnung eines zweiten Lehrers der von mir beabsichtigten Schule der Humanität; dessen Gehalt sey dann Fünfhundert Thaler in Golde."

8) „Das Haus, in welchem meine Bücherei jetzt noch zum Theil sich befindet, bewohne, so lange sie hier eine Wohnung nöthig hat, meine Nichte Luise Ahrends. Heirathet sie nicht, so sollen aus meines Nachlasses Einkünften Zweihundert Thaler in Golde zum Jahrgehalt ihr gezahlt werden.

Sie wähle zweie von ihren Freundinnen, aus der Gleimschen Familie zunächst; wenn in derselben keine sich befinden, nach Belieben. Diese Zweie sollen jede Hundert Thaler in Golde jährlich erhalten, und soll dieses Haus ein Erziehungsstift seyn; denn den dreien Freundinnen soll frei stehen, Töchter ihrer Bekanntschaft in die Kost zu nehmen, und in die Erziehung. Die älteste dieses kleinen Stifts sey die Vorsteherin, und benenne jedesmal ihre Nachfolgerin aus der Gleimischen Familie zunächst, dann aus den Familien meiner Seelenanverwandten; welche diese sind, werden die Nichten, Dorothea Gleim, Luise Ahrends, und meine Neffen, Wilhelm Gleim und Wilhelm Körte, namhaft machen."

11) „Mein Garten vor'm Gröperthore gehöre für beständig zum sonst Witzlebenschen Hause! so lange jedoch die Nichten, Dorothea Gleim und Luise Ahrends, hier sich aufhalten, gehör' er ihnen."

12) „Zu meiner Bibliothek gehören die Briefe meiner Freunde. — Diese sollen in einem verschlossenen Schranke gut aufbewahrt werden. — Die längst gewünschte Bekanntmachung vieler derselben, überlasse ich meinem Neffen, Wilhelm Körte, und meinem Freunde Klamer Schmidt. Jedes Freundes Briefe, chronologisch geordnet, würden zur Geschichte der deutschen Literatur einen guten Beitrag abgeben; alles nicht Angenehme, nicht Nützliche, müsste wegbleiben."

13) „Herder soll, wenn er will, die Einrichtung der Humanitätschule machen. Will er, kann er, Zeitmangels wegen, nicht, dann sollen diese hundert Thaler zum Preise dem besten Vorschlage zu dieser Einrichtung gesetzt, und der Preis von Herder, Voß, Fischer, Tiedge, Streithorst, Nachtigal, nein! dieses wäre zu weitläuftig, von Herder nur und Streithorst zuerkannt, und dieser Vorschlag zur Einrichtung, so viel möglich seyn wird, befolgt werden.“ *)

14) „Reicht der Fonds meines Nachlasses zu diesen und folgenden Ausgaben nicht hin, so soll, bis er hinreicht, gesammelt, und der Erste Lehrer zwar können bestellt werden; er muß aber, bis der Fonds hinreicht, mit der Wohnung und den Einkünften seiner Schule der Humanität sich begnügen. Bei guter Wirthschaft wird, hoffe ich, dieser Fall nicht eintreffen.“ —

„Halberstadt, wie auf der Flucht aus dieser Welt.“

Ein dritter Anhang vom 8. März 1802, gerichtlich in die Feder dictirt, enthält sieben Verordnungen, von welchen die erste dem jedesmaligen Herrn Domdechant die Vollziehung des letzten Willens, in

---

*) Herder starb vor ausgestellter Preisfrage. Die Testamentsexecutoren wählten den Geheimenrath Eberhard zu Halle zum Preisertheiler, welcher den Preis einem Plane des Herrn Directors Koch zu Stettin zuerkannt hat.

Rücksicht der Humanitätsschule, überträgt, und die zweite die Besetzung der Lehrerstellen betrifft. Die sechste ist die interessanteste:

VI.

„Zur Fortdauer der Spiegelschen Gedächtnißfeier auf den Spiegelbergen, vermache ich jährlich die Zinsen von Fünfhundert Thaler Capital in Golde, und schmeichle ich mir, daß Ein Hochwürdiges Domcapitul letzteres, gegen fünf Procent Zinsen, bei einem Register desselben belegen zu lassen, geruhen werde.“

„Von den vermachten Zinsen sollen zehn Thaler für das beste Gedicht an den Verfasser desselben bezahlt, das übrige aber zur Bezahlung der Musik, der Bekränzung und anderer vorfallenden Ausgaben verwendet werden.“

Kürzer ist das Testament Gleims des Dichters:

Mein letzter Wille 1785.

„Mein Geist soll tief hinein in's Land der Geister ziehen,
In dem's an Freunden nicht gebricht;
Auf meinem Grabe sollen blühen
Die Blümelein: Vergiß mein nicht!

VII.

Literatur.

Eine vollständige Literatur Gleimscher Poesieen darf hier um so mehr gefordert werden, da eine solche von Fremden bisher nicht wohl geliefert werden konnte, theils wegen der großen Menge von Gleim selbst verlegter Artikel, welche nie in den Buchhandel gekommen sind, theils wegen des absoluten Mangels einer Originalausgabe von Gleims sämmtlichen Werken.

Die hier versuchte Literatur ist biographisch in drei Abschnitte abgetheilt, und sind darin alle Selbstverlagsartikel vollständig aufgeführt, diejenigen Gelegenheitsgedichte und kleinern Stücke ausgenommen, welche in andern Sammlungen eingeschaltet worden sind.

Um die Literatur nicht bloß bibliographisch, sondern auch kritisch-historisch und beurtheilend aufzustellen, sind den vollständigen Titeln die öffentlichen frühern und spätern Beurtheilungen, mit jedesmaliger Angabe der kritischen Blätter und Werke, hinzugefügt und nur zuweilen eigene Notizen und Ansichten des Verfassers mitgetheilt worden. —

Aus der Zusammenstellung gleichzeitiger Urtheile der widerstreitenden kritischen Schulen, bildet sich eine klare Ansicht der ästhetischen Kritik unsers sogenannten goldenen Jahrhunderts. Man wird die

Berlinische, Hallische und Leipziger Bibliothek ihre Stimmen abgeben hören, nicht ohne die Handvestigkeit der ersten zu belächeln, welche, wo sie hintrifft, nicht leicht weiter Gras oder überhaupt Grünes und Lebendiges aufkommen lässt.

Bei jeder einzelnen Sammlung ist, gleich nach dem Titel, durch Zeichen bemerkt, ob dieselbe in der nächstens erscheinenden ersten Originalausgabe der sämmtlichen Werke Gleims ganz oder nur zum Theil weggelassen worden ist. Und zwar bedeutet das Zeichen:

* daß von einer Sammlung mehr aufgenommen, als weggelassen;

† daß nur einzelne Stücke aufgenommen sind;

†† daß eine Sammlung ganz weggelassen ist.

Wenn nach einem Titel gar kein Zeichen steht, so bezeichnet dies, daß die Sammlung ganz aufgenommen worden.

Erste Periode.

Von 1744 bis 1756.

---

1) „Versuch in scherzhaften Liedern. Nos haec novimus esse nihil.“ Erstes Buch. Berlin. (1744) 8vo. —

„Versuch in scherzhaften Liedern. Ah que j'aime ces vers badins,

ces

ces riens naïfs et pleins de grace. Zweiter Theil. Berlin 1745.“ 8vo. — (Mit einer Vorrede des Berliner Naumann.) Neue Auflage. 1. und 2. Theil. Berlin 1753. 8vo.“ *

„Dritter Theil 1758.“ (Siehe unten Nro. 11. und 12.)

(1744.) „Freimüthige Nachrichten von neuen Büchern. 1. Jahrg. Zürich 4to.“ Seite 387.

„Es sind uns einige Lieder zu Gesichte gekommen, welche unser Gemüth in eine angenehme Bewegung gesetzt haben. Wir glauben, daß alle diejenigen, so die Regungen nicht gar verdammen, welche die Seele von dem feinen Witze, dem Sinnreichen und den Zügen der Zärtlichkeit und der Satyre empfindet, dieses Vergnügen nicht tadeln werden.“ — „Es sind diese Lieder Meisterstücke in ihrer Art, die dem deutschen Witze Ehre bringen. Der Verfasser hat sie nach dem Muster des Anakreon geschrieben, und Kunstverständige müssen gestehen, daß der Geist Anakreons in reichem Maaße auf ihm ruhe.“ — „In einem jeden Liede herrscht ein Einfall, der von den bekanntesten Dingen hergenommen worden, der aber von dem glücklichen Dichter so geschwungen wird, daß er eine Neuigkeit enthält. Es ist wahr, daß wir einige Stellen, wo der Dichter auf eine lose Art schäkert, etwas frei nennen müssen, allein er schäkert unsrer Meinung nach unschuldig und sinnreich.“

(Siehe die Urtheile über 11. und 12., welche sich auch auf diese Sammlung beziehen.)

2) „Gedicht über den Tod des heldenmüthigen Fürsten, Herrn Friederich Wilhelm, Prinzen in Preußen und Markgrafen von Brandenburg ꝛc. von Gleim, Sr. Königl. Hoheit bisherigem Secretär. Berlin 1744.“ Fol.

3) „Die Schäferwelt.“

4) „Die Bürgerwelt.“

5) „Das Glück der Spitzbuben.“

6) „Sendschreiben an das Pflanzstädtlein zu Herrnhut.“

Diese vier satyrischen Gedichte sind nie einzeln im Druck erschienen. Nur die Schäferwelt hat sich in der Handschrift wiedergefunden, die andern drei sind verloren gegangen.

7) „Der blöde Schäfer.“ Berlin 1745. 8. N. A. Berlin 1746. 8. — „Der blöde Schäfer. Ein dramatisches Gedicht. Zürich 1767. 8vo. (Mit einigen Vignetten von Salomon Geßner.) Nachdruck: Herrn Gleims der blöde Schäfer. Ein Lustspiel 1769.“ 8. —

Die erste Ausgabe besorgte ein Schauspieler, wider Gleims Willen, und mit allen Fehlern des ersten Entwurfs.

8) „Freundschaftliche Briefe. Berlin 1746.“ 8vo. N. A. „Berlin 1760.“ 8. ††

Diese Sammlung enthält mehrere Briefe von Gleim, und ward, auf seine Veranlassung, von ihm und Langen herausgegeben. — Sie darf in einer Literatur Gleims nicht fehlen, weil sie dessen tadellose Absicht bei Herausgabe freundschaftlicher Briefe so früh beurkundet. Auch ist die Art, wie diese Sammlung damals aufgenommen ward, bemerkenswerth.

(1746.) „Freimüthige Nachrichten. 3. Jahrg. S. 273.“

„Wer Freundschaft, Witz und die Wirkungen der freundschaftlichen Freude kennt, der wird diese Briefe nicht ohne Ergötzen lesen. Wir danken es daher den geschickten Verfassern öffentlich, daß sie durch diese neue Probe ihrer Schreibart die Bosheit und den schlimmen Geschmack haben ärgern wollen. Gleim, Lange, Rost, Hagedorn, Naumann und Sulzer können aber niemals anders, wenn sie die Feder ansetzen.“

(1746.) „Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste. 2. Bdes 6. St. Leipzig 8. S. 71. (herausgegeben von Gottsched.“)

„Diese Briefe sind ganz artig und angenehm zu lesen. Man hat nicht Ursach, den Franzosen einen Voiture zu beneiden, nachdem wir solche deutsche Originalbriefe erhalten haben. Die Verse, die darin

vorkommen, sind auch voller Geist und doch schön und ungezwungen. Nur ein wenig gar zu kurz scheint uns die ungebundene Schreibart zu seyn."

9) „Der Ursprung des Berlinischen Labyrinths. Credite Posteri. Berlin 1747." 4to max. (1 Bogen). ††

Eine scherzhafte Dichtung, in sogenannter anakreontischer Manier, auf die wunderbar schnell ausgeführte Anlage des Thiergartens bei Berlin; weitläuftig und voll jetzt ungenießbarer Beziehungen auf damalige Zeit und Personen.

10) „Gebet bei Erblickung Sr. Königl. Hoheit, des jungen Prinzen Friedrichs von Preußen. Berlin 1748." 4to. (½ Bogen.) ††

11) „Lieder. Frui paratis et valido mihi. etc. Amsterdam. (Halberstadt) 1749." 8vo. (4 Bogen.) N. A. 1758. *

12) „Lieder. Cantamus vacui. Zürich. (Halberstadt) 1749." 8. (1 Bogen.)

Beide Sammlungen wurden neu aufgelegt, unter dem Titel: „Versuch in scherzhaften Liedern. Dritter Theil 1758." 8. und nachgedruckt: „Lieder, Fabeln und Romanzen. Leipzig 1758, bei Iversen." 8.

(1750.) „Kritische Nachrichten, aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Berlin 4to." S. 249.

„In diesen Liedern finden wir einen Zusammenhang von naivem Witz. Die deutsche Sprache hat den Ruhm, daß sie stark und nachdrücklich sey, aber sie ist auch angenehm zärtlich und fein, wenn sie unter die Hände eines guten Dichters geräth. Catulls lachende Einfalt und artiger Schwung der Gedanken ist in diesen Stücken zu sehn.“

(In einer Anzeige der letztern Sammlung, in den Jenaischen gelehrten Zeitungen von 1749. Seite 359. wird diese Sammlung: „eine prächtig gedruckte Schrift“ genannt.)

(1808.) „Geschichte der Literatur von J. G. Eichhorn. 4. Bd. 2 Abthl.“ Göttingen S. 913.

„Gleim sang (seit 1743) alles, was die Welt Schönes hat, Wein und Rosen, Liebe und Küsse, bald im anakreontischen Ton, bald in einer selbstständigen Manier, (und in dieser immer am glücklichsten) mit Feinheit und Süßigkeit, mit Anmuth und mit lachenden Bildern, in einer leichten, angenehmen, auch wohl nachlässigen und jugendlich tändelnden Sprache.“

13) „Ode, als der Hochwohlgeborne Herr, Herr Christoph Ludewig von Stille, Generalmajor des Königs ꝛc., den 18. Oktober 1752, in die Ewigkeit gegangen war. Von Joh. Wilh. Gleim. Halberstadt.“ Fol. (2 Bogen).

14) „Fabeln. Berlin 1756.“ 8. (3¼ Bogen; enthaltend 25 Fabeln nach eigener Erfindung.) Neue Auflage. Fabeln. Berlin 1756. 8. (3 Bogen.) — Fabeln. Zweites Buch. Berlin 1757. 8. (4¼ Bogen, enthaltend 25 Fabeln Nachahmungen.) — N. A. beider Bücher: „Berlin 1758.“ — Neue Originalausgabe: „Fabeln von Gleim. Berlin 1786.“ 12mo. Nebst einem: „Anhang einiger Erzählungen.“ (16½ Bogen.) *

(1756.) „Freimüthige Nachrichten.“ 13. Jahrg. S. 217.

„Der Verfasser hat sich vor dem Lächerlichen, womit mehr denn Ein Stoppe die Stühle und Bänke zu empfindenden und denkenden Personen, ja bis zu ihm selbst erhoben hat, wohl zu hüten gewusst. Aber er mag die Idee nicht stark genug gehabt haben, daß die Thiere keine Acteurs der menschlichen Handlungen abgeben, und nicht auftreten müssen, Rollen der Menschen zu spielen; oder er hat keine genugsame Kenntniß von der Mannigfaltigkeit der eigenen Empfindungen, Sitten und Geschäfte der Thiere gehabt, die zwar eigentlich nur Instinkt sind, aber demjenigen, der davon wohl unterrichtet ist, allemal das symbolische Bild an die Hand geben werden, das er zur Vorstellung einer menschlichen Handlung nöthig hat? Es ist die Natur der Fabel, daß sie Stücke der menschlichen Sitten vorstellt, und

die thierischen Fabeln thun dieses durch die Aehnlichkeit, die sie zwischen den Sitten eines Thiers und den menschlichen bemerken lassen. Daher entsteht das lehrreiche und nützliche, das sie der Achtung eines ernsthaften Mannes würdig machet. Darum ist es eine schlechte Empfehlung der reisenden Fabel, wenn unser Fabulist sie sagen lässt:

„Ich bin nur eine Zeitvertreiberin,
Die Kinder hören mich nur gern.“

Wenn eine Fabel die Sitte eines Thiers in einem besondern Stücke geschickt entdeckt, und es ist eine Sitte, die mit einer menschlichen von einerlei Art ist, und der Poet leihet dem Thiere nichts anders, als den Grad von Vernunft, der mit dem Instinkt desselben gränzet, so muß die Fabel exemplarisch werden. Welche Fabel nicht so beschaffen ist, die kann nur einen blinden kindischen Verstand einnehmen. Gegenwärtige Fabeln sind geschickter erfunden, und darum auch mehr als Zeitvertreib.“

„Die Schreibart und die Erzählungsart sind den Geschichtchen gemäß, eben so geläufig und leicht. Es ist ein Natürliches darin, das von einer Denk- und Schreibart entsteht, die dem Leser keine Mühe kostet, und kein strenges Nachsinnen erfordert, weil es seine eigene ist. Wie die Materie leicht ist, so ist sie auch ohne ungewöhnliche Bilder vorgetragen.“

„Man siehet wohl, daß dies Natürliche ein anderes ist, als das Naive, welches wir das ein-

fältige freie nennen könnten, das seinen Grund in der Unschuld und Einfalt des Herzens hat, das für das Gerade, Aufrichtige und Kunstlose ganz empfindlich ist.“ — „Die Tugend dieses Herzens kommt vielmehr vom Instinkt, als von deutlichen Ueberlegungen; und darum ist die Naiveté den schönsten Seelen eigen, und nichts weniger denn eine pöbelhafte, bäurische Einfalt, die man lieber Dummheit nennen sollte.“

„Das Natürliche in gegenwärtigen Fabeln ist freilich geschickter, als dieses pöbelhafte und blöde; es ist mit anderen Eigenschaften einer guten Schreibart vereinigt; nur ist es nicht das ächte und wahre Naive.“

(1758.) „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste. 3. Bds. 2. Stück. Leipzig. Seite 321 bis 335.

„Der Verfasser, der schon längst die Ehre des deutschen Parnasses gewesen ist, hat sich zwar nicht genennt, ist aber dennoch bekannt genug, und wie könnte man einen Gleim verkennen?“ —

„Unter den eigenen Erdichtungen des Verfassers verdienen die rote ꝛc. allen andern vorgezogen zu werden; und auch diese sind nicht von kleinen Fehlern frei, indem man öfters die Wahrheit, Einheit und Moralität der äsopischen Fabel vermisst. Hingegen besitzt unser Dichter die Gabe, zu erzählen, in einem vorzüglichen Grade, und dieses ist bei dem

Fabeldichter wenigstens ein eben so großes Verdienst, als die Gabe, zu erfinden.“

„Unserm Dichter ist besonders eine glückliche Kürze eigen, die fast niemals in das Trockene verfällt, und dem Vortrage eine besondere Naiveté und Lebhaftigkeit verschafft, ohne ihn in das Possenhafte und Niedrige sinken zu lassen.“ —

„Nach denen überaus schönen Proben, die wir von unserm Dichter angeführt, wird es unstreitig den Umständen, in welchen der Verfasser lebt, zuzuschreiben seyn, daß er sich selbst so ungleich ist, und in andern Stellen eine ziemliche Nachlässigkeit verräth.“

(1789.) „Allgemeine Literaturzeitung Nr. 115.“

„Schon seit zehn Jahren wenigstens hat der ehrwürdige, selbst in seinem siebenzigsten Jahre unserer Dichtkunst noch nicht abgestorbene, Gleim uns zu einer vollständigen Ausgabe seiner Gedichte Hoffnung gemacht. Die Sorgfalt, die er hier auf eines seiner Werke verwendet, giebt uns doch die angenehme Hoffnung: daß er auch an die andern, die seiner Vaterliebe nicht minder würdig sind, endlich gedenken werde. Hier viel über die eigenthümliche Manier der Gleimischen Fabel zu sagen, dürfte überflüssig seyn; denn jeder, welcher nur einige Bekanntschaft mit unserer Dichtkunst besitzt, weiß, daß er in ihr den Ton der alten Minnesänger zu seinem Muster nahm, und ihn auch wirklich durch Naive-

tät des Ausdrucks, durch eine treuherzige Laune und durch Simplicität in der Handlung selbst erreichte. Einige mattere Stellen, und einige kleine Fehler übersah man bei größern Schönheiten herzlich gern. Um desto mehr Vergnügen muß es den Freunden der Gleimischen Muse machen, wenn sie sehen, daß eben diese Fabeln jetzt an Anzahl sich mehr noch als verdoppelt haben. Denn von 50 Fabeln hat Herr Gleim zwar nur 41, als solche (hier und da in einzelnen Ausdrücken verändert) stehn lassen, 7 unter die Erzählungen geordnet, und zwei ganz (von der einen begreifen wir nicht, warum?) weggelassen; dafür aber 66 neue Fabeln und 5 Erzählungen hinzugefügt. Gewiß eine ansehnliche Vermehrung, zumal da viele dieser neuern den besten ältern wenig oder gar nichts an innerm Gehalt nachgeben. Welche beneidenswürdige Naivetät z. B. herrscht in der Fabel (S. 81.) — Als die Uebersetzung eines griechischen Epigramms, und doch ist es eine schulgerechte Fabel, lies't sich das Gedichtchen S. 151.“ —

„Leicht wäre es uns, zu diesen zwei Beispielen noch zwanzig eben so glückliche, zumal von der dialogirten Art, zu fügen. Aber wir setzen mit Zuversicht voraus, daß der größere Theil unserer Leser dies Büchlein entweder selbst besitzen, oder es wenigstens kennen werde.“

„Indessen, wiewohl fast alle Gedichte dieser Sammlung, als Gedichte überhaupt betrachtet,

ihr entschiedenes Verdienst besitzen, und wir vielleicht kein einziges gern vermissen würden, so müssen wir dennoch erinnern, zumal von den neuern: daß wir nicht alle Stücke, die wir unter der Rubrik Fabeln erhalten, auch für ganz gute Fabeln können gelten lassen; und deshalb, nicht des ehrwürdigen Gleims, sondern der Nachahmer wegen, die leicht in Fehler verfallen könnten, ohne sie durch Vorzüge anderer Art zu ersetzen, nur einige Worte noch, mit Beweisen belegt! Eine der allerersten, unentbehrlichsten Vorschriften bei der Fabel ist: die Moral in ihr sey wahr. Sollte sie es wohl in nachstehender (S. 127.) seyn? — Eine andere eben so unerlassliche Forderung der guten Fabel ist: Man sehe die Moral in ihr so anschauend, daß man gar nicht zweifeln kann, welches sie seyn soll. Wir sorgen: Nachstehende Fabel wird wenigen, zumal wegen Ueberladung von Nebenumständen, eine befriedigende Sittenlehre ertheilen (S. 121.)"

„Einige andere Gedichte z. B. S. 82. und 84. sind allerliebste anakreontische Gedichte, sind ganz der tejischen Muse unsers Gleims würdig; nur wieder für Fabeln können wir sie nicht halten. Wir besorgen nicht, daß unsre Offenherzigkeit dem ehrwürdigen Altvater unsers Helikons mißfallen dürfte. Was wir erinnerten — und diese Wiederholung ist nöthig — geschah nicht Gleims, sondern der jungen nachäffenden Gleimchen halber."

15) „Romanzen. Berlin und Leipzig 1756.“ 8. (3 Bogen.) — Nachdruck, zugleich mit den Liedern und Fabeln, siehe unter 12.

(1758.) „Bibliothek d. sch. W. und d. f. K. 3ten Bds. 2. Stück. Leipz. S. 321—335.“

„Die Romanzen machen eine besondere Art von Gedichten aus, in welchen wir im Deutschen noch kein Exempel haben. Der Ton, welcher in diesen kleinen Gedichten herrscht, ist ein abentheuerliches Wunderbare, mit einer possierlichen Traurigkeit erzählt.“

„Auch in diesen Gedichten zeiget sich der Herr Verfasser als einen Meister, der auch den kleinsten Zügen einen eigenthümlichen Schwung zu geben weiß.“

(1808.) „Geschichte der Literatur von Eichhorn. 4. Band. 2. Abtheil. Göttingen. 8. S. 922.“

„Vor Gleim hatte man noch keine Beispiele von Romanzen und Balladen in deutscher Sprache. Kaum aber hatte er abentheuerliche Wunder in possierlicher Treuherzigkeit erzählt, so wurden solche epischlyrische Gedichte sehr beliebt. Um mehr Mannigfaltigkeit in diese Dichtart zu bringen, nahm man den Stoff bald aus der jetzigen, bald aus der vergangenen Zeit, bald aus der wirklichen, bald aus der erdichteten Welt, bald aus der Mythologie, bald aus der Rittergeschichte, und behandelte ihn bald ernsthaft, bald scherzhaft, bald tragisch, bald komisch, bald launigt, bald satyrisch, aber immer erzählend

in einem lyrischen Sylbenmaaß. Gleim schränkte sich bloß auf die Erzählung eines Abentheuers mit possierlicher Traurigkeit ein, und erhielt allgemeinen Beifall."

Zweite Periode.

Von 1756 bis 1786.

16) „Preußische Kriegeslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier. Mit Melodieen (von Krause). Berlin (1758). 12mo. Mit einigen Vignetten von Meil. — Dies ist die erste Ausgabe, von Lessing besorgt, und mit einem Vorbericht versehen. Vorher hatte Ramler fünf Kriegeslieder einzeln in 4to drucken lassen. — Neue Auflage, ebenfalls ohne Jahrzahl, und in demselben Verlage. — N. Ausgabe, von Gleim selbst besorgt: „Mit neuen Melodieen." (von Telemann.) Berlin 1778." 8. — N. A. „Berlin 1787, in Commission bei Maurer." — Nachdrücke: „Herrn Gleims preußische Kriegeslieder; Frankfurt und Leipzig 1770." 12mo. — „Des Herrn F. W. Gleims preußische K. L. Amsterdam 1771." 8.

(1759.) „Freimüthige Nachrichten ꝛc. 16. Jahrgang." S. 64. —

„Um Geschmack an diesen Liedern gefunden zu haben, hat man entweder unter die unverwöhnten natürlichen Leser, oder unter die ganz feinen Kenner gehören müssen. Ein Dichter für die Mittelgattung ist der Grenadier nicht; denn wie könnten seine alte Sprache, seine großen Bilder in den gemeinsten Worten, seine heldenmüthigen Gesinnungen in den nachläßigsten Ausdrücken, seine deutliche Liebe für kleine historische Umstände, einem Witzlinge oder einem Leser gefallen, der sich verführen lassen, das correcteste Gedicht für das poetischste zu halten?“

(1767.) „Ueber die neuere deutsche Literatur. Zwote Sammlung von Fragmenten.“ S. 345. (von Herder.)

„Tyrtäus und der Grenadier — ich glaube bei dieser Vergleichung eine zuversichtliche Miene annehmen zu können. Jener war das Geschenk des Orakels für Sparta, wie dieser für den Ruhm Deutschlands.“ — „Daß der Deutsche nicht durch seine Lieder eben dasselbe Verdienst und eben denselben Lohn hat erlangen können: liegt nicht an seinen Gesängen, sondern an unserer unpoetischen Zeit, in der man nicht mehr, wie in Griechenland, den Musen vor der Schlacht opfert. Dort wären seine Lieder unter Pauken- und Trompetenschall erklungen: sie hätten die Fahnen voll Muth empor geschwungen, die Schwerdter entblößt, dem Feinde panisches Schrecken zugetönt. „„Wenn Gleim es hätte da-

hin bringen können, daß die Kriegeslieder des preußischen Grenadiers in des gemeinen Soldaten Hände gekommen wären: so müsste er in den preußischen Staaten unter den Dichtern den ersten Rang nach den erbaulichen haben."" *) In Absicht auf sein Verdienst: jetzt hat er wenigstens das Verdienst um die Ehre seiner Nation, daß er Nationalgesänge gesungen, die keiner unsrer Nachbarn hat, keiner unsrer Nachbarn uns entwenden kann, und die vielleicht mehr als Tyrtäisch sind."

„Sie sind Nationalgesänge: voll des preußischen Patriotismus, stützen sie sich auf die jedesmaligen Umstände ihrer Gelegenheit. Der Grenadier redet von großen bekannten Begebenheiten, die jedermann aufmerksam machen: die heroischen Gesinnungen, der Geiz nach Gefahren, der Stolz, für das Vaterland zu sterben, ist seine einzige Begeisterung: hier hat einmal ein deutscher Dichter über sein deutsches Vaterland ächt und brav deutsch gesungen, ohne an andre Nationen sein Genie zu verpachten."

„Die edle Einfalt, die deutsche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze seiner Bilder, Schwung und Colorit, alles ist so sehr in die Laune und in den Wohllaut unsrer Sprache eingetaucht, daß diese we-

*) Abbt vom Verdienst, S. 367.

nige Stücke gleichsam ein Gränzstein seyn können, wo unsre Dichtkunst an Franzosen und Engländer gränzt."

„Diese Sprache ist die wahre deutsche Natio: nallaune; ihr Deutsche! müsst ihr schon nachahmen, so ahmt lieber eure Landsleute nach, als fremde Nationen."

„Plato würde unserm Landsmann den Titel eines Göttlichen nicht abgeschlagen haben, und wenn die unwissende Zeit seine Werke so ungerecht ver: zehren sollte, als die meisten des Tyrtäus: seine eilf Kriegeslieder haben mehr Anrecht auf die Unsterb: lichkeit, als die Griechischen viere."

17) „Der Grenadier an die Kriegesmuse nach dem Siege bei Zorndorf 1759. 12." — (Ward späterhin jeder Ausgabe und Auflage der Kriegeslieder angehängt.)

18) „Philotas. Ein Trauerspiel. Von dem Verfasser der preußischen Krie: geslieder versificirt. Berlin 1760." 8. †† (Mit einer Vignette von Meil und einer Zueignung an die Herzogin von Braunschweig.)

19) „Petrarchische Gedichte. Berlin 1764." 8. (2 Bogen.) † 1765. Bibl. d. sch. W. u. d. s. K. 12. Bds. 1. Stück. Seite 140.

„Man weiß, daß ein verliebter Enthusiasmus, eine süße Schwärmerei und Schwermuth, die die aus:

ausgesuchteste Zärtlichkeit in jedem Gefühle, in jedem Gedanken ausdrückt, und eine Sprache, die diesen weichen Empfindungen gemäß ist, den Charakter dieser Art von Gedichten ausmacht. Der Herr Verfasser gehört nicht zu den unglücklichen Nachahmern dieses unter den Italienern bis zum Ekel nachgeahmten Dichters."

(1765.) „Briefe, die neueste Literatur betreffend. 23. Theil. Berlin und Stettin. Seite 87."

„Ich weiß nicht, ob gewisse Gedichte, die vor einiger Zeit unter dem Namen Petrarchischer Gedichte ans Licht getreten, bereits eine Frucht der nähern Bekanntschaft seyn sollen, in die Herr Meinhardt unsere Dichter mit dem Petrarca gebracht hat. Das weiß ich aber, daß diesen Gedichten, welche, für sich betrachtet, sehr artig sind, das Beiwort Petrarchischer ganz und gar nicht zukömmt. Ist es doch auch ein bloßer Zusatz des Herausgebers, der selbst zweifelt, ob der Verfasser damit zufrieden seyn werde. Er kann unmöglich, denn sein Ton ist mehr der spielende Ton des Anakreon, als der feierlich seufzende des Petrarca. Der Platonische Italiener guckt nicht so lüstern nach des Busens Liljen, und wenn er Tod und Ewigkeit mit den Ausdrücken seiner Zärtlichkeit verwebt, so verwebt er sie damit, anstatt daß in den deutschen Gedichten das Verliebte und das Fromme, das Weltliche und das Geistliche, wie in dem ruhigen Elementglase, in

ihrer ganzen klaren abstehenden Verschiedenheit neben einander stehen, ohne durch ihre innere Vermischung jene wollüstige Melancholie hervorzubringen, welche den eigentlichen Character des Petrarca ausmacht."

20) „Lob des Landlebens. Berlin 1764." 8. (1 Bogen.) — N. A. „Herrn Gleims Lob des Landlebens 1769." 8.

21) „Gespräche mit der deutschen Muse. Berlin 1764." 4. (1½ Bogen.)

22) „Sieben kleine Gedichte nach Anakreons Manier. Berlin 1764." 12. (1½ Bogen.) *

(1765.) „Bibl. d. sch. W. u. d. f. K. 12. Bdes 1. Stück. S. 142."

„Wenn auch der Herr Verfasser nicht auf dem Titel gesagt hätte, nach welcher Manier er diese Gedichte entworfen, so würde man doch in der leichten und gefälligen Sprache und der naiven Wendung, die sich von dem epigrammatischen Witz unterscheidet, den anakreontischen Dichter gefunden haben."

(1767.) „Ueber die neuere deutsche Literatur." 2. Sammlung von Fragmenten. (von Herder) Seite 338.

— „Der Tejische Sänger, milder und herablassender, macht mich kühn, ihn mit unserm Anakreon, dem lieblichen Gleim, zu vergleichen."

„Ich nehme von Gleim nur seine zwei ersten Sammlungen, und die sieben Gedichte, nach Anakreons Manier, zur Vergleichung." —

„Anakreons Bilderchen nähern sich meistens einem kleinen Ideal von Schönheit und Liebe; und wenn sie dies nicht erreichen wollen, so sieht man ein feines Portrait, nach dem schönen Eigensinn eines Vorfalles oder Gegenstandes gebildet: ein allerliebstes griechisches Liedchen, das die Gelegenheit charakterisirt, die es gebar. Die erste Gattung schwingt sich auf zur feinen Idee der Wollust überhaupt; die zweite, die in die Umstände eines Individualfalls gräbt, nähert sich der ersten, und wo sie ihr nachbleibt, giebt sie sich eine Art von Bestimmtheit, Spuren der Menschlichkeit, die wie ein Grübchen im Kinn, der Eindruck des Fingers der Liebe, wie das Lispeln des Alcibiades selbst mit zur Schönheit wird.“

„Gleim ist hier der Vergleichung werth; er verschönert mehr, als die französischen Anakreontisten, weil er die Reize der Natur bloß zu erheben sucht; nur steht er dem Tejer nach. Ein Drittheil seiner Liederchen sind schöne Portraite, bei denen der Vorfall durchblickt; zwei Drittheile aber kämpfen zwischen dem eigenen Ton und der Annäherung zum Griechen, erhaben über die Aehnlichkeit, und noch entfernt vom Allgemeinen.“

„Daher ist im Alten mehr Einfalt: Einfalt, die sein Ganzes gebildet hat, und die ich an Theilen nicht bemerken darf. Im Neuen herrscht sie mehr im Detail, und im Ganzen ist oft, statt der schönen

Einfalt, Kunst bemerkbar. — Der Alte kennet sich gleichsam minder; der Neuere lässt uns sein Schönes durch Vorbereitungen und Folgerungen empfinden, und schließt oft ein Lied voll griechischer Einfalt mit einem französisch-witzigen Einfall, der ein Opfer für unsern witzigen Geschmack ist."

„Beide Dichter sind Söhne der Grazie, und Gleims Bild steht nicht ohne Bedeutung vor der Winkelmannschen Abhandlung über die Grazie; *) allein der Grieche malet uns doch mehr eigentlichen Reiz; dieser öfter Schönheit: jener zeigt den Reiz in Handlung, und die Empfindung in Wirkung; dieser aber alles mehr in Worten und Beschreibung. Daher rührt bei dem Deutschen der Reichthum an Worten und Wendungen, die die Oberfläche verschönern; das Erläuternde, das dem Leser gleichsam helfen will, darüber oft die Kürze verliert, und aus dem Contour weichet."

„So wie Anakreon für einen Griechen durch seine kleinen Umstände, Neuheit genug hatte: so unterscheidet sich der unsrige am meisten durch einen gewissen geistigen Reiz, den er vor dem Griechen seinen Liedern ertheilt."

23) „Der Wirth und die Gäste, eine Singode vom Herrn Gleim, in Musik ge-

*) Nämlich vor dem fünften Bande der Bibliothek der sch. W. und d. f. K., welcher mit jener Abhandlung Winkelmanns beginnt.

setzt von C. P. E. Bach. Berlin 1766.“ Fol. (1 Bogen.)

24) „Lieder nach dem Anakreon. Von dem Verfasser des Versuchs in scherzhaften Liedern. Berlin und Braunschweig 1766.“ 8vo. (6 Bogen.) N. A., mit Compositionen von Telemann: „Berlin auf Kosten der typographischen Gesellschaft. 1767.“ in Queerquart. (9 Bogen.) — Von neuem erschienen sie: „Lieder nach dem Anakreon, in Musik gesetzt von J. H. Rolle. Berlin 1775.“ Nachdruck: „Frankfurt und Wisbaden. 1775.“ 8vo. *

(1766.) „Neue Bibl. d. sch. W. u. d. f. K. 3ten Bandes. 1. St. Leipzig. Seite 39—49.“

„Mit einem gefälligen und frohen Lächeln sehen die Musen wieder den deutschen Anakreon hervortreten, und die Leier in den reizenden Ton seines alten griechischen Freundes und Lehrers stimmen. O! wenn wir Deutschen ja nachahmen müssen, so lasst uns doch so, wie dieser scherzhafte Dichter, nachahmen, um selbst original zu werden.“ —

„Wir wollen, den Gaumen unserer Leser zu reizen, die Oden nach der Reihe durchgehen, und bei jeder zeigen, was uns vorzüglich gefällt; doch werden wir auch nicht das Gegentheil verschweigen, wo der griechische Dichter uns einen größern Beifall abgewinnen sollte.“ —

„Wir müssen gestehen, daß wir gewünscht hätten, der Herr Verfasser hätte seine reizenden Nachahmungen hin und wieder weniger local eingerichtet; er wird zwar freilich bloß für preußische Mädchen gesungen haben; wir sind aber so menschenfreundlich, daß wir dem ganzen Mädchenchore aller Nationen und Zeiten gegönnt hätten, an dem Vergnügen dieser Lieder Theil nehmen zu können.“ —

„Doch bald hätten wir vergessen, daß der Herr Verfasser nachahmen, und nicht übersetzen gewollt, daß er, der vom Geiste Anakreons durchdrungen ist, mit Fleiß von der griechischen Simplicität bisweilen abgewichen ist, um sich mehr nach dem Geschmack unserer Zeiten zu richten, daß er endlich seine guten Ursachen müsse gehabt haben, wenn er uns für die Schönheiten Anakreons, die er so gut fühlet und kennet als wir, und vielleicht weit besser, andre zu geben gesucht hat;“ — „genug, die Leser werden ihre Erwartungen nicht nur erfüllet, sondern leicht übertroffen finden.“

(1767.) „Allg. deutsch. Bibl. 5. Bandes. 1. Stück. Seite 73.“

„Herr Gleim, der den Anakreon so sehr studierte, der ihn übersetzte, der selbst anakreontisch gedichtet hat, versucht jetzt, indem er den Anakreon nachahmt, selbst Original zu seyn. — Der Character dieser Lieder ist Naivetät mit sanftem Vergnügen verbunden. — Naivetät macht auch einen Zug im

Character des Anakreon aus, aber sie ist nicht die einzige; Liebe und sorgenlose Fröhlichkeit erfüllen alle Lieder desselben. Hiervon finden wir weniger in den Liedern des deutschen Dichters. Der sanfte Ton hingegen, und das Lob der Helden, so fein es auch eingeführt ist, ist gar nicht der Ton Anakreons, sondern er ist dem deutschen Dichter eigen, und stehet ihm in der That wohl. Inzwischen ist auch nicht zu läugnen, daß verschiedene Lieder, die an sich recht wohl gefallen, zu verlieren scheinen, wenn man sie gegen Anakreons Urkunde hält; dies scheint uns bei den Meisten bloß daher zu rühren, weil das sanfte, gegen das muntere gehalten, allemal verliert. Eigentlich schadet dies der Schönheit der Lieder nichts, denn es ist Dichtern wohl erlaubt, einen Gegenstand auf verschiedene Art zu bearbeiten, und die Züge, die Herr Gleim dem Anakreon unterschiebt, sind meistens so niedlich, daß wir, ob wir gleich Anakreons Vorzug merken, dennoch nicht unzufrieden werden. Nur da sind wir mit dem deutschen Dichter nicht zufrieden, wenn er, aus Begierde, naiv zu werden, eine allzulange Erzählung verschiedener kleiner Umstände einmischt, wodurch das Gedicht zuweilen matt wird."

„Wir wollen durch diese freimüthigen Anmerkungen den Werth dieser Sammlung gar nicht erniedrigen. Wir haben viele Lieder, ohne Rücksicht, daß es Nachahmungen des Anakreon wären, mit großem Vergnügen gelesen, und betrachten sie als

Muster, wie man alle Dichter glücklich moderniſiren könne, wie man die Materie einem Alten abborgen, und ſie nach ſeiner eigenen Art bearbeiten könne."

25) „Der Tod Adams, ein Trauerſpiel von Herrn Klopſtock, in Verſe geſetzt von dem Verfaſſer der preußiſchen Kriegeslieder. Berlin 1766." 8. ††

(1769.) „Allg. d. Bibl. 10. Bandes. 2. St. Seite 238."

„Unſerm Geſchmacke nach verliert Herr Klopſtock, wenn man ihm hier und da ein Wort nimmt oder giebt, oder umkehrt, um ſeinen volltönenden, hinreißenden Numerus in ein einförmiges, und nicht ſehr harmoniſches, fünffüßiges Sylbenmaaß zu ſpannen, und wir wünſchten aufrichtig, daß Herr Gleim ſich mit einer ſo undankbaren Arbeit gar nicht abgegeben hätte."

26) „Neue Lieder von dem Verfaſſer der Lieder nach dem Anakreon. Berlin 1767." 8. (4 Bogen.) * — Die meiſten dieſer Lieder erſchienen componirt: „Herrn Gleims neue Lieder mit Melodieen für's Clavier von J. N. Forkel. Göttingen 1773." Queerfolio. (6 Bogen.)

(1767.) „Deutſche Bibliothek d. ſch. W. herausgegeben vom Herrn Geh. Rath Klotz. 2. St. Halle. Seite 171."

„Eine Sammlung der anmuthigsten Bilder und lieblichsten Gedanken in einer reizenden Sprache vorgetragen! Eben die Muse, die einem Anakreon die süßesten Lieder vorsagte, ist die Lehrerin unseres Gleims. — Artigkeiten, Scherz, Naiveté, Natur sind ihr unterscheidender Character. Diese Lieder haben hierdurch alle Vorzüge und Eigenschaften erhalten, welche ein Lied haben muß, das der muntere Jüngling und das frohe Mädchen auswendig lernt, und nach vielen Jahren noch mit eben dem Vergnügen von einer neuen Welt singen hört.“

(1770.) „Allg. deutsche Bibl. 11ten Bandes. 1. Stück. Seite 244.“

„Wir haben schon, bei Gelegenheit der Lieder nach dem Anakreon, zu verstehen gegeben, daß die neuesten Früchte der Gleimischen Muse nicht von gleichem Werthe sind. Mit aller Nachsicht für einen berühmten Namen kann man sich bei so manchen mittelmäßigen Stücken, die jetzt unter diesem Namen erscheinen, doch den Beifall nicht abzwingen. Wir wünschen, daß Herr Gleim auf seinen Ruhm etwas eifersüchtiger wäre.“

„Wir sagen es ungern, daß in dieser Sammlung manche sehr matte Stücke sind.“

„Herr Gleim sollte sich mit Herausgabe neuer Lieder mehr als ein anderer in Acht nehmen. Alle kleine Liederchensänger schwärmen, tändeln, küssen, scherzen auf die Rechnung ihres Gleim; wenn sie

nun ihre kleinen Geburten gegen die verschiedenen Gedichte ihres Meisters halten, und die er noch dazu in reiferen Jahren herausgegeben hat, und ihre Geburten nicht viel schlechter, als die Gedichte ihres Meisters finden, so glauben sie, sie wären schon rechte Kerlchen."

„Inzwischen haben wir in dieser Sammlung auch verschiedene ziemlich artige Liederchen gefunden."

27) „Briefe von den Herren Gleim und Jacobi. Berlin 1768." 8. — N. A. Berlin 1778. 8.† (herausgegeben von Herrn Bachmann zu Magdeburg).

(1768.) „Deutsche Bibl. d. sch. W., herausgeg. v. H. Geh. Rath Klotz. 5. Stück. S. 1—22." —

„Ueberall findet man in diesen Briefen eine aufrichtige Liebe, welche sich auf eine wechselsweise Hochachtung gründet; die Verfasser entdecken einander alles, was in ihrer Seele vorgeht; sie theilen sich die angenehmsten Gedanken und die reizendsten Bilder mit, die ihnen ihre Einbildungskraft vorstellt. Daher sind die artigsten Einfälle, die feinsten Erdichtungen, die lieblichsten Scherze entsprossen, von welchen diese Briefe voll sind. Beide Verfasser unterhalten sich größtentheils von den Kriegen und Siegen des kleinen Gottes, dessen Macht in allen Sprachen und in allen Zeitaltern besungen worden. Sie sehn ihm überall nach; sie geben auf alle Mienen des schalkhaften Knaben Achtung, und es scheint, daß sie je-

den Seitenblick, jedes Lächeln desselben verstehn. Wir übrigen Menschen folgen ihnen von Weitem nach; freuen uns über die Spiele, die sie mit dem Knaben anfangen, und werden auch wohl bange, er möchte auf unsre Lehrer unwillig werden, und mit dem besten seiner Pfeile ihren kleinen Muthwillen bestrafen. Bisweilen sind unsre Verfasser auch ernsthafter und, wer sollte es von Amors Gesellen glauben? rührend."

„Ich zweifle nicht, daß in kurzer Zeit diese Briefe in den Händen aller Leute von Geschmack seyn werden. Ein Vorwurf aber kann diese Sammlung treffen, doch trifft er ihre Verfasser eigentlich nicht. Jeder Brief muß als ein Ganzes betrachtet werden, das für sich bestehet. Sie sind nicht an Einem Tage geschrieben, und auch nicht an Einem Tage gelesen worden. Wenn daher auch ihr Inhalt nicht genug abwechselnd ist, so schwächt doch dieses das Vergnügen nicht, welches sie für den Freund hatten, der sie nach und nach empfing. Aber bei einer Sammlung, wo der Leser den Briefwechsel von zwei Jahren in Einem Tage lesen kann, hat dieses einige Unbequemlichkeit. Mir dünkt, wenn man diese Briefe hinter einander lies't, daß eine gewisse Monotonie bisweilen uns nöthige, auszuruhen, und unsere Aufmerksamkeit nicht genug unterhalte. Die Verfasser reden immer von einerlei Gegenständen, schildern immer einerlei Ideen, und sollte nicht dieser Mangel an Abwechselung etwas ermüdend seyn? —

Doch, wie gesagt, diese Briefe sind nicht für das Publicum bestimmt gewesen; sie waren die Wollust zweier zärtlichen Seelen, und sie werden das Vergnügen aller Leser seyn, deren Herz sanfter und freudiger Empfindungen fähig ist.“

(1768.) „Allg. deutsche Bibl. 10. Bandes. 1. St. Seite 189.“

„Wir bekennen gern, daß wir diesen vertrauten Briefwechsel überhaupt genommen, mit nicht wenigem Vergnügen gelesen haben; denn zu geschweigen, daß es angenehm ist, sich mit den Empfindungen, Vergnügungen und Beschäftigungen eines Mannes zu unterhalten, der dem Publicum so werth ist, als Herr Gleim, so sind viele dieser Briefe, auch ohne auf die Verfasser zu sehen, munter, interessant und zum Theil von sehr artigen Gedichtchen begleitet. Versicherungen der wärmsten Freundschaft, Scherze ꝛc. dies alles werden die Leser in einer größtentheils artigen Einkleidung, wenigstens unter manchen sehr angenehmen Zügen, antreffen.“

„Uebrigens sollte man fast glauben, daß wirklich diese Briefe ihren Verfassern von einem Fremden entwandt, und heimlich abgedruckt worden. Sonst würde so manches weggestrichen seyn, was in der Eile an einen guten Freund geschrieben, wo der erste Einfall der willkommenste ist, wo sehr leicht ein frostiger Scherz und eine ungeschmackte Wiederholung unterläuft; Dinge, die in Privatbriefen leicht Ver-

zeihung erhalten, die man aber dem Publicum nicht vorlegen muß."

„Die warme, ein wenig enthusiastische Sprache der Freundschaft ist empfindlichen Seelen weder fremde, noch unnatürlich. Man wird die ächten Ausbrüche derselben in vielen Stellen dieser Briefe nicht verkennen. Sollen wir aber gestehen, daß manche Ausdrücke dieser Herrn eine ganz widrige Wirkung auf uns gemacht haben? Wir glauben zuweilen nicht zwei für einander brennende Herzen, sondern zwei kaltblütige Leute zu hören, die sich heiser geschrieen, und sich in frostigen Hyperbeln und leeren Ausrufungen erschöpfen."

„Besonders langweilig sind auch die Wiederholungen der nämlichen Ideen, der nämlichen Scherze. Nicht, als wenn wir zu den ernsthaften Lesern gehörten, die vor dem Amor und den Grazien fliehen; aber Tändeleien, wenn sie gefallen sollen, müssen in keine einschläfernde Spielwerke ausarten."

28) „Amor und die Muse von Gleim. Halberstadt 1769." 12mo. ($\frac{1}{2}$ Bogen.)

29) „Oden nach dem Horaz. Berlin 1769." 8. (6 Bogen.) †

(1770.) „Hamburgische Neue Zeitung. 63. Stück."

„In eben der Manier, worin Gleim Lieder nach dem Anakreon gesungen hat, ahmt er diesmal Horazen nach. Bei jenen war sein Zweck nicht (obgleich die Kunstrichter nach ihrer Gewohnheit es

so mißverstanden haben) Anakreons Geist, sondern seinen eigenen durch anakreontische Gegenstände auszudrücken. Es ist etwas anders, als Nachahmung und doch kein Wettstreit:

Et Vitula tu dignus et hic.

„Um so nachzuahmen, muß man noch ein anderes Talent haben, als sich in den Geist und in den Character eines andern zu schmiegen; man muß fühlen, daß man beides selbst besitze.“

„Gleichwohl ist nicht zu läugnen, daß die Lieder nach dem Anakreon (die schönsten Lieder, die wir im Deutschen haben) in ihrer Art eines Gleims viel würdiger sind, als die Oden nach dem Horaz. Woher das? Gleim und Anakreon sind verwandtere Seelen, als Gleim und Horaz. Dort standen beide Dichter ohngefähr auf einer Stufe; hier steht der Eine manchmal höher, und der Andere muß ihm nachstreben.“

„Wir müssten Gleim nicht kennen, wenn wir einen Augenblick zweifeln wollten, daß z. B. die „Ode an das Schiff, welches Klopstock nach Coppenhagen überbrachte,“ weit inniger aus Gleims Herzen gekommen seyn würde, wenn der Dichter seiner eigenen Empfindung ganz überlassen gewesen wäre, als jetzt, da er sich nach der Empfindung eines Andern zu bequemen sucht. Wie viel verliert nicht die deutsche naive Simplicität unseres Dichters, wenn wir bemerken, daß nur darum so wenig von Klopstock und

so viel von andern Dingen, auch wohl von der Tollkühnheit,

Mit schwachem Holz
Weltmeere zu durchschiffen,

gesungen wird, weil Horaz sich durch eine Digression von Gedanken an seinen Freund weglyrisiren ließ."

„Angemessener ist die Ode auf den deutschen Horaz, deren Feinheit eben darin besteht, daß sie Nachahmung des Horaz ist, und so ein desto indirecteres Lob enthält. Dazu hätte sie aber ganz im Horazischen Tone bleiben müssen. Das Ringen und Reiten und Springen in der ersten Strophe klingt allzu Gleimisch. In der Ode an die Deutschen wird die Vermischung des Horazischen und Gleimischen Tones noch mißtönender. Am vortheilhaftesten nehmen sich diejenigen Nachahmungen aus, die in Gleims eigenen poetischen Character gestimmt sind: die 6, 7, 8, 11, 12, 13 und 23. Ode. Mit diesen allein würden die eingemischten Originale eine vortreffliche Gesellschaft gemacht haben. Auch das kleinste eigene Lied dieses Dichters hat ein bestimmtes Ideal, wodurch es sich von seinen Nachahmern auszeichnet. Composition, Ton und Farbe, alles an ihm ist characteristisch. Welch ein Unterschied auch hierin zwischen Gleim und so vielen kleinen Poetchen, die man ihm jetzt, bald aus Partheilichkeit, bald aus Mangel an Geschmack, an die Seite setzen will."

(1770.) „Allg. d. Bibl. 11. Bdes 1. St. S. 248.“

„Der Titel kommt eigentlich nur der kleinsten Hälfte zu, die genauer oder freier dem Horaz nachgeahmt ist; die meisten in dieser Sammlung befindlichen Oden oder Stanzen, wenn man sie lieber so nennen will, haben mit dem Horaz gar nichts zu thun.“ —

„Als Gedichte des zweiten oder dritten Ranges betrachtet, möchten denn einige gut seyn, manche möchten noch hingehn, aber wahrhaftig manche verdienen, man mag sie mit noch so vieler Nachsicht betrachten, auch diesen Rang nicht. Sonderlich sind unter den Horazischen Nachahmungen verschiedene so kalt, so prosaisch, daß man gar nicht weiß, wie Gleims Namen zu solchen Reimen kommt.“

„Seit einiger Zeit machen sich gewisse Leute ein Geschäft daraus, Herrn Gleim bei allen Gelegenheiten recht hoch zu loben. Wir unterschreiben dies Lob von Herzen, in so fern er es durch sehr gute Gedichte wirklich verdient. Welchen seltsamen Contrast aber macht gegen dies geflissentliche Lob eine Menge mittelmäßiger und sogar schlechter Gedichte, die zu gleicher Zeit unter Gleims Namen erscheinen!“

30) „An den Herrn Canonicus Jacobi 1769.“ 8.

31) „Der Vater, Nebenbuhler seines Sohns, und Magdalis, die eine Stiftsdame ward. Zwei Gedichte nach dem Französischen des Ranchin und Moncrif. 1769.“ 8.

(1769.) „Hamburgische Zeitung. 197. Stück.“

„Der Verfasser, — es würde Affectation seyn, ihn nicht zu nennen; wer ihn liest, kennt ihn doch — der vortreffliche Gleim besitzt eine ihm eigene Wendung der Gedanken und des Ausdruckes; durch alle seine Gedichte, denen er, wie er sich irgendwo ausdrückt, einen Personalcharacter hat geben wollen, läuft eine ihm eigene feine Ader des Witzes; nichts ist treffender und zugleich lachender, als seine Bilder, und seine Art, sie zu stellen, wo er zum Exempel einen Character nachahmen will; nichts simpler, als seine Simplicität, nichts naiver, als seine Naivetät, nichts schöner nachlässig, als seine Nachlässigkeiten. Daß so ein Mann, außer verschiedenen andern Herablassungen, deren er nicht bedurfte, sich herablassen konnte, in einem freundschaftlichen Streite, „wo man die deutsche Sprache, in dem Ausdrucke des Witzes, gegen die französische verglichen, geradezu, und sogar in Gegenwart eines Gleims, für untauglich auszugeben wagte,“ den Gegenbeweis nicht etwa durch eigene Originale, sondern durch zwei Uebersezzungen aus dem Franz. zu führen, das lässt sich schwer begreifen. Der Streit war ja warlich schon längst entschieden; wenn Gleim selbst sie zum Ausdruck seiner Grazien, seiner Scherze, seiner Liebesgötter nicht ungeschickt gefunden hatte, so sollte man ihr ganz natürlich gerade das Gegentheil, nämlich einen sehr vorzüglichen Grad der Biegsamkeit zu lachenden Ideen

zusprechen. Denn, ohne Uebertreibung, wie viele Franzosen kann man uns wohl nennen, die aus ihrer Sprache zu machen gewusst haben, was Gleim aus der seinigen?“ — „Dennoch ist obiges die Absicht der erst angezeigten zwei kleinen Bogen, und Gleim fordert die Freunde deutscher und gallischer Musen in allem Ernst auf, darnach zu richten, ob der Beweis seines Widerspruchs gelungen sey. In allem Ernst, er ist gar nicht gelungen; er konnte nicht gelingen, und wir haben nichts dabei verloren. Gleim war zu bescheiden, daß er sich darauf einließ; es wäre Schade, wenn ihn die deutsche Muse nicht ein wenig dafür gestraft hätte.“

32) „Sinngedichte. Als Manuscript für Freunde. Zu Berlin 1769.“ 8. * (4 Bogen.)

(1769.) „Deutsche Bibl. der sch. W., herausgegeben von Klotz. 13. Stück. Seite 180.“

„Wer erkennt nicht in diesen Gedichten den deutschen Anakreon, welcher in dem Ausdrucke der zarten Empfindungen so glücklich ist, welcher die lieblichste Sprache so sehr in seiner Gewalt hat, und den Leser durch die anmuthigsten Bilder entzückt? Verschiedene wohlgerathene Nachahmungen griechischer und lateinischer Dichter aus der Anthologie wird man mit Vergnügen gegen die Originale halten. Unter des Verfassers eigenen Erfindungen empfehlen sich einige sehr durch ihren naiven Witz.“

„Eben weil so gute Gedichte in diesem Bändchen stehn, so fallen durch diese Nachbarschaft andre von geringerem Werthe desto mehr in die Augen. Der Dichter selbst hat uns verwöhnt, daß wir den ausgesuchtesten Witz überall verlangen.“

33) „Der Apfeldieb. Ein dramatisches Singgedicht.“ *) Berlin 1770. 8. (1 Bogen.)

34) „Alexis und Elise, von Amint. Halberstadt 1771.“ 8. (½ Bogen.) — Neue sehr vermehrte Auflage: „Alexis und Elise, drei Gesänge. Berlin 1771.“ 8. (3 Bogen.)

(1771.) Der Wandsbecker Bote. Hamburg. 4to. Nr. 78.“

„Gleim hat wieder ein Lied von Schäfern gesungen. Alexis und Elise, so heißt das Lied, und ist ein Lied von Gleim.“

(1772.) „Allg. d. Bibl. 18. Bandes 1. Stück. S. 209.“

„Der Inhalt dieses Gedichts ist von der größten Simplicität.“ — „Daß die Naivetät der Hauptcharakter dieses kleinen ländlichen Gemäldes seyn soll, sieht man bald, und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird man einige gute Züge in demselben nicht verkennen. Nur fürchten wir, daß die Manier hier und da zu trocken und zu frostig geworden sey.“

*) Nicht Singgedicht, wie Meuseln von Jacobs und Andern ist nachgeirrt worden.

35) „Die beste Welt, von Gleim und Jacobi. Halberstadt 1772.“ 8 * (2½ Bg.)

36) Der reiche Mann und Lazarus, eine Erzählung. Den Freunden der Carnavalslustbarkeiten ausgetheilt von einem Freunde der Armen. Halberstadt 1771.“ (½ Bogen.)

37) „Zwei Lieder eines armen Arbeitsmannes, zum Neujahrsgeschenk 1772, und wird verkauft zum Besten der Armen. Ebendas. 8. (1 Bogen.)

38) „An die Musen.“ Halberstadt 1772. 8. (½ Bogen.)

39) „Lobschrift auf Herrn Noël, nach dem Französischen des Kaisers von China. Berlin 1772.“ 8. (2 Bogen.) ††

40) „Lieder für das Volk. Halberstadt 1772.“ 8. (3 Bogen.) — Neue und vermehrte Ausgabe mit dem einleitenden Briefe von Lessing: „Preußische Volkslieder in den Jahren 1772 bis 1800. Vermehrte Auflage. 1800.“ 8. (7 Bogen.) *

(1773.) „Magazin der deutschen Critik. Herausgegeben von Schirach. 2. Bds. 1. Th. Seite 211—217.“

„Lieder für das Volk sind nicht Gedichte, welche durch erhabene Bilder, durch ein geschmücktes Colorit, und durch die höhern Reize der Poesie sich auszeichnen müssen. Diese Eigenschaften würden in derglei-

chen Liedern eben das seyn, was in einem Lustspiele die tragische erhabene Sprache seyn würde. — Ja man kann behaupten, daß Kunstrichter, deren Geschmack durch die Feinheit und Pracht der vortrefflichsten Gedichte verzärtelt ist, nicht einmal fähig wären, den Liedern für das Volk ein entscheidendes Urtheil zu fällen."

„Eben wegen der besondern Eigenschaften, welche diese Gattung erfordert, wird sie zu einer der schwersten, und nur ein Genie, das die Muse dazu vorzüglich begeistert, wird gute Lieder für das Volk schreiben. Wir haben in unserer Sprache dieses Fach noch nicht bearbeitet gehabt; denn Lavaters Schweizerlieder gränzen nur an das Gebiet, welches jetzt in diesen vor uns liegenden Gedichten auf einmal einen Meister zum Dichter erhalten hat."

„Die simple Sprache der Empfindung, das Große der Gesinnungen in kunstloser Natur, ohne Schminke, ohne Pracht, der wahre Enthusiasmus, der sich nicht in einen Wirbel von Worten ergießt, sondern in gedrängter Kürze sich ausdrückt, eine körnichte, ächt-deutsche Sprache, und die edelste Moral in dem gemeinsten Kleide, ohne allen Putz; dieses sind die Eigenschaften, welche die gegenwärtigen Lieder bezeichnen, und bezeichnen mussten, wenn sie vortrefflich seyn sollten. Sie sind den reizenden Landmädchen ähnlich, welche reinlich und ungeschmückt in ihrer natürlichen Schönheit daherhüpfen, und dadurch eben desto mehr gefallen." —

„Wer verkennet hier die kurze nachdrücklich-naive Sprache eines Gleims, in welcher er einst Friedrichs Krieger zu Helden sang, und jetzt das Volk zu guten Bürgern!“

(1777.) „Allg. deutsche Bibl. Anhang zu dem 13. bis 24. Bande. 1. Abtheilung. S. 426.“

„Gleim hat sich in dieser neuen Art von Gedichten hin und wieder glücklich zu dem Volke herabgelassen, die verschiedenen Beschäftigungen des Landvolks gut genutzt, um dasselbe zu edlen Empfindungen zu erwecken; die Sprache ist meistens natürlich und simpel, und er hat es verstanden, die Lehren, die er giebt, nicht in Sentenzen, sondern in Sentiments einzukleiden. Doch gefällt uns manches noch nicht. Ueberhaupt sind einige Lieder bloß für Preußen; doch Gleim will nun ein Preuße seyn, und also müssen wir Ausländer uns dies gefallen lassen.“

„Vornämlich aber dünket uns sehr vieles über den Begriff des Landvolks zu seyn. Von Musenchor, Aristoteles, Aether, Ocean, Myriaden muß man ihm nichts vorsagen. Die Hofcapellen, des Königs Quanz gehören auch nicht für ihn, weil sie ihn nicht interessiren.“

„Manches ist auch wohl zu hoch; wir meinen im Ausdrucke; denn die simple Hoheit edler, aber ohne den Schmuck der neuen figürlichen Dichtersprache, gesagter Gedanken versteht und fühlt auch der gemeine Mann.“

„An vielen Stellen verfällt der Dichter, um simpel zu seyn, in platte Spielwerke, oder wiederholt zu viel, ohne daß es Nachdruck gäbe.“

„Flickverse, und vom Reime erzeugte Zeilen sind auch nicht wenig.“

„Alles wohl überlegt, scheint es uns doch, daß alle bisher erschienene Gedichte dieser Art den Kenntnissen und Bedürfnissen des gemeinen Mannes noch nicht angemessen sind, und also mehr ein Spielwerk für Dichter und Leser, als wirklich zur Erleuchtung des gemeinen Mannes brauchbar sind.“

41) „Das Ritterstück, nebst Anhang. 1773.“ 8. (2 Bogen.) *

42) „Gedichte nach den Minnesingern, zum Besten zweier armer Mädchen. Berlin 1773.“ 8. † (5 Bogen.)

(1773.) „Magazin der deutschen Critik. 2. Bds. 2. Th. Seite 291.“

„Sollten manche Leser hier eine Sammlung von Gedichten suchen, die sie ganz eigentlich mit dem Characteristischen des Geschmacks der Minnesinger bekannt mache, so möchten sie ihren Wunsch nur hie und da erfüllt sehen.“

„Ich weiß nicht, wie ich diese Gedichte nennen könnte: — — Uebersetzungen? — Modernisirte Minnelieder? — Nachahmungen? — Das alles sind sie nicht, oder vielmehr sie sind bald dies, bald jenes. Aber das weiß ich, daß der Ton sehr oft verloren

ist; nur da ist er übrig geblieben, wo man das Gedicht freie Uebersetzung nennen kann.“

„Ohngeachtet es nun aber der Ton der alten Minnesinger nicht ist, welchen wir in den mehrsten dieser Gedichte finden, so wird man doch überhaupt die Gleimische Muse darin gewiß nicht verkennen.“

(1775.) „Allg. d. Bibl. 24. Bds. 2. St. S. 400.“

„Wir wissen überhaupt nicht recht, wofür wir diese Gedichte halten sollen. Nachahmungen der beigedruckten Originalgedichte der Minnesinger? Dann wären sie oft gar nicht im Geiste der Minnesinger, hätten zu viele fremde Einschaltungen, wovon im Originale auch nicht die geringste Spur ist.“

„Oder sollen es Gleimische Gedichte seyn, welche nur durch dies oder jenes der Minnesinger veranlasst worden? Dazu sind zu viele Stellen nicht im Ausdruck unserer Zeiten, zu viele allzuängstlich aus den Minnesingern übergetragen. Das Neue und Alte sticht oft sonderbar gegen einander ab. Ueberhaupt fehlt manchmal die edle Simplicität der Sprache und Empfindungen, womit sich die Minnesinger ausdrücken. Matte Stellen, vom Reim erzeugte Dehnungen und unsanfte Verse, finden wir nicht selten.“

„Ein Paar Gedichte sind (Eilfertigkeiten abgerechnet) schön nachgeahmt.“

43) „Halladat, oder das rothe Buch. (Zum Vorlesen in den Schulen.) Hamburg, erster und zweiter Theil 1774.“

4to und 8vo. „Dritter Theil.“ 8vo. — Nachdruck: Frankfurt und Leipzig 1775.

(1775.) „Gothaische gelehrte Zeitung. 55. Stück.

„Eine Sammlung Lehrgedichte, moralischen und philosophischen Inhalts, in orientalischem Styl vorgetragen.“ —

„Alle Leser dürften vielleicht nicht errathen, daß sie dieses wichtige Geschenk eben dem Dichter verdanken, der, nachdem er ihnen die Weisheit lange in lachenden Bildern geschildert, Anakreons Leier mit der Harfe von einem Seher Gottes vertauscht hat.“

(1775.) „Der d. Merkur. Juni. S. 281—285.“

„Ungeblendet von Freundschaft oder Feindschaft gegen den ungenannten Verfasser, ohne Vorurtheil, ohne andere Absicht, als der erkannten und gefühlten Wahrheit Zeugniß zu geben, trete ich *) hervor, — nicht um ein kunstrichterliches Urtheil zu fällen, — sondern bloß meines Herzens Meinung von seinem Buche zu sagen, das in meinen Augen, unter allen den mannichfaltigen neuen Erscheinungen unserer Zeit, die wunderbarste Erscheinung ist.“

„Ich höre, daß Viele — die das rothe Buch, wie eine andere poetische Neuigkeit, in die Hand genommen, und übersehen haben — entweder ziemlich ungünstig davon geurtheilet, oder wenigstens nicht recht mit sich einig haben werden können, was sie daraus machen sollten.“ —

---

*) Wieland.

„Ich selbst bekenne, daß mich die ungewöhnliche Simplicität, und der mystische Geschmack dieser neuen Seelenspeise im ersten Augenblicke stutzen machte. Aber freilich brauchte es nicht viel Zeit, um durch alle meine innern Sinne inniglich überzeugt zu werden, daß es Ambrosia und Nectar sey.“

„In der That — ich kenne wenige, und — wenn ich geradezu nach meinem Gefühl sprechen soll — gar kein anderes bloß menschliches Buch, welches geschickter wäre, eine Seele, die für das Wahre und Gute gefühlvoll ist, eine Seele, die sich glücklich fühlt, wenn sie sich zu Zeiten (je öfter je lieber) aus den Zerstreuungen des Lebens — des größtentheils kindischen und animalischen Lebens, wozu uns die Umstände in diesem unsern Raupenstande (wie ihn Haller nennt) verurtheilen — sammeln, und sich an stiller Betrachtung dessen, was wahrhaft und ewig Schön und Gut ist, laben kann, — was, sage ich, geschickter wäre, einer solchen Seele in solchen Stunden zur besten Unterhaltung zu dienen, als dieses Halladat. Auch bin ich gewiß, wenn dieses kleine rothe Buch sich erst einmal durch alle Hindernisse, die ihm Vorurtheil, falscher Geschmack, Mode, vielleicht auch Partheigeist und Eigensinn, eine Zeitlang entgegensetzen werden, einen Weg gemacht haben wird (und dies wird ganz gewiß geschehen; denn das Publicum ergreift am Ende doch allemal die gute Parthei), so wird es gerade das Buch seyn, dessen

Werth am allgemeinsten anerkannt, und dessen man, unter allen Erbauungsschriften, sich am meisten bedienen wird."

„Der Verfasser hat seinen Weisen nach Arabien oder Persien, (wie ich vermuthe) versetzt, wo es von uralten Zeiten her Weise von ähnlicher Art gegeben hat. Der morgenländische Schwung, der im ganzen Halladat herrscht, wird dadurch nicht nur natürlicher, sondern schickt sich überhaupt am besten, Wahrheiten für den Verstand und Empfindungen für das Herz, mit Würde, Kraft und Einfalt vorzutragen. Auch die Benennung eines jeden der Capitel, mit seinem eigenen Namen, ist morgenländisch. — Die arabischen oder arabisch klingenden Namen der Personen und einiger Sachen waren auf gewisse Art die schicklichsten, die der Verfasser finden konnte; griechische, lateinische, deutsche Namen würden zum Ton und Inhalt des Buchs nicht gepasst haben."

„Das Ganze ist in zwei Theile getheilt, wovon der erste auf eine unmittelbare Art Gott, und der andre den Menschen zum Gegenstande hat. In jenem beschäftigt sich der Weise hauptsächlich damit, den Menschen würdige Gedanken und Empfindungen von ihres Gottes unendlicher Größe, Weisheit und Güte zu geben." ꝛc. — „Aber die Art, wie er dies alles thut, auf die kam alles an, und die macht das originelle Characteristische, und den ganz beson-

dern Werth dieses Buchs aus. Alles darin ist bestimmt, anschauend, gefühlt; nichts ist durch kaltes Nachdenken, da man sich hinsetzt und gewisse Gedanken hat, weil man sie haben will, sondern Alles, wie man augenscheinlich sieht, durch besondere Veranlassungen, wie durch Inspiration, eingegeben; und so fern der Leser nur mit einiger Ruhe des Gemüths und ohne niedrige Vorurtheile liest, so ist es unmöglich, daß er der Wahrheit widerstehe, die darin mit seiner Seele spricht, oder daß er nicht eben so innigst fühle, daß sie Wahrheit ist, als er sein eigen Daseyn fühlt. — Und so muß man doch moralisiren, wenn man will, daß wir dadurch besser werden!"

(1778.) „Allg. d. Bibl. 35. Bds 2. St. S. 496."

„Bei dieser verspäteten Anzeige werden die Leser uns schon mit ihren Urtheilen zuvor gekommen seyn, und wir hätten fast Lust, uns dieses Umstandes zu bedienen, um uns von der Recension loszumachen. Man weiß, daß Herr Gleim in diesen Gedichten den Lehren der natürlichen Theologie und der Moral ein orientalisches Kleid umgehüllt hat. So sehr wir auch seine Verdienste erkennen, so müssen wir doch gestehen, daß die von ihm beliebte Einkleidung uns nicht gefällt. Sie hat, besonders wegen der vielen orientalisch klingenden Namen, ein sonderbares und gesuchtes Ansehn, und ist bei allem dem nicht in ächtem morgenländischem Geschmacke, und könnte oft den Leser verführen, daß er was Neues

und Ungesagtes zu lesen glaubte, wenn bloß dies Gewand neu ist. Für Kinder ist es daher vollends nicht; diese möchten fragen, warum ein rothes Buch schwarz gedruckt sey.“

„Wir haben freilich viel schöne Gedanken in diesem Halladat gefunden; aber doch auch keine, die nicht in ältern Halladats stünden; auch noch besser; als ein Halladat hätte es auch nicht müssen durch den Druck entheiligt werden. Zwei Gedichte haben uns vorzüglich und durchgehends gefallen. Lehrreich und angenehm sind noch verschiedene andere.“

„Der zweite Theil ist mehr moralischen Inhalts; da der erste größtentheils die Lehre von Gott, und etwas aus der Theodice enthält. Der Weg des Lebens, besonders gegen das Ende, ist sehr gut, wie wohl nichts Ungesagtes darin vorkommt. Die beiden Todtenköpfe sehr mystisch und leer.“

„Wir hoffen, daß wir diesesmal die Freiheit, unsre Meinung laut zu sagen, nicht werden gemißbraucht haben. Wir verkennen Herrn Gleims übrige Verdienste nicht, wenn wir gleich glauben, daß die Liebe zum Sonderbaren ihn hier oft von dem rechten Wege abgeleitet habe. Das Buch hätte für alle Stände classisch werden können, wenn es nicht hätte roth, das heißt orientalisch, seyn sollen.“

(1808.) „Eichhorn.“ Seite 849.

„Im Halladat trug Gleim als morgenländischer Weiser in einer Reihe poetischer Selbstgespräche, durch

fernhafte Sprüche, moralische Erzählungen und Sittengemälde, in phantasiereicher Einfalt nützliche Lebensregeln und fromme Empfindungen vor, die aber nicht von Mystik frei sind, obgleich im übrigen dem orientalischen Seher der europäische Verstand beiwohnt."

44) „Max, eine Romanze. Weimar 1774." 8. (1 Bogen.) — Vermehrte Auflage: „Max beim Schloßbrande zu Weimar 1774. Nebst Anhang 1778." 8. (2 Bg.) *

45) „Der Rosenraub. Berl. 1778." 8. (2 Bg.)

46) „Der gute Mann, als dem Vater des Vaterlandes wegen eines Geschenks von 30,000 Thalern ein Fest gefeiert wurde. Zum Besten der Armen. Halberstadt 1775." 8. (½ Bg.) ††

47) „Die goldnen Sprüche des Pythagoras. (Zum Vorlesen in den Schulen.) Halberstadt 1775." 8. (1 Bg.) — Abdruck im Maistück des deutschen Merkur von 1775. Neue vermehrte Auflage: „Die goldnen Sprüche des Pythagoras. Aus dem Griechischen. Nebst einem Anhang von Gleim. Halberstadt 1786." 8. (11 Bogen.) *

48) „Das schöne Weibchen. Keine Romanze. Zwanzig Exemplare für Freunde. 1776." 8. (1 Bogen.)

49) „Sinngedichte. Dreißig Exemplare für Freunde. 1776." 8. (2 Bg.) *

50) „Romanzen. Halberstadt 1777." 8.* (6 B.)

51) „Preußische Kriegeslieder. Berlin. (Halberstadt) im März und im April 1778.“ 8. (1 B.) — N. A. „Preußische Kriegeslieder im M. u. A. 1778. Von einem Grenadier. Leipzig 1778.“ 8. (2½ Bg. mit Titelkupfer.) *

52) „Preußische Kriegeslieder im Mai, Juni und Juli 1778. Berlin 1778.“ 8. (2 Bogen.) †

53) „Pr. Kriegeslieder im August 1778. Berlin 1778.“ 8. (2 Bogen.) †

54) „Pr. Kriegeslieder im September 1778 bis in den April 1779 von einem Grenadier. Berlin 1779.“ 8. (1½ Bog.) *

55) „Kriegsgesetz der Preußen und der Sachsen. Berlin und Dresden. (Halberstadt) 1778.“ 8. (1 Bogen.) — Neuer Abdruck: „Unser Kriegsgesetz.“ ††

56) „Friedensgesang. Am Friedensfest zu Halberstadt 1779.“ 8. (1 Bogen.) ††

57) „Lieder der Liebe 1779.“ 8. (1½ Bg.) †

58) „Gedichte nach Walther von der Vogelweide 1779.“ 8. (3½ Bogen.) †

59) „Salomo, der Prediger. An den Fürsten von Dessau. Berlin 1780.“ 4to max. (1½ Bogen.)

60) „Episteln, von J. W. L. Gleim. Originalausgabe. Leipzig 1783.“ 8. maj. (7 Bogen.) *

61) „Erzählungen. Ein Geschenk für Kinder. Halberstadt 1783.“ 8. (1 Bogen.) Wieder abgedruckt als Anhang zu den Fabeln. Berlin 1786. 12mo.

62) „Der König und Ziethen 1785.“ 8. — Abdruck: „Magdeburg, den 24. Januar.“ (½ Bogen.) ††

63) „Blumen auf Leopolds Grab 1785.“ 8vo. min. (2 Bogen.) †

64) „Blumen auf unsers Spiegels Grab. Halberstadt, den 7. Juni 1785.“ 8. † (2 Bogen.)

65) Noch Blumen auf das Grab des Menschenfreundes. Ebendas. 1785.“ 8. (1 Bogen.) † — Beide Sammlungen wurden wieder aufgelegt, mit einem Leben Spiegels von Gleim, und mit Blumen von Andern vermehrt: Blumen auf Spiegels Grab. Berlin 1786.“

66) „Epoden. 1785.“ 8vo. min. (2 Bogen.) — Nachdruck: „Satyrische Gedichte vom Herrn Canonicus Gleim. 1794.“ †

(1786.) „Allgemeine Literaturzeitung Nr. 17.“

„Seitdem der Grieche Archilochos an den deutschen Dichter der Jamben seine Geißel abtrat, fürchteten wir schon, daß unsere neuesten Genieen sich bald auch in die übrigen, unter uns noch unversuchten, Dichtarten der Griechen theilen würden, um, so Gott will, diesem Volke nichts mehr übrig zu lassen, worauf es, als ein unveräußerliches Eigenthum, stolz

seyn

seyn könnte. Der uns unbekannte Verfasser der Epoden erfüllt hier einen Theil unserer Erwartungen; doch hätten wir gewünscht, daß er, da er 19 Gedichte unter dem Namen Epoden lieferte, die man auch zur Noth unter jedem andern Titel lesen könnte, sich zu unserer Schwachheit herabgelassen, und bei dieser Gelegenheit uns ein wenig Auskunft über den Begriff einer Epode vorausgegeben hätte. Da er dies aber nicht gut gefunden, so können wir blos bemerken, daß alle 19 Stück im Grunde Gedichte wie andre Gedichte sind, nur durch einen derben energischen Ton, auch oft durch ein auffallend grelles Colorit ausgezeichnet."

1793. „Neue Bibl. der sch. W. und d. f. K. 49ten Bds. 2. St. Seite 346."

„Es sind kleine satyrische Gedichte, die mehr Derbheit als Kraft und Geist haben, und, wie es scheint, größtentheils auf besondere Vorfälle und Personen gedichtet sind. Das A propos und die Aehnlichkeit der Portraits mag ihnen in den Augen derer, die darüber urtheilen konnten, ein gewisses Interesse gegeben haben. Wer sie ohne erläuternden Commentar lesen soll, wird ihnen wenig Geschmack abgewinnen."

67) „Freudenlied, gesungen im Lande der Preussen 1786." 12. ($\frac{1}{2}$ Bg.) — N. A. „Freudenlied ges. im L. d. P., den 24. Januar 1786. vom Verfasser der Kriegeslieder. Berlin." 8. — Nachgedruckt: Zum Besten der Armen. Cleve." 8.

68) „Ernst Möhring. Halberstadt den 29. Januar 1786. Wird verkauft zum Besten seiner Wärterin ꝛc. Wer's nachdruckt, ist ein Dieb.“ 8. (½ Bogen.)

69) „Grabgesang, als Ziethen zur Ruhe ging. Halberstadt 1786.“ 8. (½ Bogen.) ††

70) „Friederich der Zweite nach seinem irdischen Leben. Gesungen vom Verfasser der Kriegeslieder im August 1786. Berlin.“ 8. (1 Bg.)*

71) „Gesang der Musen und der Landleute. Gesungen im Trauerjahre der Preussen, den 18. September 1786. Halberstadt 1786.“ 8. (½ Bg.) ††

Dritte Periode.

Von 1786 bis 1803.

---

72) „Etwas von der Erleuchtung zu Halberstadt, am Huldigungstage 1786.“ 8. (1¼ Bg.) ††

73) „Oden von J. W. L. Gleim 1787.“ 8. (1 Bg.) ††

74) „Die Frage: Wozu marschieren die Preußen? beantwortet von einem alten Preußischen Grenadier. Berlin 1787.“ 8. (½ Bg.) — Abdruck: „Hannover 1787. Zum Besten des Arbeitshauses.“ 8. ††

75) „Der beste König. Von Gleim. Halberstadt, den 4. Juni 1788.“ Berlin. 8. (1 Bg.) ††

76) „Blumen auf Sophia's Grab. Halberstadt 1789.“ 8. (½ Bg.) ††

77) „Preußische Soldatenlieder in den Jahren von 1778—1790. Berlin 1790.“ 8. (12 Bg.)*

78) „Einige Gedichte auf den Congreß zu Reichenbach und auf die Kaiserwahl zu Frankfurt am Mayn. Berlin 1790.“ 8. (5½ Bg.) †

79) „Preußische Marschlieder im Mai. Halberstadt 1790.“ 8. (6 Bg.) *

80) „Triolettische Gedichte. Berlin. (Halberstadt) 1791.“ 8. (3 Bg.) †

81) „Das Möpschen. Halberstadt im Jahr 1791.“ 8. (Mit einem Holzschnitt von Gubitz. 1 Bg.) ††

82) „Einige Blumen auf des liebenswürdigen Kindes F. W. Geiling's Grab, vom alten Gleim. Halberstadt 1791.“ 8. (½ Bg.) †

83) „Polnische Kriegeslieder. Warschau 1792.“ 8. (½ Bg.) †

84) „Zeitgedichte vom alten Gleim, als Handschrift für Freunde 1792.“ 8. (6 Bg.) †

85) „Sinngedichte von Gleim, als Handschrift für Freunde 1792.“ 8. (6 Bog.) †

86) „Lieder, gesungen im Jahr 1792. 1792.“ 8.* (4 Bg.) Das Druckjahr ist nur angeblich, um einigen Liedern eine weitere historische Beziehung zu geben.

87) „Zeitgedichte vor und nach dem Tode des heiligen Ludwig des Sechszehnten. Halberstadt 1793.“ 8. (6 Bg.) †

(1794.) „Literarische Denkwürdigkeiten. 2. Quartal. Leipzig. 8. Seite 404.“

„Der Nestor unsrer poetischen Literatur, Vater Gleim — denn wer von uns hätte sein poetisches Gefühl nicht vorzüglich mit durch Gleims Gesänge gebildet? — hat daselbst auf eigene Kosten, als Geschenk für seine Freunde, drucken lassen: „Zeitgedichte“ ꝛc. Nie hat dieser ehrwürdige Barde sich an sein Schreibepult gesetzt, um Gedichte zu machen; in der Kunst der Kamöne eingeweiht, und mit einem empfindungsvollen Herzen geboren, war ihm nichts fremd, was den Menschen angeht; seine Gedichte sind daher Aushauch der Empfindungen bei Vorfällen, die ihn afficirten. Gewiß entstehen nur auf diese Weise ächte lyrische Stücke; doch muß die Feile, einige Zeit nachdem der Dichter wieder kalt geworden ist, das Hingeworfene verbessern: denn auch Gesänge sind Kunstwerke; daher die Farben nicht bloß aufgetragen, sondern gehörig verschmolzen werden müssen. So verfuhr auch Herr Gleim ehemals, und wenn er anjetzt weder Muße noch Lust hat, seinen poetischen Ideen die erforderliche Ausbildung zu geben, so blei-

ben sie deswegen zwar immer höchst schätzbar, nur muß der Musenjünger nicht glauben, was man einem Gleim gern nachsieht, sey auch ihm Recht, zumal er schwerlich, wie Gleim, den Mangel der Polit durch geprüfte Stärke des poetischen Gefühls v ten dürfte." —

88) „Siegeslied, als Mainz über den war, den 22. Juli 1793. Berlin." (1 Bg.)

89) „Kriegeslieder im Jahr 179 gedruckt in Deutschland 1794." 8. Bogen.) †

90) „Das Hüttchen. Hilbe adt 1794." 8.* (8 Bog.) mit einer Vignette von Buchhorn.

91) „Fabeln für's Jahr 1795." 8. (2 Bog.) †

92) „Nesseln auf ber 1795." 8. (2 Bog.) †

93) „Amor und ychen 1796." 8.* (7 Bog.)

(1797.) „Der neue tsche Merkur. 2. Bd. S. 84."

„Diese Samm g süßer kleiner Lieder dürfte schwerlich in viele er Hände kommen, und verdiente es doch, un er ihr eigenthümlichen Leichtigkeit, Reinheit, und u des jugendlichen Frohsinns willen, in welchem ma ogleich den alten, jedem gefühlvollen Deutschen theuern Dichtergreis erkennt, dessen Scheitel die Grazien noch immer, wie vor 40 Jahren, mit Myrthen und Rosen umkränzen. Die 68 anakreontischen Tändeleien sind gleichsam eben so viele Situationen, in welchen die scherz- und sangreiche Psyche des Dichters sich doch immer ihres himmlischen Ursprungs würdig zeigt, und kindische Spiele in ernste Lebensweisheit zu wandeln weiß."

94) „Kinderlehren. 1796.“ 8. (1 Bogen.) †

95) „Kraft und Schnelle des alten Peleus. Im Jahr 1798.“ 8. (2 Bog.) †

96) „Held Ferdinand. Besungen vom alten Gleim. 1798.“ 8. (1 Bogen.) ††

97) „Schweizerische Kriegeslieder. Im März 1798.“ 8. (2 Bogen.) †

98) „Nelson. London im November 1798.“ 4to. (4 Bogen.) †

99) „Friedrichs des Einzigen Epistel an seinen Geist. Aus dem Französischen übersetzt vom alten Gleim. 1798.“ 8. (Mit dem Original zur Seite. 4½ Bogen.)

100) „Manifest aller Völker an das französische Volk. Rastadt 1799.“ 8. (½ Bg.) ††

101) „Zeitgedichte vom alten Gleim. Seinen Freunden zum Geschenke. Halberstadt 1799.“ 8. (2 Bogen.) †

102) „Dramatische Gedichte. Berlin 1800.“ 8. (7 Bogen.) †

103) „Punschlieder. Gesungen von einem alten Wassertrinker zu Halberstadt. Im Mai 1800.“ 8. (2 Bogen.) †

104) „Todtenopfer, als Herr Rector G. N. Fischer zur Erde bestattet wurde, dargebracht vom alten Gleim. Halberstadt 1800.“ 8. (½ Bogen.) — N. A. „Unser Fischer. Zum Besten der armen Schweizer.“ ††

105) „An Deutschlands Fürsten im Jahr 1800 vom alten Gleim.“ 8. (½ Bog.) ††

106) „An unsre Philosophen. Im Monat Julius 1800.“ 8. (½ Bogen.) ††

107) „Zeitgedichte für wenige Leser. Vorbericht. Wenige Leser sind unpartheiisch, deswegen sind diese Gedichte nicht für alle. Im Jänner 1801.“ 8. (5 Bogen.) †

108) „Zeitgedichte für einige Leser. Abgedruckt im Mai 1801.“ 8. (4 Bogen.) †

109) „Lieder zu einem Roman. 1801.“ 8. (4 Bogen.) †

110) „Zeitgedichte von einem alten Deutschen. Deutschland. 1801.“ 8. (8 Bog.) †

111) „Blumen auf's Grab der Frau C. L. von Klencke, geb. Karschin. Aus ihren eigenen und ihrer Freunde Gedichten. Als Manuscript für Freunde. Halberstadt 1802.“ 8. (2 Bogen.) ††

112) „Blumen auf's Grab Ihro Königl. Hoheit Friederich Heinrich Ludewig, Prinzen von Preußen, vom alten Gleim. Halberstadt 1802.“ 8. (½ Bogen.) ††

113) „Nachtgedichte vom alten Gleim. Im Frühjahr 1802.“ 8. (6 Bg.) †

114) „Friedensgedichte. Vom alten Gleim. Im Jahr 1802.“ 8. (½ Bg.) *

115) „Nachtgedichte von Gleim. In den Sommermonaten 1802. Halberstadt.“ 8. (6 Bg.) †

Nachdruckerausgaben
sogenannter sämmtlicher Werke von Gleim.

1) „Des Herrn F. W. G. sämmtliche poetische Werke. Erster und zweiter Theil. Straßburg bei Behn 1765.“ 12.
2) „Sämmtliche Schriften des Herrn F. W. Gleims. Erster bis sechster Theil. Neue verbesserte Auflage. (Ohne Druckort) 1773.“ — Siebenter und achter Theil. 1777.“ 8.
3) „Sämmtliche Schriften ꝛc. Acht Theile. Frankfurt und Leipzig. 1777.“ 8.
4) „Herrn F. W. G. sämmtliche Werke. Erster bis sechster Theil. Reutlingen 1779.“ 8.
5) Sämmtliche Schriften ꝛc. Carlsruhe. 1780.“ 6 Theile in 2 Bänden. 8.
6) „Sämmtliche Schriften von Friederich Wilhelm Gleim. Erster bis dritter Band. Altona 1798 und 1800.“ — Seitdem mit umgedrucktem Titel und mit einem vierten Bande vermehrt: Leipzig bei Gräff 1802 und 1803. 8.

Sämmtliche diese Nachdruckerausgaben sind durchaus ohne Werth, und voll von eingeschwärzten unächten Stücken. Besonders um dieser letztern willen hasste sie Gleim, welcher sonst gegen dies Diebswesen sehr nachsichtig war, und dem letzten Nach-

drucker seiner Werke, Kave zu Altona, mehr als gutmüthig, schrieb:

„Ich höre, Herr Kave, Sie wollen meine Werke drucken lassen. Thun Sie's doch ja nicht! Meine Werke hat keiner, als ich! Wer sie Ihnen gegeben hat, ist ein schändlicher Betrüger! Thun Sie's doch ja nicht; ich schätze Sie hoch, weil Sie Voßens Homer so schön druckten. Sie haben, wenn keinen Schaden, doch keinen Vortheil, und ich schätze, wenn Sie meine Bitte nicht Statt finden lassen, Sie nicht mehr hoch."

Aber was verfing solch ein sanftmüthiges Wort gegen eine Nachdruckerseele!

Irrungen.

Seite	65	Zeile	11	v. u. l. Friederichs,
—	91	—	14	v. u. l. pandetur
—	113	—	1	v. o. l. schienen.
—	224	—	4	v. u. l. August
—	232	—	14	v. u. l. das sechste
—	302	—	4	v. u. l. einträchtig
—	368	—	8	v. o. l. schrieb.
—	446	—	5	v. u. l. 1786.

Halberstadt, gedruckt bei Friedrich Delius.

88 M 24

Acc. d. 0/1

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Körte, Wilhelm,

Joh. Wilh. Ludw. Gleims Leben

Halberstadt 1811
Biogr. 458
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10063487-3